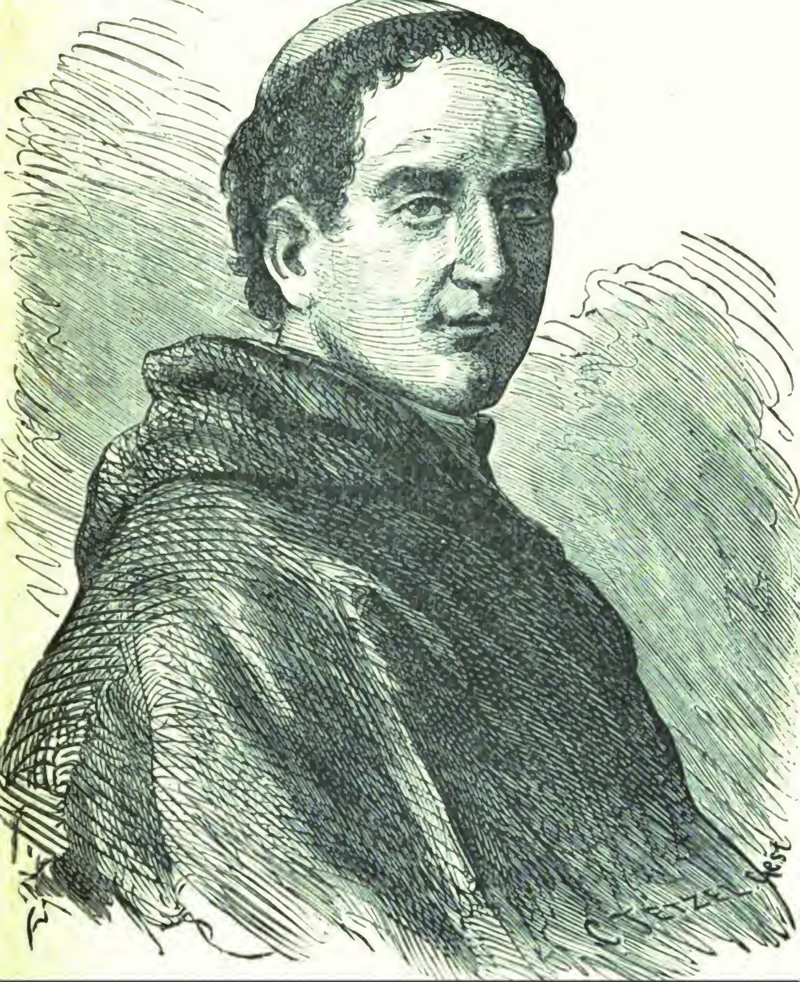


Frankfurter Zeitgemaesse Broschuren

Frankfurter
zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Paul Haffner.

Neue Folge.

Band III.

Frankfurt a. M.
Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1882.

Inhaltsverzeichniß.

Der Atheismus
als europäische Großmacht.

Von

Dr. Paul Haffner.

I.

Der Congreß der Freidenker.

Ni dieu ni maitre! Kein Gott und kein Herr! so lautete die Inschrift der rothen Fahne, welche am 18. Sept. d. J. der Bevölkerung der französischen Hauptstadt verkündete, daß ein internationaler Congreß in dem Theater Oberkampf versammelt sei. Wem etwa die Farbe der Fahne zur Erklärung der Devise nicht genügte, den konnte die aus Gold gewirkte phrygische Mütze, auf welche sie mit schwarzen Lettern gedruckt war, belehren. Um aber jeden Zweifel zu heben, waren zum Ueberfluß ringsum auf rothen Schildern die Namen der Heroen der Commune angebracht: Rigaul, Ferré, Flourens, Varlin, Delescluze u. A.

Ni dieu ni maitre! Kein Gott und kein Herr! Kürzer und schärfer hat noch niemals einer Partei Parole gelautet. Stümperei ist es dagegen, wenn die sociale Revolution des sechszehnten Jahrhunderts die Freiheit des Evangeliums proclamirte; blasse Phrasen waren es, welche die Revolution von 1789 mit ihrem Rufe Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zum Besten gab; reinen Humbug trieb die gesetzliche Revolution des modernen Liberalismus, wenn sie die Schlagworte des „Fortschritts" der „Civilisation", der „nationalen Idee" u. s. w. auswarf. Ni dieu ni maitre! das

ist der Kern aller revolutionären Parole. Alles andere ist Larve.

Die Eröffnung des Congresses hat gezeigt, daß die Zeit gekommen ist, in der man der Larve nicht mehr bedarf. Das ist seine Bedeutung und auf diese Bedeutung soll in den folgenden Blättern hingewiesen werden.

Viele hundert Männer waren als Delegirte aus fast allen größeren Städten Frankreichs, Belgiens, der Schweiz erschienen. Aus andern Ländern — so von dem Engländer Bradlaugh — waren Entschuldigungen und Theilnahms-Erklärungen eingelaufen. Die Journalistik der Hauptstadt war in den bekanntesten Namen vertreten. Freidenker, so nannten sich die Mitglieder dieser Versammlung, deren Präsidium abwechselnd der Redacteur Lepelletier, die Bürgerin Bonnevielle, der Belgier Francoberg, der Bruder Perinelle, die Schullehrerin Barbereuse u. Andere übernahmen, in deren Schlußsitzung aber die bekannte Barikaden-Excellenz Rochefort erschien.

Was im Verlauf der fünf Sitzungen des Congresses vom 18. bis 23. September hier zur Sprache kam, übersteigt wohl Alles, was in ähnlichen Versammlungen ausgesprochen wurde; nicht durch die Kühnheit der Ideen, der Leidenschaftlichkeit der Vorschläge, der radicalen Schärfe der Maßregeln; hierin können die Freidenker unseres Jahrhunderts wohl kaum sich überbieten; wohl aber durch die cynische Offenheit, mit welcher der Atheismus als Großmacht des heutigen Europa sich einführte.

Daß Freidenker gegen die Kirche in unversöhnlichem Kriegs-Zustand sich befinden, haben wir in den Hörsälen der Gelehrten, den Logen und den liberalen Versammlungen der verflossenen Jahre zu oft vernommen, als daß wir erstaunt sein könnten, wenn der Congreß Unterdrückung des Cultus-Budgets, Kündigung des Koncordates, Trennung von Kirche und Staat, Laien-Unterricht mit Ausschluß des Religions-Unterrichtes, Einziehung aller Güter der Kirche beschließt. Worüber wir erstaunt sind, das ist die Klarheit mit welcher diese Versammlung das letzte Ziel dieser Beschlüsse proclamirte. Zu anderen Zeiten und in anderen Kreisen hatte man für nothwendig erachtet, die Zerstörung der Kirche im Namen irgendwelcher Ideale zu fordern; man klagte sie als Feindin der freien Forschung, der politischen Gleichheit, der Toleranz, der idealen Humanität, des öffentlichen Wohlstandes an. Kein

Wort mehr davon! Das Todes-Urtheil, welches über die Kirche gesprochen wird, hat nur ein Motiv: man muß die Kirche zerstören — il faut briser l'eglise, weil sie die Schule der Sclaverei und des Despotismus ist, das heißt in wortgetreuer Uebersetzung aus der Sprache der Freidenker in die Sprache der vernünftigen Männer, soviel als: die Kirche muß zerstört werden, weil sie die Schule des Gehorsams und der Autorität ist.

Auch das wußten wir längst, daß die Freidenker die Idee des persönlichen Gottes, des Gesetzgebers der Sitten und des Richters über Gutes und Böses in dem von der wahren Philosophie und dem christlichen Glauben festgestellten Sinne nicht mehr festhalten. Aber die Mehrzahl dieser Männer hatte bisher für nothwendig gefunden, diese Gottesleugnung in schöne Worte zu bergen, welche die innere Leere des Gedankens mit einer Aureole umhüllten. Von dem Gott in der Menschen Brust, dem Allgeist in der Natur sprachen uns die Atheisten von ehedem. Welten-Baumeister nannten die Logen-Meister das undefinirbare Wesen, welches sie als Hintergrund ihrer faden Humanität wenigstens für die Brüder niederer Grade nicht entbehren zu können glaubten. Das mindeste, was der Atheismus zur Umhüllung seiner Nacktheit nöthig erachtete, war die schöne Phrase von dem Wahren, Guten nnd Schönen, welche der Menschheit als dreieinige Gottheit vorschweben sollte.

All das ist entbehrlich geworden. Der Freidenker-Congreß von 1881 erwiedert die Frage: Wollt ihr Gott abschaffen? mit dem lärmenden Zuruf: Wozu abschaffen? es gibt keinen Gott. „Das religiöse Gefühl ist nur eine Erfindung der Furcht! eine Larve, welche die Pfaffen erfunden haben und die man herunterreißen muß. Ihr Pfaffen jeder Art und Gattung! Euer Gott ist der Satan, und da es auch keinen Satan gibt, so betet ihr Lug und Trug an. Ein infâme manequin ist Gott! welcher aber sowenig wie sonst Jemand über den freigeborenen Menschen Gewalt hat. Gott ist nur ein Produkt deiner Einbildungskraft. Leugne Gott und denke er sei nicht. Dann bist du frei von dem Wahne, der dir die Lust des Lebens vergällt nnd deiner Freiheit Schranken zieht!"

Das ist die Quintessenz der von Lepelletier Allix, Condernau, Brisson, Richard, den Bürgerinnen Bonnevielle, Barbereuse und Anderen gehaltenen Reden, und wahrlich offener kann man nicht

sprechen. Hier enthüllt der Atheismus sich in seiner ganzen Blöse, als reine Negation mit allen Attributen der leichtfertigsten Frivolität und des glühendsten Hasses.

Die bemerkenswertheste Enthüllung aber, welche der Atheismus in dem Theater Oberkampf über sich selbst gegeben hat, besteht in der unumwundenen Erklärung, daß er das Princip der Revolution, des politischen wie des socialen Umsturzes sei; daß aus ihm unmittelbar die Abschaffung der Autorität, des Gesetzes und des Eigenthumes folge, daß er mit einem Worte die Grundlage des radicalen Socialismus bilde.

Wohl machten einige Mitglieder des Congresses einen schwachen Versuch, diese Erklärung zu verhindern. War es ja doch bisher das Vorrecht der Freimaurer in allen Etagen der Gesellschaft zu arbeiten; in den hocharistokratischen Kreisen, welchen ihre allerhöchsten und höchsten Protectoren angehören, wie in den Zirkeln des vergoldeten Liberalismus und in Volks-Versammlungen dritten und vierten Rangs. Diese glückliche Vielseitigkeit mußte ja durch das Bekenntniß des socialen Atheismus in Gefahr kommen, gestört zu werden.

Das war unopportun. Auch Gambetta mißfiel dies höchlich; und wer weiß besser als dieser, daß die Opportunität die Summe politischer Weisheit ist. Aber umsonst! Die fünfte Sitzung des Congresses sprach ausdrücklich mit großer Majorität und mit besonderer Approbation Rocheforts das Princip aus, daß der Congreß der Freidenker mit dem Atheismus den Socialismus verbinde, daß beide unzertrennlich, wie Grund und Folge, zu einander sich verhalten. Welche Wirkung diese Erklärung hat, wird die Zeit lehren. In Frankreich haben die Herren Freidenker wohl nichts zu fürchten, wenn sie unter socialistischer Flagge fahren; auch in Belgien, in der Schweiz wird man ihnen höchstens einige Winke zur Vorsicht geben. In Deutschland aber könnte am Ende doch die Polizei oder sogar ein Staats-Anwalt auf den, schon bei Berathung des Socialisten-Gesetzes von der Minorität angedeuteten Gedanken zurückkommen, daß man nicht blos den Atheismus in socialistischen Schriften, sondern auch den Socialismus in den atheistischen Schriften verfolgen müsse.

Dann aber videant consules! Da wären wohl in vierundzwanzig Stunden Dutzende von Professoren hinter Schloß und Riegel oder auf unfreiwilligen Ferien-Reisen. Doch warten wir

ab. Die Polizei braucht jedenfalls noch einige Wochen, bis sie den Schleichhandel des Socialismus in den hohen Regionen der atheistischen Wissenschaft sich zu vollem Verständniß bringt. Vielleicht weiß sie sogar für die offenherzige Selbst-Anzeige dem Congreß nicht einmal zu danken.

Um so dankbarer sind wir demselben. Wir wünschten, daß solche Versammlungen in allen Hauptstädten gehalten würden, in möglichster Nähe der allerhöchsten Hoflager und Cabinete. Der Freidenker ist Atheist und der Atheist ist Socialist. In dieser kurzen, auch für das kleinste Gehirn faßlichen Gedankenfolge liegt eine bedeutungsvolle Perspective, würdig der ganzen Aufmerksamkeit aller jener, welchen das Wohl des Thrones und des Vaterlandes am Herzen liegt.

Unser Wunsch scheint nicht unerfüllt zu bleiben. Bereits ist in England ein Freidenker-Meeting gehalten worden, welches den Pariser Beschlüssen adhärirt; andere sind in Belgien und der Schweiz bereits angekündigt. A revoir à Rome „nach Rom, um die Axt an die Wurzel des Papstthums und der Kirche zu legen, nach Rom" so riefen sich die scheidenden Brüder in der Nacht vom 23. September am Schluß des Congresses zu; und was sollte diesem schönen Wunsch entgegenstehen? Die Regierung Humberts gewiß nicht, wenn sie überhaupt bis dorthin noch stehen sollte.

Während die Freidenker, Atheisten und Socialisten Europas auf jenen römischen Congreß sich vorbereiten, mag es wohl auch uns geziemen, mit jener Großmacht uns zu beschäftigen, welche mit dem natürlichen Instinkt aller Herrscher nach dem Mittelpunkt der Welt vordringt, um ihren Thron auf den Hügeln der ewigen Stadt aufzurichten. Vor Allem dürfte es nicht ohne Interesse sein, einen Blick auf den Ursprung dieser Macht zu werfen. Wie hat sie sich Bahn gebrochen in Mitte der europäischen gesellschaftlichen Ordnung, welche von dem christlichen Glauben durchdrungen, dem Königthum Christi unterworfen und durch den Namen des dreieinigen Gottes besiegelt war? Welche Allianz hat den verwegenen Feldzug gedeckt, dessen Ziel die Auslöschung des Namens Gottes aus der europäischen Civilisation ist? Wer sind die Pioniere des atheistischen Socialismus?

II.

Der Ursprung des Atheismus.

Die Beantwortung dieser Frage ist uns durch die Zusammensetzung des eben erwähnten Congresses in eigenthümlicher Weise nahe gelegt worden. Wir möchten in dieser Versammlung eine Art von Spektral-Analyse erkennen, welche in ihren Strahlen die Elemente andeutet, auf deren Zusammenwirken die Civilisation des atheistischen Socialismus beruht. Die Mitglieder bestehen aus drei Klassen: ungläubige vom Haß gegen die kirchliche Autorität erfüllte Katholiken, reformirte Prediger und Juden. Ein genialer Dramatiker hätte die Rollen nicht besser wählen können, um uns ein vollständiges Bild des Entstehens des modernen Atheismus zu geben.

Der moderne Atheismus ist thatsächlich aus dem Schooße der katholischen Gesellschaft hervorgegangen. Er ist in bewußtem Gegensatz gegen die übernatürliche von der kirchlichen Hierarchie gehütete, auf den Geheimnissen des Gnadenlebens ruhenden Ordnung des Christenthums entstanden. Sein Lebens-Princip ist Haß gegen Christus den Sohn Gottes und seine Kirche.

Diese Bemerkung ist unseres Erachtens von tiefgreifender Wichtigkeit. Wir müssen uns über dieselbe näher erklären.

Die rationalistische Wissenschaft der Gegenwart hat die Meinung verbreitet, die Idee des persönlichen Gottes und die an diese sich knüpfende Idee der sittlichen Ordnung, der Unsterblichkeit und ewigen Vergeltung sei erst allmählig durch die Reihenfolge der Speculation und der positiven Religion in das Bewußtsein der Menschen eingeführt worden. Der Urzustand des Menschen sei Atheismus. Erst allmählig habe sich mit der socialen Ordnung auch die religiöse Anschauung entwickelt, welche in der Idee des persönlichen Gottes gipfelt. Es sei eben darum auch nur eine Rückkehr zu dem Urzustand, eine Wiederherstellung der reinen Natur, eine Läuterung der Humanität, wenn einzelne Geister sich von den geschichtlich gewordenen Anschauungen emanzipiren, um als freie Denker den Gottes-Begriff, welchen die Jahrhunderte geschaffen, zu zerstören und an die Stelle der Religion den Atheismus zu setzen.

Nichts ist der philosophischen und historischen Wahrheit mehr zuwider, als diese Meinung, welche mit der falschen und

unhaltbaren Theorie von dem s. g. Contrat social in unmittelbarem Zusammenhang steht. Die Idee des persönlichen Gottes ist eine Mitgift der Menschen-Seele; von Natur aus entwickelt sie sich mit Nothwendigkeit in der menschlichen Vernunft. Vor aller Wissenschaft erfüllt sie den menschlichen Verstand, wie das menschliche Herz. Die Philosophie entwickelt sie, aber sie schafft sie nicht; sie kann sie verwirren, aber nicht zerstören.

Auf dieser natürlichen Idee von Gott beruht die Möglichkeit der Gründung jeder Religion, jeder Empfänglichkeit für positive Offenbarung, jeder Inanspruchnahme einer hierarchischen Autorität. Kein Priester, kein Philosoph und König hätte, weder durch das Motiv der Furcht noch der Hülfsbedürftigkeit auch nur einem Dutzend Menschen die Idee eines ewigen unendlichen und göttlichen Geistes einpflanzen können, wenn diese Idee nicht in der Vernunft selbst mit innerer Nothwendigkeit aus der Betrachtung der Welt und der ihr zugrundeliegenden und in ihr sich offenbarenden Grund-Gesetze insbesondere des Gesetzes der Causalität sich ergeben würde.[1])

Es handelt sich vielmehr umgekehrt um die Frage: Wie kömmt der Mensch von der Religion zum Atheismus? Wie ist es ihm möglich, die Idee Gottes aus der Vernunft zu tilgen, eine Idee, welche mit eben dieser Vernunft verwachsen ist, wie das Bild mit dem farbigen Glas, dem die Gluth des Feuers es einbrannte? Woraus schöpft der Atheist die fürchterliche Macht, die Gottesleugnung auszusprechen, festzuhalten und zu verbreiten, gegen welche seine ganze menschliche Natur im Einklang mit Himmel und Erde protestirt? Gewiß, der Ursprung des Atheismus ist ein schwieriges Problem, — nicht der Ursprung der Religion. Das letztere ist längst von der heidnischen und christlichen Wissenschaft gelöst. Das erstere näher zu untersuchen, halten wir des ganzen Ernstes der Philosophen würdig.[2])

[1]) In herrlicher Weise führt diesen Gedanken Tertullian aus, in seinen Büchern von der Seele und dem Zeugniß der Seele: „die Seele ist früher als die Prophetie, die Erkenntniß Gottes ist von Anfang an ihr Mitgift. Die Wissenschaft der Seele von Gott kann verdunkelt werden, weil sie nicht Gott ist, sie kann aber nicht ausgetilgt werden, weil sie von Gott ist. Die Seele ist von Natur aus eine Christin.

[2]) Siehe hierüber Lücken, Traditionen des Menschen-Geschlechts, Münster 1876. Fischer, Heidenthum und Offenbarung, Mainz 1878.

Wir beschränken uns zunächst auf eine geschichtliche Bemerkung. Eine ganz unbestrittene Thatsache ist es, daß alle Völker im Anfange ihrer Cultur den Glauben an den persönlichen, von der Welt verschiedenen geistigen Gott haben; daß erst allmählig derselbe in sinnliche Vorstellungen übergeht, in Pantheismus, Polytheismus und Dualismus sich umbildet; und daß immer erst zuletzt in dem Höhepunkte der Civilisation die Gottesleugnung eintritt. So in Indien, beim Auftreten der Buddhisten im 6. Jahrh. v. Chr., in Griechenland im Zeitalter der Atomisten und Sophisten im 5. Jahrh. v. Chr., in Italien bei der Auflösung des altrömischen Lebens in dem letzten Jahrhundert v. Chr. Nicht der Urzustand, sondern die entartete Civilisation hat den Atheismus des Alterthums hervorgerufen, und derselbe hat in dem Maaße seine Ausdehnung gefunden, als diese Civilisation in das Leben des Volkes eindrang. Er hatte seinen Höhepunkt in dem ersten Jahrhundert des Kaiserreiches.

Auch in allen späteren Jahrhunderten hat der Cäsarismus sich als die eigentliche Pflanzstätte des Atheismus erwiesen. Tiefes Wechsel-Verhältniß besteht zwischen der Leugnung des ewigen und heiligen Gottes und der Vergötterung eines vergänglichen, mit allen menschlichen Lastern und Gebrechen behafteten Cäsaren. Ein Volk, welches den lebendigen Gott klar und warm in seinem Herzen trägt, ist der Erniedrigung nicht fähig, welche den Cäsarismus ermöglicht, und umgekehrt ist nur der Atheismus im Stande, den Cäsaren jene schrankenlose Ungebundenheit zu geben, welche sie zu absoluten Herren des Rechtes macht.

Der Cäsarismus entsteht aber wie der Atheismus nicht inmitten ungebildeter Natur-Völker, sondern erst auf Grund jener Verfeinerung der Bildung und des Lebens, welche man Civilisation nennt. Die nächste Vorbereitung der Leugnung Gottes und der sittlichen Ordnung ist eine sophistische Philosophie; eine in widersprechenden Meinungen auseinandergehende sich selbst verzehrende, in eitlem Gerede sich verlierende s. g. Wissenschaft. Wenn diese die Kräfte des menschlichen Geistes verwirrt und an den Rand des Wahnsinns gebracht hat, dann wird es möglich sein, die Leugnung Gottes zu versuchen. Die zweite Vorbereitung dieses Versuches ist die Zerrüttung und Zersetzung des menschlichen Geistes durch Lasterhaftigkeit jeglicher Art. Insbesondere sind die Laster der Unzucht die Hauptquellen der Gemüthsstimmung, welche

den Gedanken Gottes in Apathie und Frivolität begräbt. Der entscheidende Schritt zur Gottesleugnung ist aber weder Zweifel, noch Sinnlichkeit, sondern directe Auflehnung gegen den höchsten Herrn, den man erkennt, aber nicht bekennen will. Auf diesen Punkt macht der Apostel Paulus (Römer 1. 21.) aufmerksam, indem er von den Heiden sagt „nachdem sie Gott erkannt, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt." Dieser praktische Widerstand des Willens gegen die Erkenntniß giebt dem menschlichen Geist jene infernale Stimmung, in der allein der Atheismus sich festsetzen kann.

Aus diesem Gesichtspunkte verstehen wir auch, daß der Atheismus in dem Maße an Intensität zunehmen muß, in welchem die Klarheit und Tiefe der Erkenntniß Gottes, der er sich entgegensetzt, sich steigert.

Der antike Atheismus hat, wie die antike Welt überhaupt, eine gewisse Unbefangenheit; er ist nicht so gehässig intolerant wie derjenige, welcher in den christlichen Jahrhunderten sich zeigte; er ist auch nicht so leichtfertig und frivol. Die epicuräischen Philosophen und Dichter, welche den Begriff der Gottheit als ein Gebilde der Phantasie verwarfen, fanden sich mit der heidnischen Mythologie friedlich ab und nahmen sogar an den Ceremonien des Aberglaubens willigen Antheil. Ganz anders der Atheismus der christlichen Jahrhunderte.

Verfolgen wir die Geschichte der christlichen Civilisation, so muß uns wohl vor allem der jähe Uebergang erstaunen, in welchem der Atheismus inmitten einer vom Glauben erfüllten Gesellschaft auftritt. So im zwölften Jahrh. in der Sekte der Albigenser, im dreizehnten in dem glaubenslosen Kreise, der um den Hohenstaufen Friedrich II. sich bildete.

Ganz besonders aber überrascht uns die Schnelligkeit, mit der am Ausgang des Mittelalters die Gottlosigkeit in den weitesten Kreisen sich Bahn brach. Wüßten wir nicht, daß Lucifer inmitten des Himmels Gott zu verleugnen versuchte, so wäre es kaum zu begreifen, daß auf dem Boden der christlichen Gesellschaft, welcher Gott in so vielen Heiligthümern sichtbarer und unsichtbarer Art gegenwärtig war, die Gottesleugnung sich erheben konnte.

Ebenso überraschend ist die Schroffheit, mit welcher der Atheismus in den christlichen Jahrhunderten, insbesondere in dem Ausgange des Mittelalters sich entwickelte.

Als die römisch-griechischen Classiker in der Renaissance aus dem Grabe stiegen, konnten sie ebensowohl zur Verherrlichung der christlichen Wahrheit, wie zu ihrer Bekämpfung verwendet werden. In der That haben die Philosophen des Humanismus das Eine wie das Andere versucht. Der edle Humanismus, wie ihn Picus von Mirandola und Marsilius Ficcinus in Italien, Agricola und Heggius in Deutschland pflegten, wurde aber nur zu bald von den revolutionären Geistern verdrängt, welche wie Ulrich von Hutten die classische Bildung zum Kampf gegen die Kirche benützten.

Der Geist der Opposition gegen die übernatürlichen Ideen des Christenthums machte diese Männer für die zum Theil so schönen Zeugnisse der natürlichen Gotteserkenntniß blind, welche in den heidnischen Schriften ihnen begegneten. Um so boshafter deuteten sie alles, was die classische Literatur zur Verhöhnung der Religion ihnen bot.

Bemerkenswerth endlich ist die Gewaltthätigkeit, mit welcher die Gottesleugnung in Mitten der geistlichen Gesellschaften sich sofort als practisches Princip geltend zu machen sucht. Im Heidenthum konnte die Gottesleugnung ein theoretisches Dasein führen. Die heidnischen Sitten störten sie nicht. Es gab keine Kirche, welche die Geister an Hölle und Gericht mahnte. Der Atheismus inmitten der christlichen Gesellschaft aber muß nothwendig einen revolutionären Character annehmen. Er muß gegen die Sitte, die Gesetzgebung und staatsrechtliche Ordnung ankämpfen, deren Antipode er ist.

Kein Zweifel, der Atheismus Europas ist im Schooße der christlichen d. i. der katholischen Gesellschaft erwachsen: jäh, schroff und gewaltthätig, wie er weder im Heidenthum, noch später von der Kirche abgefallenen Völkern sich gestaltete. Man hat dieses nicht selten der katholischen Kirche zur besonderen Belastung gemacht. Es ist in gewissen Kreisen der protestantischen Literatur ein beliebtes Thema, den Katholicismus als Quelle des Atheismus und der Revolution darzustellen. Ganz besonders wird den Päpsten und Priestern hieran ein Antheil zugeschrieben.

Die Schuld der letztern soll nicht bestritten werden, sofern man damit eben nur einzelne Personen meint. Ganz gewiß hat die Verweltlichung und Verflachung, welcher in der Zeit der Renaissance der höhere Clerus Italiens und auch anderer Länder

verfallen war, die Zerstörung des Glaubens und die Verwilderung der Sitten gefördert. Jede Sünde der Lehrer und Hirten des christlichen Volkes ist in gewisser Weise eine Förderung des Unglaubens und der Gottesleugnung; im weiteren Sinne freilich die Sünde jedes Menschen. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn man die katholische Kirche und die Hierarchie als solche, als von Christus gegründete Institution, als von Gott bestellte Wächterin der christlichen Gesellschaft mit diesem Vorwurf belastet. Ein solcher Vorwurf kann nur die Eingebung verblendeten Fanatismus sein.

Nicht die kirchliche Autorität, sondern die Auflehnung gegen sie und die Opposition gegen die katholische Kirche hat dem modernen Atheismus den Ursprung gegeben. Daß diese Opposition so jäh, so schroff und so unerbittlich gegen die übernatürlichen und natürlichen Wahrheiten sich wendete, war allerdings nur möglich, so lange der christliche Glaube noch in voller Kraft bestand. Die Revolution einer glaubenslosen Bevölkerung geht niemals so tief als diejenige einer vom Glauben erfüllten. Denn sie bleibt immer mehr an der Oberfläche, sie begnügt sich mit äußeren, finanziellen politischen, socialen Errungenschaften. In den vom katholischen Glauben durchwärmten Völkern ist die revolutionäre Gewalt um so viel tiefer, als ihre Spannkraft, ihre Energie eine größere ist.

Die Bewegungen der Reformation selbst geben dafür Zeugniß. Es mag vielleicht paradox scheinen, aber es ist thatsächlich wahr: nur ursprünglich katholische Völker waren der tiefen Erregung fähig, welche der Reformation eine so nachhaltige Wirkung verlieh.

Der Protestantismus verdankt die Kraft, mit der er die religiöse Ordnung der Kirche zerstörte, der Glaubenskraft, die er im Schooße der Völker vorfand und die er in seine Dienste nahm. Diese Kraft nimmt in dem Maaße ab, als er von seinem Ursprung sich entfernt; mit ihr schwindet auch die revolutionäre Energie der protestantischen Völker. Aus diesem Grunde ist es zu erklären, daß heut zu Tage gerade in den katholischen Ländern der revolutionäre Atheismus am heftigsten auftritt.

III.

Reformirte Prediger als Hülfstruppen

Ganz freigesprochen von der Mitschuld an der Entwickelung des modernen Atheismus soll darum aber die Reformation nicht werden: daran erinneren uns zu rechter Zeit die reformirten Prediger, Hirsch und Hollard, welche auf dem Pariser Freidenker-Congreß das Wort genommen haben. Ihre Haltung ist in mehrfacher Hinsicht typisch für die Stellung der Reformation zu der atheistischen Bewegung Europa's.

„Ich versichere Sie Bürger“ so sprach der erste, „daß Niemand die katholische Kirche ärger haßt und heftiger bekämpft als wir, hüten Sie sich darum auf ihre besten Hülfs-Truppen zu schießen. Unsere Religion der freien Forschung ist kein Hinderniß ihrer Bestrebungen.“ „Daß die Regierung die Confessionslosigkeit des Unterrichtes eingeführt hat,“ so sagte in einer folgenden Sitzung der zweite, Prediger Hollard, „kann ich als Protestant nur billigen, die sittliche und religiöse Erziehung gehört dem Vater. Es ist dieses sein natürliches Recht dem Minderjährigen gegenüber, von welchem ein Jeder von Ihnen Gebrauch macht.“

Weder der Eine noch der Andere sehr ehrwürdige Redner war so glücklich, sich des Beifalls der Versammlung zu erfreuen. Dem ersten erwiederte der Bürger Canivet, daß die Reformation weit entfernt die Freiheit zu begründen, nur eine neue Knechtung und Einengung der Geister geschaffen haben; der zweite wurde mit dem lärmenden Zuruf unterbrochen: „Nieder mit der religiösen Erziehung. Fort mit der Religion! Alle Religion ist Heuchelei und Despotismus! Niemand hat das Recht Heuchler zu erziehen.“

Die Lage der Ehrwürdigen ist wahrlich nicht beneidenswerth. Haben sie doch mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit den Freidenkern ihre ganze und volle Sympathie entgegen gebracht; als treue Hilfstruppen im Kampfe gegen die katholische Kirche sich ihnen angeboten und überdies ganz ergebenst die christliche Jugend der confessionslosen Staatsschule preis zu geben versprochen. Nur ein kleines Zugeständniß verlangten sie: daß man ihnen gestatte die Religion der freien Forschung in der Gemeinde zu predigen und die religiöse Erziehung ihrer eigenen Kinder im Hause zu pflegen. Aber nicht einmal das wurde ihnen gewährt. Mit Schimpf und Hohn mußten sie sich von der Rednerbühne zurück-

ziehen, während eine Fluth von Gotteslästerungen den Saal erfüllte.

Das ist tragisch; aber es ist die Tragödie der Reformation überhaupt. Die Reformation hat die von Gott gegründete Kirche zu zerstören übernommen. Ihr Ausgangspunkt und ihr Ziel ist die Untergrabung der kirchlichen Autorität, welche Christus mit den Worten gegründet hat: Mir ist alle Gewalt übergeben im Himmel und auf Erden. Gehet hin und lehret alle Völker. Ihr Werk ist die Durchschneidung der Lebens-Adern, welche die Wahrheit und Gnade der Erlösung in der von Christus gestifteten Kirche fort zu leiten bestimmt sind.

In dem Maaße, als die Reformation dieses Werk vollbrachte, mußte der christliche Glaube und das übernatürliche Gnadenleben nothwendig erlöschen; mit dem Glauben aber auch die natürliche Gotterkenntniß und mit der Gnade die natürliche Sittlichkeit. Die Reformation hat Nichts geschaffen; ihre Macht ist die Zerstörung. Diese Zerstörung muß aber nicht blos die übernatürliche Religion ergreifen, sondern in gleicher Weise die natürliche.

Die Geschichte des Zeitalters der Reformation und der ihm folgenden Jahrhunderte, insbesondere aber das gegenwärtige, zeigt diese zersetzende Wirkung der Reformation in erschreckender Weise. Nicht blos katholische Schriftsteller, wie Döllinger, Höfler, Janssen, Jörg constatiren dieses, auch protestantische Theologen und Philosophen, wie Strauß[1]) und Hartmann[2]), gestehen es ein, daß der Fortgang wie das Ende der Reformations-Bewegung nichts anderes ist, als die successive Auflösung des Christenthums, und nicht blos des übernatürlichen Christenthums, sondern auch der dem Christenthum zu Grunde liegenden natürlichen Religion und Sittlichkeit.

Das war nicht Luthers Absicht, auch nicht Melanchthons; selbst Calvin und Zwingli wollten das nicht. Was sie wollten, war nichts anderes, als das von ihnen „geleutere" Christenthum zur Welt-Religion zu machen, ihre subjectiven Meinungen, sei es durch Aufregung der Massen, sei es durch Hülfe der obrigkeitlichen Gewalt an die Stelle der von der kirchlichen Autorität gehüteten Tradition zu hegen. In wie weit sie über die Tragweite ihrer

---

[1]) Der alte und neue Glaube. 1874.

[2]) Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. 1880. Vergl. Fr. Hettinger, die „Krisis des Christenthums, Protestantismus und katholische Kirche".

Thätigkeit sich klar waren, weiß Gott. Daß sie aber den Atheismus fördern wollten, das kann gewiß nicht behauptet werden.

So meinten es auch die Fürsten und Herren nicht, welche dem neuen Evangelium den Schutz ihrer Scepter und Schwerter anboten. Sie wollten die kirchliche Autorität als solche nicht zerstören, sondern sie nur mit ihrer allerhöchsten Souveränität vereinigen. Sie wollten auch nicht die Gnadenschätze der Religion vernichten. Ihnen genügte es, sich in den Besitz der äußeren Kirchengüter zu setzen. Sobald dieser christliche Wunsch befriedigt war, sorgten sie selber dafür, daß die kirchliche Zucht ihren Unterthanen erhalten bleibe.

Das ist bis heute die Meinung aller jener Gottesmänner, welche in der freien Erforschung der heiligen Schrift das Wort Gottes suchen, um dasselbe in Concordien-Formeln gefaßt, dem Volke einzuprägen. Nur gegen den Dogmen-Zwang des römischen Papstes wendet sich ihr heiliger Zornes-Eifer. Ganz selbstverständlich aber ist ihnen heute wie ehedem, daß christliche Unterthanen den von Serenissimo auf Antrag des Consistorii vorgeschriebenen Catechismus und Agende submissest anzunehmen und hiernach sich zu richten haben.

Niemand fürwahr wird den Urhebern und Fortsetzern der Reformation den Vorwurf machen, daß sie den Atheismus zu fördern beabsichtigten. Die Alliance der Reformatoren mit glaubenslosen und sittenlosen Humanisten wie Hutten u. A. war lediglich gegen die katholische Kirche, gegen Papst und Kaiser gerichtet. Wenn die rationalistischen Theologen, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Erbschaft der Reformatoren übernahmen, die Deisten und Naturalisten Englands als Bundesgenossen und bald als Führer begrüßten, so hatten sie durchaus nicht das Bewußtsein, damit die Religion zu untergraben. Sie wollten nur die Dogmatik der katholischen Kirche und den Mysticismus ihrer pietistischen Mitbrüder bekämpfen.

Auch in unseren Tagen des Culturkampfes hat den hohen protestantischen Kreisen, in deren Mitte der Feldzugsplan zuerst debattirt wurde, sicherlich nichts ferner gelegen, als dem deutschen Reich, dessen Gottesfurcht und fromme Sitte im Kriege gegen Frankreich eben in so classischer Weise gefeiert worden, irgend welche religiöse Schwächung zu bereiten. Nur der katholischen Kirche sollten die Adern unterbunden, die Hände und Füße

gefesselt und das Haupt umwickelt werden; wenigstens auf so lange, bis es gelungen, den welthistorischen Beruf Preußens zu inauguriren: die Vollendung des Werkes der Reformation und die Errichtung des evangelischen Kaiserthumes nämlich. Vielleicht lag auch die Perspective nahe, die 15 Millionen deutscher Katholiken vermittelst des Altkatholicismus der protestantischen Kirche näher zu bringen und so die vereinigte evangelisch-katholische Landeskirche unter Leitung des Cultusministeriums vorzubereiten. Was sonst noch dabei intendirt war, wollen wir nicht ergründen. Aber die Religion, das ist sicher, sollte dabei keinen Schaden leiden. Im Gegentheil hunderte von Federn und Rednern bewiesen, daß die Idee des Culturkampfes eine eminent sittliche sei und der Ruf nach Religion ist noch niemals lauter vernommen worden, von hohen, höchsten und allerhöchsten Kreisen herab, als eben in den letzten zehn Jahren.

Und doch ist die Summe aller Ergebnisse des, wie man uns sagt, in heiligster Absicht, zur Vollendung des Werkes der Reformation unternommenen Feldzugs, wie aller früheren Kämpfe gegen die katholische Autorität und Tradition nichts Anderes, als eine stets wachsende Auflösung des übernatürlichen und natürlichen religiösen Bewußtseins. Man kann eben nicht das Haupt zerstören und die Nerventhätigkeit erhalten; man kann nicht Herz und Adern durchschneiden und frisches Blut sich bewahren; man kann nicht dem Körper die geistige Lebenskraft entziehen und seine Gesundheit behüten.

Diese physiologischen Unmöglichkeiten haben sich in der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte ergeben. Die Reformation wollte die christliche Hierarchie abschaffen und die christliche Religion erhalten; das eucharistische Opfer und die Sakramente beseitigen und das Gnadenleben der Erlösung bewahren; die übernatürlichen Geheimnisse des Glaubens zerstören und die natürlichen Wahrheiten der Vernunft festhalten.

Eine zeitlang konnten die Elemente übernatürlichen Glaubens und christlichen Sinnes, welche der Protestontismus aus der Kirche herübergenommen, sich erhalten. Ja es ist nicht zu leugnen, daß sie in lutherischen und pietistischen Kreisen, genährt von dem göttlichen Worte der hl. Schrift zum Theil in großer Frische sich erhielten. Man erfaßt dort die Idee der Erlösung vielfach mit einer Innigkeit und einem Ernst, der alle Achtung

verdient. Aber auf die Dauer kann in großem Ganzen ein Christenthum, welches man von der ihm durch seinen Stifter gegebenen Grundlage losgerissen hat, unmöglich bestehen bleiben. Die heutige Welt läßt sich nicht mehr vom Fürsten in christlicher Zucht halten, namentlich seitdem der Fürst mehr und mehr in dem constitutionellen Staate unsichtbar geworden ist. Nur der von Gott gesandte Meister kann die Geister beschwören, die dem Lehrling sich nicht fügen wollen. Jede Auflehnung gegen die göttliche Autorität ist eine Bewegung, deren Wellen zurückkehren, um diejenigen zu begraben, von denen sie ausgegangen sind.

Die Völker brauchen Zeit, um die falschen Principien die ihnen eingeimpft werden, zur Reife zu bringen. So hat es auch dreier Jahrhunderte bedurft, die Principien der Reformation zu reifen. Daß der Proceß seinem Ende nahe, ist heute nicht mehr in Zweifel — der Freidenker-Congreß erinnert uns daran in bemerkenswerther Weise.

Wie dieser über die reformirten Prediger Hirsch und Hollard zur Tages-Ordnung überging, so geht die europäische Civilisation über die Reformation zur Tages-Ordnung. Der Freidenker-Congreß Europas und der in ihm repräsentirte Atheismus des Jahrhunderts kennt nur noch Eine Kirche, Ein Christenthum, Eine Religion; es ist die katholische, welche er haßt, die er zu zerstören, zu zertreten beschlossen hat. Was sonst nach Art der sehr ehrwürdigen Hirsch und Hollard sich ihm an den Hals oder zu Füßen wirft, das schüttelt er ab mit Hohn und Verachtung; das schwemmt die Fluth seiner Frivolität hinweg.

IV.

Der Semit als Dritter im Bunde.

Noch eine dritte Stimme hat auf dem denkwürdigen Congreß sich vernehmen lassen, und diese hatte mehr Glück als jene der sehr ehrwürdigen Prediger. Es ist die Stimme des Reform-Juden Allix. Diesem gebührt unstreitig die Palme der Gemeinheit, wie der Leidenschaftlichkeit. Ihm ist der Materialismus die allein wahre Wissenschaft, die Materie der einzige Gott. Der Erzbischof von Paris und der gesammte Clerus wird von ihm vor Gericht geladen, die katholische Kirche mit den schamlosesten Lästerungen überhäuft.

Daß das Judenthum in der Spectral-Analyse der modernen Civilisation zum Vorschein kommen mußte, war nach den Gesetzen

der Chemie zu erwarten. Steht es doch in derselben als ein ganz wesentliches Ferment! Ihm haben in den ersten christlichen Jahrhunderten die heidnischen Philosophen die Lästerungen gegen das Christenthum entlehnt. Die jüdischen Schulen führten der Wissenschaft des Mittelalters die materialistischen und pantheistischen Elemente zu, deren sie sich zu erwehren hatte. Von Spinoza, dem Semiten, hat das 17. Jahrhundert die classische Formel des pantheistischen Atheismus erhalten, von ihm hat es die Identität des Körpers und der Seele, die Leugnung der Willensfreiheit gelernt. Er, der Jude, hat in seinem theologisch-politischen Tractat zuerst die moderne Theorie entwickelt, daß das Recht die Summe der Macht sei. Heine, der Semit, hatte in Mitten der deutschen Poesie jenen Ton angeschlagen, welcher das Heilige mit der Miene der Naivität dem Sarkasmus überliefert. Auerbach, der Semit, ist der Vater der Novellistik, deren innerstes Innere die Zerstörung der christlichen Ideen ist. Diese Namen genügen, um eine Thatsache anzudeuten, welche die Zeitungen tagtäglich in Millionen Blättern uns vor Augen führen: die Thatsache, daß die Verbreitung des Atheismus in Europa ein monopolisirtes Geschäft der semitischen Race ist.

Die Stellung des Judenthums in dem Entchristlichungs-Prozeß Europas hat einen geheimnißvollen Character; mehr noch als die Stellung des Protestantismus. Wie kommt es, daß das Volk, welches zwei Jahrtausende hindurch die in der Vorzeit hell-leuchtende Idee des persönlichen Gottes in Mitten der heidnischen Welt bewahrte, in Mitten der christlichen Civilisation sich als Hauptstütze des Atheismus erweist? Liegen denn nicht in seinen Händen die Schriften des alten Testamentes, in welchen das Lob Gottes in so unvergleichlicher Weise enthalten ist? Hat es nicht in der Ausschließlichkeit seines Stammes-Bewußtseins eine Widerstandskraft, welche ihm auch gegen die moderne anti-christliche Geistesrichtung Schutz verleihen könnte, wie sie in den Jahrhunderten des Mittelalters die Macht der christlichen Bildung von ihm fern hielt?

Diese Fragen sind ernst; noch ernster ihre Lösung. Wir werden in derselben eben auf den geheimnißvollen Fluch hingewiesen, welcher das auserwählte Volk in ein verworfenes verwandelte. Das Volk der Juden hatte den Erlöser verworfen, den Erlöser, der Jahrtausende hindurch ihm vor Augen stand, dessen Bild ihm

mit voller Klarheit von den Propheten gezeichnet war, der in seiner Mitte sich mit untrüglichen Zeichen legitimirt hatte. Ein solches Volk muß der christlichen Civilisation für alle Zeiten sich feindlich gegenüber stellen; es muß mit allen widerchristlichen Elementen sich verbinden.

Je tiefer der Glaube ist, welcher in dem jüdischen Stamm sich überliefert, um so tiefer ist der Haß, wenn es den Glauben verworfen hat. Was oben von dem Atheismus innerhalb der christlichen Civilisation im Vergleich mit der heidnischen gesagt wurde, gilt auch von dem Atheismus der Juden. Er ist häßlicher brennender, energischer als der heidnische; weil er aus dem Boden einer übernatürlichen Anschauung hervorgeht. Man versteht die Geschichte der Juden überhaupt nur, wenn man die übernatürliche Stellung im Auge behält, die sie in der Weltgeschichte eingenommen haben. Nicht die semitische Race ist es, welche in ihr eine so ungewöhnliche Energie entfaltet; nicht die Race ist es, deren sich das christliche Europa zu erwehren hat; es ist die Gnade der Auserwählung und der Fluch des Gottes-Mordes, welche den Juden ihre Stelle in der Weltgeschichte anweisen. Aus jener Gnade und diesem Fluch schöpft die „semitische Race" die geheimnißvolle Gewalt, die sie in Mitten der christlichen Gesellschaft ausübt.

V.

Die atheistische Staats-Zwang-Schule.

Der leitende Faden in den Verhandlungen des Freidenker-Congresses war die Forderung, das Volk zum Atheismus zu erziehen durch die vom Staat geleiteten Schulen, deren Besuch mit Strafmitteln zu erzwingen ist.

Freidenker, so wird man fragen, fordern solches? Was hat die Freiheit mit dem Zwange gemein? Haben sie uns nicht tausendfach von der Macht des Gedankens gesprochen, der alle Fesseln sprengt? Haben sie nicht gegen den Despotismus der Kirche gewüthet, welche durch ihre, wohlbemerkt nicht auf Zwang, sondern nur auf moralische Pflicht gestützten confessionellen Schulen die Christen knechtet. Und liegt es nicht sonnenklar in der Consequenz des freien Gedankens, daß man jedem die Freiheit läßt, zu

unterrichten und unterrichtet zu werden, wo, wann und wie es beliebt, gleichviel ob in der Wahrheit oder im Irrthum?

Man sollte es wohl meinen, aber die Freidenker sind nicht so thöricht, consequent zu sein. Sie sprechen von Freiheit, so lang es gilt, ihnen freie Bahn zu schaffen. Im Namen der Freiheit, der Wissenschaft zogen sie in die Universitäten und Akademien hinein, verschafften sie sich die ersten Stellen in den Gymnasien und Realschulen, bemächtigten sie sich des Einflusses auf das Volksschulwesen. Freiheit forderte die Loge für die Bruderliebe, Humanität, Aufklärung; nur Freiheit und nichts als Freiheit, und es gab gutmüthige Menschen, welche ihnen glaubten.

Ehedem, aber heute wohl nicht mehr. Denn wohin wir blicken, ist es der nackte, rohe unerbittliche Zwang, durch welchen die Civilisation des Atheismus sich Geltung zu verschaffen sucht.

Wer etwas von Geschichte weiß, bedarf der Erfahrung der Gegenwart kaum. Wir wissen, daß die Freiheit von jeher nur der Deckmantel für die Gewalt war, mit welcher die antichristlichen Bestrebungen der christlichen Gesellschaft sich bemächtigten; so in dem Zeitalter der Reformation; so nicht minder in der französischen Revolution. Je mehr die Bewegung ihrem Ziel sich nähert, um so mehr kann sie der Larve der Freiheit sich entschlagen, welche die brutale Gewalt maskirt.

Bei Licht betrachtet, kann man freilich den Freidenkern ihre Forderung auf atheistische Zwangs-Erziehung durch den Staat nicht allzusehr verübeln. Es ist kein neues Erziehungs-System, das sie einführen, es soll nur ein bischen strammer durchgeführt werden, was längst in den Staaten Europas versucht wurde. In den evangelischen Ländern hat es sich ja von selbst verstanden, daß die Jugend ihren Unterricht und ihre Erziehung nach Anordnung desjenigen erhalten müsse, welcher die höchste politische Souveränität mit der Würde des Summus episcopus vereinigt. Um Vaterrecht und Familien-Autonomie kümmerte man sich in den Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts ja überhaupt nicht viel und von einem Recht des Kindes war noch weniger die Rede. Durch den Josephinismus ging das System der Staats-Zwang-Schule auch in die katholischen Länder über; die französische Revolution aber — ebenso logisch als grausam — gab ihm die principielle Begründung und Durchführung, indem sie rundweg die Kinder als Eigenthum der Nation reclamirte.

Wenn in Frankreich und anderen romanischen Völkern dieses System später gemildert wurde und in den von der Kirche gepflegten Schulen eine Schranke fand, so war doch das Princip auch dort niemals aufgegeben worden. Die s. g. Unterrichtsfreiheit, welche die Verfassungen gewährleisten, wurde von den liberalen Parteien stets nur als eine staatliche Concession angesehen, deren Zurücknahme jeder Zeit möglich ist, und wie wir wissen auch immer aufs neue erfolgt.

Dieses System des Staats-Zwangs-Schul-Monopols, welches, wie gesagt, im Princip in fast allen europäischen Ländern Geltung hat und wenn auch unter mannigfachen Modificationen thatsächlich zum Vollzug kömmt, nimmt nunmehr der Atheismus für sich in Anspruch. Die Kinder, welche der atheistisch constituirten Nation gehören, sollen durch die Staats-Zwangs-Schulen die entsprechende Bildung empfangen. Würde man sie frei aufwachsen lassen ohne offiziellen Unterricht, ohne Erziehung durch die Staatsschule, ohne den Einfluß des pädagogischen Systems, so würde die Idee des persönlichen Gottes, das Gewissen und der Blick auf die Ewigkeit in ihrem Geiste sich naturnothwendig entwickeln. Die Seele ist von Natur aus zur Erkenntniß und Liebe Gottes angelegt. Läßt man sie wachsen, so wachsen in ihr die großen Ideen der natürlichen Religion heran, wie die Frühlingssonne Zweige, Blätter und Knospen aus dem Baume hervortreibt. Gott spricht durch die Herrlichkeit seiner sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung zu den Kinder-Seelen und eben diese verstehen seine Stimme am besten — wenn sie keinen atheistischen Schulmeister haben, der sie taub und blind macht.

Darum ist der atheistische Schulmeister unbedingtes Bedürfniß; und zwar dringliches Bedürfniß. Es ist Gefahr im Verzug. Im fünften Jahre — mindestens im sechsten, muß er sein Werk an den armen Kinderseelen beginnen; sonst ist es zu spät; denn wenn die Sonne des göttlichen Angesichtes einmal helle und klar in das Auge der erwachten Vernunft gestrahlt hat, dann ist es schwer sie im Atheismus festzuhalten. Darum möglichst früh und möglichst lange die Staatszwangs-Jacke. Das allein kann helfen und muß helfen, wenn der Unterrichtsminister sein Geschäft versteht. Natürlich darf er seine Sorgfalt nicht auf Hochschulen, Gymnasien und Polytechniken beschränken. Er muß des weiblichen Geschlechtes sich bemächtigen. Was nützt alle Freidenkerei, wenn es christliche Mädchen und Jungfrauen gibt. Es darf

keine christliche Mutter mehr geben; und vor allem keine christliche Schulschwester. Nur wer dieses Ziel fest im Auge behält, ist würdig des Namens eines Unterrichts-Ministers des neunzehnten Jahrhunderts.

Es liegt eine ganze Hölle in dem Gedanken, daß es eine Verschwörung gibt, welche die Autorität des Staates zu solchen Zwecken mißbrauchen will; des Staates, den Gott zum Schutze des heiligen Rechtes, zur Bestrafung des Bösen und zum Schutze der Sitten gegründet hat; des Staates, der berufen ist, Wächter und Hüter der Wohnung Gottes in der Menschen-Seele zu sein. Dieser Staat soll seine heilige Autorität dazu mißbrauchen, die Erkenntniß und Liebe Gottes aus den Herzen der Kinder zu reißen.

Das ist warlich ein fluchwürdiges Verbrechen, und ein Congreß, welcher sich zu demselben offen bekennt, verdient gesteinigt zu werden, noch ehe er zur That geschritten.

Wer ohne Schuld ist freilich, der müßte nach den Worten des Herrn den ersten Stein wohl werfen? Ohne Schuld? Wenn unsere europäischen Staatsmänner ehrlich sind wie die Juden, welche die Ehebrecherin dem Herrn vorführten, so müßten sie ohne Zweifel wie diese sich alle davonschleichen. [1])

Wird das officielle Frankreich die atheistische Zwangs-Schule verurtheilen können; dieses Frankreich, welches die erklärtesten Atheisten in die Zahl seiner quarant immortelles einreiht? und an seinen Staats-Universitäten den crassesten Materialismus fördert, dessen gouvernementale Volksschulen längst von einem kalten religions-feindlichen Geiste durchzogen sind? Oder wird Deutschland mit offener Stirne den Congreß verurtheilen können? Ist denn nicht auch in unseren Fachschulen der Atheismus in allen Nuancen, als Pantheismus, Atomismus, Idealismus, Darwinismus, Positivismus u. s. w. von den hohen Kathedern herab gelehrt worden? Hat man nicht auch bei uns in den Gymnasien jenen kalten Geist des Humanismus gepflegt, welcher die Geheimnisse des Glaubens, wie die Wahrheiten der Vernunft, wenn er sie nicht direct leugnet, wenigstens weit in die Ferne schiebt; so weit, daß sie kaum mehr einen matten Schein bewahren, zu schwach, um zu leuchten, geschweige denn zu wärmen? Hat man nicht auch an unseren Staatsschulen dem blinden Wesen der empirischen Natur-Erklä-

[1]) Siehe Canisius-Broschüre Nr. 1, 2 und 3. Dr. Knecht. Freiburg 1880.

rungen die Herrschaft gegeben. Hat nicht die Epidemie des Darwinismus die besten Kräfte des Geistes verzehrt.[1]) Gibt es nicht eine Menge von Lehrern, welche den Namen Gottes nur aussprechen, um ihm Eintrag zu thun? Und in unseren Volks-Schulen nicht minder. Was die Lehrer der neuern Zeit in ihren Versammlungen, Zeitschriften und pädagogischen Expectorationen aussprechen, ist mehr oder minder genau dasselbe, was der Pariser Congreß, und gleichzeitig der künftige Unterrichts-Minister Frankreichs, Herr Bert, in seiner Rede auf dem Bankett der Schullehrer und Lehrerinnen aussprach.[2]) Mag auch da und dort noch eine bessere Gesinnung zur Geltung kommen, und theilweise, so weit es der Culturkampf nicht unmöglich macht, der Einfluß der Geistlichen entgegen wirken: Unser deutsches Volks-Schulwesen bewegt sich auf einer schiefen Ebene, deren unvermeidliches Ende der Atheismus ist.

Was von Deutschland gilt, gilt mutatis mutandis auch von Oesterreich, Italien und der Schweiz. England allein macht eine Ausnahme, indem es wenigstens thatsächlich das Recht des Unterrichtes den Familien, Gemeinden und Kirchen sichert.

Von Rußland zu reden ist kaum nothwendig. Hier hat der Uebergang von barbarischer Rohheit in die verkommene Civilisation des vorigen Jahrhunderts sich ja ganz und gar nur durch die Gewalt des Czaren vollzogen. Hier ist alle Bildung importirt, künstlich eingeimpft, oder besser aufgestrichen. Während eine in Stupidität versunkene Staatskirche ohne sittlichen Einfluß und ohne geistige Anregung ihre Ceremonien entfaltet, strömt von den Staatsschulen, Akademien und Collegien der atheistische Geist in die höheren Klassen der Gesellschaft. Man muß sehr naiv sein, um über die Thaten des Nihilismus zu erstaunen. Was uns erstaunen kann, ist vielmehr umgekehrt die Widerstandsfähigkeit des russischen Volkes gegen den Atheismus, welcher seit mehr als einem Jahrhundert seine Jugend vergiftet.

Das leichtlebige Frankreich hat diese Widerstandskraft längst verloren. Auch unser deutsches Volk ist, wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, mit ihr am Ende.

---

[1]) Siehe v. Hertling, die Epidemie des Darwinismus. Frankf. zeitgem. Brosch. Neue Folge. I. Jahrg. Nr. 2.

[2]) Siehe Osthof, die liberalen Lehrer nach ihrem eigenen Geständniß. Frankfurt 1880 bei A. Fösser.

Freilich wir Deutsche haben von allen Völkern am meisten die Gabe speculativer und poetischer Illusion. Uns fehlt die Elasticität des französischen Genius und die Zähigkeit der Leidenschaft, wie sie den slavischen Völkern eigen. Während in unseren Nachbarländern der Atheismus in hellen Flammen lodert, knisterten seine Principien wie unschuldige Funken in unserer naturwissenschaftlichen Literatur. Wir lassen uns ruhig den Materialismus dociren und reden dabei von dem Geiste und der Stimme Gottes in der Menschenbrust. Wir glauben unseren Naturforschern aufs Wort, daß wir sublimirte Bestien sind und fahren dabei doch fort von Willensfreiheit und Sitten-Gesetz zu sprechen.

Unsere poetische Literatur gibt uns Gelegenheit den Atheismus in dem allerschönsten herrlichsten Farben-Spiel zu genießen. Was Faust dem guten Gretchen von der „umnebelnden Himmelsgluth" docirt, genügt für sich allein, um ganze Regimenter von Jungen und Jungfräulein zu narkotisiren und den Atheismus ihnen beizubringen, ohne daß sie ihn merken. Aber wir haben nicht Göthe allein. Von Lessing bis zu Heine herab hat sich unsere poetische Literatur darin gefallen, mit Atheismus Blindekuh zu spielen und wir haben uns mit ihr so lang im Kreise gedreht, daß manche von uns Gott und Nichts zu unterscheiden nicht mehr im Stande sind. Wer es noch nicht so weit gebracht, der lese Hartmanns „Philosophie des Unbewußten." Auch ihm wird das Glück der Nirwana nicht entgehen.

Wird es immer so bleiben? Es scheint doch wohl nicht; das Zeitalter von Blut und Eisen, voll socialer Noth und finanziellem Bankerott, voll Zerrüttung in Gewerbe und Wirthschaft macht die Geister wie die Körper nüchtern. Deutschland erwacht aus dem philosophischen und poetischen Traumleben und selbst die politischen Schmeicheleien in die es sich einlullte, bringen es nicht mehr recht in Schlaf. Auch bei uns wird über kurz oder lang die große Frage zur Entscheidung kommen, mit welcher der Pariser Congreß sich beschäftigt: ob die Gottesleugnung oder das Bekenntniß des lebendigen Gottes im öffentlichen Leben herrschen soll? Jene oder dieses ohne Halbheit, ohne Illusion, mit voller Consequenz zur Wirkung zu bringen, fordert gebieterisch die Zeit. Wenn unsere Regierungen etwa zögern sollten sich zu entscheiden: der Atheismus zögert nicht. Er zieht immer weitere Kreise in den durch die

äußerliche Zerrüttung aufgeregten Massen. Er wird den Augenblick finden, um sich als sociale und politische Macht zu constituiren.

VI.

Der Atheismus als politisches und sociales Princip.

Welches wird diese Constitution sein? Wenn das Socialisten-Gesetz gestattet, in diesen friedlichen Blättern den Verfassungs-Entwurf des atheistischen Staates zu zeichnen, so stehen uns hiezu zwei Wege offen. Wir können den Versuch machen a priori, wie die Philosophen sagen, aus dem Princip des Atheismus die entsprechende gesellschaftliche Ordnung zu construiren; wir können aber auch a posteriori, d. i. aus der Erfahrung dieses Bild schöpfen.

Auf dem ersten Wege hat die socialistische Literatur der Gegenwart so reiches Material geschaffen, daß es kaum nothwendig ist, uns selbst anzustrengen. Man lese das interessante Buch von Schäffle, „die Quintessenz des Socialismus" oder andere kleine und große Schriften, deren Zahl täglich wächst. Kein Gott, kein Herr, kein Eigenthum, keine Ehe, keinen Eid, das sind die negativen Striche. Die positiven aber sind: der in der öffentlichen Gewalt repräsentirte Staat ist die Quelle alles Rechtes, der Eigenthümer aller Güter, der Meister aller Arbeit, der Inbegriff aller Genüsse, der Herr über alles Leben. Das negative wie positive Gepräge läßt an Schärfe Nichts zu wünschen übrig. Es ist consequent, wie ein mathematischer Lehrsatz. Gewiß, wenn kein Gott ist, dann ist der Mensch Gott; wenn viele Menschen sind, dann ist die Gesammtheit der Menschen Gott. Die Gesammtheit aber handelt nach der Mehrheit. Also ist die Mehrheit Gott; schließlich derjenige, der sich ihrer zu bemächtigen weiß. Man sieht auch der Atheismus neigt zum Monotheismus. Es ist Humor in dieser Consequenz möchten wir sagen, wenn sie nicht allzu ernst wäre. Man kann Gott nicht leugnen, ohne sofort einen Gott sich zu schaffen und dieser muß Einer sein, wie jener.

Aber daß wir uns nicht in Theorien ergehen. Die Erfahrung zeigt uns ja das Bild der socialistischen Partei in der französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts, wie in der Commune von

1870. Wir haben es schaudernd miterlebt, welcher Greuel der Mensch fähig ist, wenn er aufgehört hat, einen Gott zu bekennen, dessen ewiger Wille die sittliche Ordnung gebietet und deren Verletzung rächt. Mit der Idee Gottes schwindet Gewissen und Pflicht aus dem menschlichen Verstand, erstirbt das natürliche Gefühl der Scham und des Wohlwollens; wird die Willenskraft zu einer entfesselten Flamme, welche alles verzehrt, bis sie selbst verzehrt ist. Das stellt in schauerlicher und erschütternder Weise Frankreich wie Rußland uns vor Augen. Es hilft nichts die Augen zu schließen. Der sociale Atheismus ist eine Thatsache, er hat sich als eine europäische Macht constituirt. Es ist Zeit, daß die Staatsmänner sich entscheiden, wie sie zu dieser Großmacht sich zu stellen haben.

VII.

Die internationale Stellung des socialen Atheismus.

Diese Entscheidung ist nicht leicht und wie es scheint, haben die drei Mächte, welche mit der neuen Großmacht zunächst in Berührung getreten, jede eine andere Wahl getroffen. In Rußland ist man über die Weisheit der Knute und des Stranges nicht hinausgekommen. Der unglückliche Kaiser, welcher den Meuchelmord seines Vaters zu rächen sich berufen weiß, hat zu einem positiven Gedanken, wie es scheint, sich bis jetzt nicht erheben können. Er hat die Mörder hängen lassen; das ist Alles. Er wird sie auch in Zukunft hängen lassen, wenn er ihrer habhaft wird. Das begreift sich. Unterdessen verbarrikadirt er sein allerhöchstes Hoflager, wechselt seine Diener, combinirt seine Regimenter. Er appellirt an das Gefühl Alt-Rußlands, an die Dankbarkeit der freigelassenen Bauern, an die Macht der slavischen Idee. Auch das begreift sich.

Was er damit erreicht, wird sich zeigen. Daß er aber mit diesen Mitteln den Nihilismus nicht ausrottet, ist außer Frage. Um den Nihilismus zu vertilgen, müßte er den Atheismus vertilgen. Er müßte in den durch das System seiner Vorgänger verwüsteten Geistern den Thron Gottes wieder erbauen. Die Macht des Czaren ist groß, sie umspannt in Asien und Europa unermeßliche Gebiete; 80 Millionen stehen ihm zur Verfügung, um Casernen und Gefängniße zu bevölkern. Aber in die Seelen

bringt diese Macht nicht. Das kann nur die Kirche, in welcher Christus lebt und siegt und herrscht. Eine solche Kirche aber giebt es in Rußland nicht; wenigstens nicht da, wo die schismatische Religion besteht; eher noch in Polen und den übrigen Ländern, in welchen die katholische Religion die fürchterliche Aera der Verfolgung überlebt hat. Wird der Czar bei diesen Rettung suchen? oder wird er die russische Kirche zu neuem Leben wecken? Bis jetzt hat weder das Eine noch das Andere Wahrscheinlichkeit. Es wird also vorerst Knute und Strang die Arbeit thun müssen; vielleicht auch mit abwechselnder Unterbrechung einige politische innere Reform-Versuche und äußere Kriegs-Thaten, welche die Geister zerstreuen, ohne sie zu bessern.

Ganz entgegengesetzter Art sind die Beziehungen, welche das officielle Frankreich zu der neuen Großmacht einnimmt. Dort zollt man ihr Tribut, oder besser, man hat von den alten Egyptiern gelernt, daß man die Krokodile füttern müsse, um sie zu begütigen. Der Opportunismus Gambetta's wird schwerlich größeren Erfolg haben, als der Aberglaube Egyptens. Die französische Republick muß dem Socialismus verfallen. Das weiß die Welt und es gehört der ganze Leichtsinn der französischen Nation dazu, sich über diese Thatsache zu täuschen.

Von ganz eigenthümlichem Interesse ist die Stellung, welche unsere deutsche Nation zu der neuen Großmacht eingenommen hat. Es ist nicht blos eine geographische Wahrheit, daß wir in der Mitte von Rußland und Frankreich uns befinden. Wir haben in allen unseren Einrichtungen etwas Russisches und etwas Französisches; ganz besonders in der Art und Weise, wie wir die Socialisten behandeln. Das Socialisten-Gesetz arbeitet, wenn auch nicht mit Knute und Strang, so doch im Allgemeinen ganz nach russischem System. Ein positives Heilmittel bietet es nicht; es ist nicht einmal negativ von Bedeutung. Man hat einige Dutzend Schriften aus öffentlichen Verkaufsläden verschwinden lassen, einige hundert Familien aus den Hauptstädten vertrieben, Versammlungen und Vereinigungen in der Oeffentlichkeit unterdrückt. Aber die Social-Demokratie hat dadurch eher an innerer Macht und Kraft gewonnen, als verloren. Die Wahlen werden dafür Ziffern liefern. Wir sind in unseren Erfolgen nicht glücklicher als unsere russischen Freunde, wenn auch vorerst unsere Verlegenheit nicht so groß sein mag.

Aber unsere internationalen Beziehungen zu der neuen Großmacht haben noch eine andere Seite, in welcher uns Frankreich zum Vorbild dient. Wir haben in dem letzten Jahrzehnt redlich daran gearbeitet, die Kraft der Religion zu schwächen, die Entchristlichung unseres hohen und niederen Schulwesens zu fördern, die Presse zu Angriffen auf die Kirche, Glauben und Sittlichkeit zu ermuntern, oder wenigstens ihr die Freiheit hiezu zu gewähren. Wir haben mit der einen Hand Oel ins Feuer gegossen und mit der anderen gelöscht. Wir werden uns beide verbrennen, ohne den geringsten Erfolg zu erreichen.

Aber daß wir Deutschland nicht Unrecht thun. Es giebt noch eine dritte Seite unserer Thätigkeit und diese wird je nach dem ihre Richtung ausschlagen wird, unser Schicksal entscheiden. Das deutsche Reich hat angefangen sich mit den materiellen Verhältnissen zu beschäftigen. Es ist der Versuch gemacht worden durch neue Zollsysteme der Landwirthschaft, durch Gewerbe-Ordnungs-, Haftpflicht- und Unfall-Versicherungs-Gesetze der Industrie, den Handwerkern und Arbeitern aufzuhelfen. Das ist sicherlich anerkennungswerth. Nur vergesse man nicht, daß die Zerrüttung der materiellen Verhältnisse nur die Gelegenheit, nicht die Ursache der socialistischen Bewegung ist.[1])

Wenn es dem Kanzler gelingen würde durch seine künftige Wirthschaftspolitik Deutschland in ein Eldorado von Wohlstand zu verwandeln, in ein Land der Glückseligkeit, in welchem die Invaliden und Krüppel eben so gut situirt sind, wie pensionirte Minister und Generäle: so würde der Socialismus; dennoch zu wuchern fortfahren, so lange der Atheismus seine Triebkraft bewährt. Dieser ist die Lebenskraft des Socialismus, die Zerrüttung der materiellen Verhältnisse ist nur der Boden, oder der der Dünger, welcher sein Wachsthum fördert. Man möge doch ja diese Seite nicht überschätzen. Nichts könnte uns gefährlicher werden.

Wie es scheint besteht aber diese Gefahr thatsächlich; und nicht blos die Gefahr der Ueberschätzung der materiellen Reformen, sondern die Gefahr, daß sie eine falsche Richtung einschlagen, welche sie aus einem **Heilmittel** in ein **Beförderungsmittel** der socialistischen Bewegung verwandeln müßte.

---

[1]) Siehe die Schrift; Was rettet die Gesellschaft. Von Carl, Fürst zu Isenburg. Mainz 1881.

Die Wirthschaftspolitik, welche die Regierung des deutschen Reiches in neuerer Zeit einschlägt, stellt die Staatshülfe in einer Weise in den Vordergrund, welche die kühnsten Hoffnungen der Socialisten übersteigt. Es ist dieses von den letzteren wiederholt ausgesprochen worden. Die Ausdehnung der Staatshülfe hat zur Kehrseite die Ausdehnung der Staatsforderung und beide Seiten laufen in Erhöhung der Staats-Allmacht aus. Die eine bedingt die andere. Der Staat gibt nur, was er genommen hat. Es ist an sich ein unberechenbares Unternehmen, wenn der Staat sich in solcher Weise zum Garanten der Bedürfnisse der Einzelnen macht. Auch schließt dieses System vielseitige Gefahr in sich; es mehrt die Unabhängigkeit der Gewalt und die Abhängigkeit der Bürger; es lähmt das individuelle wie sociale Streben; es verwandelt die nach der natürlichen Ordnung in selbstständige Kreise gegliederte Gesellschaft in eine einförmige Menge, welche keinen anderen Zusammenhang hat, als die politische Autorität.

Aber abgesehen von allen diesen Consequenzen, welche wohl nur allmählig sich ausbilden werden, ist die Staatshülfe in der Ausdehnung, wie sie die Reichs-Regierung im Auge hat, recht eigentlich dazu geeignet, den Socialismus, dessen Bekämpfung er bezweckte, endgültig zu befestigen. Zunächst freilich nur in der, wie wiederholt bemerkt, untergeordneten Sphäre der materiellen Interessen.

Aber wenn der Staat das körperliche Interesse seiner Glieder garantirt, so wird er mit noch größerem Rechte auch die geistigen Interessen in sich vereinigen. Er wird nothwendig sich aller Verhältnisse bemächtigen; die menschliche Gesellschaft wird im Staate aufgehen, wird sich verstaatlichen; es wird alles in dem Abgrund der politischen Centralisation sich verlieren.

Ein solcher Staat ist nicht blos eine unnatürliche Schöpfung, er ist angesichts menschlicher Schwäche und menschlicher Begierlichkeit eine furchtbare Gefahr, und er wird nach Lage der heutigen Civilisation unfehlbar in den Dienst des antichristlichen Atheismus fallen.

Und einen solchen Staat soll die deutsche Gesetzgebung vorbereiten? Der Gedanke scheint unfaßbar, aber es wäre nicht zum ersten Male, daß Regierungen als Pioniere der Revolution arbeiten. Auch die französische Regierung hat es am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gethan. Die Bourbonen haben den

Jacobinern die Wege geebnet. Der Fürst, welcher das schöne Wort erfand: l'état c'est moi hat dem Convente es möglich gemacht, durch eine kleine Declination zu dem l'état c'est nous zu gelangen. Der Absolutismus und die Centralisation ist das gemeinsame Interesse des monarchischen Despotismus und der socialistischen Commune.

Aber brechen wir ab. Nicht politische Betrachtungen sind der Zweck dieser Zeilen. Die dynastischen wie die politischen und national-ökonomischen Bestrebungen haben im Leben der Völker nur eine untergeordnete Bedeutung, es sind Fragen zweiten und dritten Ranges. Was die diplomatischen Congresse und die parlamentarischen Coalitionen wirken, bleibt nur an der Oberfläche des nationalen Lebens. Sie schlagen und heilen äußere Wunden, welche mehr oder weniger schmerzlich sein können. Die Lebensfrage der Völker ist die Erhaltung und Zerstörung des religiösen und sittlichen Geistes. Diese Lebensfrage, welche der Congreß der Freidenker behandelt hat, interessirt uns allein und an sie zu erinnern ist der Zweck dieser Zeilen.

Es ist vielleicht noch Zeit, etwas für diese Lebensfrage zu thun, wenn auch um die elfte Stunde. Wollen wir diese Stunde für unser deutsches Vaterland nützen, so wird es aber eines ehrlichen, redlichen Zusammengehens aller christlichen conservativen Kräfte bedürfen. Vor Allem muß der deutsche Staat die Gesetze annulliren, durch welche er die Lebenskraft der katholischen Kirche gebunden und die negativen Tendenzen in der protestantischen Kirche entfesselt hat. Es muß in den conservativen Kreisen des Protestantismus definitiv der Kampf gegen Rom eingestellt und die Allianz mit den Feinden der Kirche gelöst werden. Wir Katholiken haben niemals geglaubt, daß wir gewinnen, wenn die conservativen Elemente in dem Protestantismus, seine Autorität und seine Zucht zerstört werden. Wir haben weder das Summepiscopat, noch die Superintendur bekämpft. Wir wissen, daß es unsere Pflicht ist, die Rechte übernatürlichen Glaubens und christlichen Gehorsams in der protestantischen Confession zu schützen. Wollte Gott, unsere redliche und ehrliche Haltung würde in den anderen Kreisen Nachahmung finden. Lassen wir den Streit der Symbole und der Bekenntnisse — nicht für immer, das ist unmöglich — aber lassen wir ihn für heute ruhen. Stehen wir zusammen, um den gemeinsamen Schatz des Christlichen zu hüten,

den Namen Gottes unserer Nation zu erhalten. Wenn wir uns darüber einig wissen, dann wird es uns auch möglich sein, die semitische Frage zu lösen und unsere christliche Gesellschaft gegen die Juden zu schützen. Aber man muß es ehrlich meinen, nicht wie die Prediger auf dem Congreß. Wird man sich zu diesem ehrlichen Zusammenstehen ermannen? Wir hoffen es. Es giebt der braven ernsten und wohlmeinenden Protestanten genug, um diese Hoffnungen zu gestatten. Aber gerade diesen möchten wir zurufen: es ist die elfte Stunde! Großmächte, welche zur Weltherrschaft sich berufen wissen, schreiten schnell; auch die Großmacht des Atheismus wird in ihrem Siegeslauf nicht zögern.

Christenthum und Kirche
in den Werken Schillers.

Von
Johannes Moser.

So lange die Werke Schillers einen großen, ja bestimmenden Einfluß auf die Denkweise eines bedeutenden Theiles der Gesellschaft und vorzüglich der deutschen Jugend üben, so lange ist auch ein großes Interesse an die Frage geknüpft, welche Stellung dieser Classiker der christlichen Religion und besonders der katholischen Kirche gegenüber eingenommen habe.

Während über Göthe in diesem Punkte das Urtheil ziemlich fest steht, findet dieselbe Frage hinsichtlich Schillers eine ganz verschiedenartige Beantwortung. Bei Göthe folgte auf die gläubige Zeit der Kinderjahre bald eine eigenthümliche, ganz subjectiv gestaltete pantheistische Weltanschauung, der er bis in sein hohes Alter treu blieb. Schiller, als Schriftsteller soll nach den Einen als Rationalist begonnen und vollendet haben, nach Andern aber zur Anerkennung der christlichen Wahrheiten, ja beinahe der katholischen Kirche selbst gelangt sein. Letztere Ansicht erscheint schon um äußerer Umstände willen unhaltbar; eine nähere Prüfung seiner prosaischen wie poetischen Schriften läßt uns sogar in zahlreichen Aeußerungen und Auffassungen eine recht feindselige Stimmung gegen die katholische Kirche erkennen. Solche Aeußerungen und Darstellungen, welche in dem glänzenden Namen Schillers Beglaubigung genug besitzen, tragen fortwährend ein ganz schiefes Bild der katholischen Kirche, ihrer Geschichte, ihrer Lehren und Einrichtungen in die weitesten Kreise. Dies ist um so mehr zu beklagen, als fast unsere gesammte schöngeistige Literatur, wie

sie seit hundert Jahren die Nahrung der höheren und mittleren Klassen bildet, im weiteren Sinne auf protestantischem Boden erwachsen ist, und diese Literatur es nicht liebt, darauf hinzuweisen, daß Schiller in seinen reiferen Jahren vielfach anders dachte, und auch nicht versäumte diese Aenderung der Gesinnung in seinen Werken auszuprägen. — In den folgenden Blättern wollen wir versuchen, das Bild des Christenthums und der katholischen Kirche, wie es uns in Wirklichkeit bei Schiller entgegentritt, näher zu bestimmen und zu beleuchten.

I.

Stellung Schillers zum Christenthum im Allgemeinen.

Zweifellos hat Schiller durch seine einfachen und braven Eltern eine christliche Erziehung genossen. Bekannt ist, daß seine Schwester noch in ihrem hohen Alter gerne davon erzählte, wie es ein rührender Anblick gewesen, den kleinen Fritz beten zu sehen; „die frommen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens. [1])"

Das sollte bald anders werden. Als elfjähriges Kind dem Elternhause entrissen, kam Schiller in die neugegründete Militärakademie. Daselbst war der Gottesdienst nach den Forderungen des Gamaschendienstes eingerichtet, und der Religionsunterricht wurde von einem „Special" ertheilt, welcher „den Typus eines altwürtembergischen Hierarchen repräsentirt." [2]) Bei Tisch wurden auf Commando „mit klatschendem Buch die Hände gefaltet"; [3]) im Religionsunterricht herrschte Furcht und Zittern vor Zilling, dem Superintendenten, der beim Volke allgemein der „lutherische Pfaff" hieß. „Orthodox bis zur Bornirtheit, hielt er wenigstens nach unten mit solcher Gravität auf seine geistliche Würde, wie Scherr schonend sich ausdrückt, daß ihm sogar sein leiblicher Bruder, welchen der Zufall zu seinem Küster gemacht, den Kirchenrock nicht ohne tiefe Verbeugungen umhängen durfte." [4]) Dabei befliß

[1]) Janssen, Schiller als Historiker, pag. 127.
[2]) Johannes Scherr, Schiller und seine Zeit. Leipzig, 1859. pag. 81.
[3]) Nicolai, Reise d. Deutschl. 1781, bei Scherr.
[4]) Scherr, pag. 80.

er sich nach oben eines sehr unterthänigen Benehmens, und ließ es, wo er die Macht hatte, an Verfolgung und Denunciationen nicht fehlen. Es ist gewiß, daß die Persönlichkeit dieses Mannes auf die edel und großartig angelegte Natur Schillers [1]) nur anwidernd, sein Unterricht nur abstoßend wirken konnte. Dazu kommt der jahrelange Einfluß rationalistischer Lehrer, die Lektüre französischer und englischer Philosophen, welche einen platten Deismus predigten. Auch der ganze traurige Zustand der protestantischen Kirche, wie er sich in den hohlen Declamationen und der atomistischen Bibelkritik der Theologen jener Zeit wiederspiegelt, war wenig geeignet, einem tiefer angelegten Gemüthe Nahrung zu bieten. Alle diese Umstände zusammengefaßt können wir uns nicht wundern, wenn der junge Schiller als angehender Schriftsteller dem Christenthum fremd, ja feindselig gegenüber trat, von dem er als Kind zwar einige freundliche Züge erblickte, dann aber enttäuscht nur die abschreckende Starrheit und Häßlichkeit eines Halbtodten wahrgenommen hatte.

Suchen wir Schillers religiöse Ansichten aus seinen eigenen Worten kennen zu lernen.

Die Entstehung des Christenthums gehört zu den Thatsachen, welche ihrer fortdauernden Wirkung halber anerkannt werden müssen, deren Ursache jedoch unerklärlich ist, weil die nöthigen Geschichtsquellen uns fehlen. Denn für die christliche Religion, das wichtigste Faktum für die Weltgeschichte, liegt weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung." [2])

Diesen Gedanken führte Schiller in seiner akademischen Antrittsrede als Beispiel dafür an, daß der „philosophische Verstand" die Lücken und die scheinbare Verworrenheit in den Weltbegebenheiten selbstthätig ausgleichen müsse, indem er „die fehlende Harmonie aus sich selbst herausnimmt und sie außer sich verpflanzt in die Ordnung der Dinge." „Es würde mindestens die ganze Weltgeschichte nöthig sein, um das einzige Moment zu erklären, daß wir uns hier als protestantische Christen zusammenfanden." Aber diese Erklärung, welche sodann in großen Zügen vorgeführt wird, beleuchtet nur das Wort „protestantisch;" „Christ" bleibt

[1]) S. Sch'. Brief an Goethe I., 192.
[2]) Sämmtl. W. X. 381.

unverständlich, weil Schiller die hl. Schrift nicht als geschichtliches Dokument gelten lassen kann.

„Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moses, schreibt der Dichter noch 1797 an Goethe, belustigen mich sehr. Ich muß gestehen: daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Faktum noch sehr raisonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und spätern Ursprung.“ [1]) Bei dieser Anschauung war es deßhalb Schiller sehr willkommen, daß er in dem neu erschienenen Werke Kant's über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft „den Logos, die Erlösung als philosophische Mythe, die Vorstellung des Himmels und der Hölle, das Reich Gottes und alle diese Vorstellungen auf's Glücklichste erklärt“ [2]) fand. Der Königsberger Philosoph macht zwar selbst die Bemerkung „die Auslegung mag uns selbst in Ansehung des Textes der Offenbarung oft gezwungen erscheinen, oft es wirklich sein,“ allein „die Moralphilosophen der Griechen und Römer machten es mit ihrer fabelhaften Götterlehre ebenso.“ [3]) Schon früher hatte Schiller in seinen Vorlesungen die Bibel in Kant'scher Manier gedeutet. In der Vorlesung „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde“[4]) wollte er darlegen, wie „an dem Leitbande des Instincts, woran sie noch jetzt die vernunftlosen Thiere, leitet, die Vorsehung den Menschen in's Leben führen mußte.“ „Aber der Mensch war zu etwas ganz Anderm bestimmt. . . Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden.“ Deshalb mußte er eines Tages der Stimme seines Instincts, die ihn von dem Baume zurückzog, nicht gehorchen, so seine Freiheit gewinnen „und zu seiner Moralität den ersten entfernten Grundstein legen.“ Deshalb ist „dieser Abfall des Menschen vom Instinct . . . ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte.“

Es möge genügen, zu bemerken, daß die „Sendung Moses“

---

[1]) Briefwechsel, I. 291.

[2]) Briefw. zw. Körner u. Schiller, 28. Febr. 1793.

[3]) 3 Stück VI.

[4]) X, 387. Zuerst erschienen 1790 Thalia. 11. Heft.

Schiller Gelegenheit gab, den „philosophischen Verstand“ in ganz analoger Weise mit dem biblischen Texte operiren zu lassen.

Poetisch setzte sich Schiller mit dem Christenthum in den „Göttern Griechenlands“ auseinander. Allerdings hatte er, einem Briefe an Körner zufolge, das Gedicht rasch[1] „in der Angst“ gemacht, weil Wieland auf einen Beitrag für das Märzheft des Merkur gerechnet hatte; jedoch ist nicht zu bezweifeln, daß die Tendenz der Elegie ganz seiner innersten Anschauung entsprach.

Das Motiv zu dem Gedichte gaben wohl die Zustände der protestantischen Kirche von damals, welche wir bereits kurz angedeutet, und besonders die sehr dürftigen Cultusformen derselben, welche auf das geringste Maaß des Möglichen eingeschränkt waren.

„Die gesammte Bildung der protestantischen Theologen, die Vorstellungen, die sie mit der Muttermilch schon einsogen, alles war darauf berechnet, daß ihnen die Geschichte des Christenthums vor der Reformation wie ein Todtenacker mit verwitterten und versunkenen Leichensteinen und modernden umherliegenden Gebeinen erschien, wo nur gespensterhafte Schemen wandelten.[2]“ Mit den siebenziger Jahren aber war der Rationalismus in die Theologie eingerissen und hatte mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seiner revolutionären Natur die seither ruhende Frage der symbolischen Bücher wieder aufgegriffen, und durch eine maßlose Kritik den Glauben an ihre Irrthumlosigkeit binnen wenigen Jahren zerstört. So fiel jetzt der Glaube an die göttliche Gründung der Kirche, wie schon gleich Anfangs der Glaube an ihre göttliche Leitung. „Den Männern aber, die doch Amt und Brod vom Christenthum hatten, blieb nur übrig, sich auf jenes dürre, von allem sicheren Halt und Gehalt entleerte Aggregat von Vorstellungen über Gott, Moral und Unsterblichkeit zurückzuziehen, welches man Rationalismus genannt hat.“[3] Im Gottesdienst gibt aber die Lehre, die religiöse Anschauung der Kirche sich Gestalt. Wie nun nicht zu leugnen ist, besaß damals dieser protestantisch-rationalistische Gottesdienst nur noch äußerst dürftige Ueberreste einer wirklich liturgischen Handlung,

---

[1]) 17. März 1788. J. Scherr, pag. 308 u. 309.

[2]) Döllinger, Kirche und Kirchen p. 395.

[3]) Döllinger l. c. p. 396.

und gegen diese äußerste Dürftigkeit,[1]) gegen diese Verneinung ästhetischer und erhabener Vorstellungen, scheint uns, richtete Schiller seinen Protest und seine Klage über entschwundene Poesie im Dienste des höchsten Wesens durch eine Apotheose der heidnischen Religion, der Religion der Schönheit, wie Hegel einmal meint.[2])

Fragen wir nun, was Schiller an die Stelle der christlichen Weltanschauung setzte, so finden wir jene „Unbestimmtheit der Aeußerung", welche uns überall zu begegnen pflegt, wo der Boden positiver Religion verlassen wird. In der stilistisch meisterhaft geschriebenen Einleitung zur Geschichte des Abfalls der Niederlande, hält es Schiller für „nicht erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht einzuflechten"; denn „die Weltgeschichte rollt der Zufall."[3]) Doch wie erschrocken über das so inhaltlose und gerade deshalb so furchtbare Wort läßt er uns wenige Zeilen nachher wenigstens die Wahl: „Wenn die einzelnen Handlungen der Begebenheit, aus deren Verkettung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem höhern Verstande unsere Bewunderung zuzutragen."[4])

---

[1]) Grüneisen, die evang. Gottesdienstordnung u. s. w. Stuttgart 1856 p. 41 zeigt, wie ganz natürlich schon seit dem 16. Jahrh. es in Württemberg dahin gekommen, daß die Gottesdienstordnung „an Armuth und Einseitigkeit" nicht ihres gleichen habe. (Bei Döllinger l. c. 446).

[2]) Für die Frage, wie Schiller die „Götter Griechenlands" verstanden haben wollte, ist es nicht uninteressant, daß er mit Frau von Lengenfeld „welche die frommen Gefühle ihres liebenden Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band", einen ziemlich lebhaften Disput darüber hatte. „Um den dogmatischen Zwist artig beizulegen, sandte Schiller eine englische Bibelübersetzung an Lottchen und schrieb scherzend dazu: „Bitten Sie doch die Mama recht schön, daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hatte, sie englisch zu lesen, und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengenfeld'schen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen. Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache." (Scherr 319.)

[3]) Vgl. die vortreffliche Darlegung bei Janssen, Schiller als Historiker Freiburg 1880. 2. Aufl.

[4]) l. c. 22.

Die Art und Weise, wie der Glaube an religiöse Wahrheiten im Gemüthe des Individuums zu ersetzen sei, ist für Schiller weniger zweifelhaft. „Die Götterlehre der alten Griechen war die Eingebung eines naiven Gefühls ... der Kirchenglaube der neueren Nationen ist eine Eingebung der grübelnden Vernunft.[1]) Bei dem fortgeschrittenen Menschen tritt hiefür ein das Streben nach Verwirklichung des Ideals, das jeder menschlichen Seele innewohnt, durch Pflege und Genuß des Schönen vermittelst der Kunst, die ihn emporführt zur höchsten Sittlichkeit. Der Dichter ist Verkündiger, der Künstler aber Priester dieser Religion der Kunst, weil er durch seine Werke die Erkenntniß des Wahren vermittelt.

. . . .
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein.
. . . .
Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlische ihr Antlitz von ihm wandten
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
. . . .
Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
Was wir als Schönes hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegensehn.[2])

Der Mensch wird durch die Hand der Kunst erzogen zur Erkenntniß der Wahrheit und sittlichen Würde. Diesen Gedanken führt Schiller noch weiter aus in der vollendet schön geschriebenen Abhandlung[3]): „Ueber Anmuth und Würde.“ Die Schönheit der Seele beruht hiernach auf der Harmonie ihrer sinnlichen und sittlichen Kräfte, auf der Uebereinstimmung von Natur und Vernunft, und diese Harmonie in der Seele tritt als Anmuth in die Wirklichkeit. Ergibt sich zwischen beiden Vermögen ein Conflikt und der Mensch unterwirft seine Neigung der Pflicht, so handelt er mit sittlicher Kraft d. h. mit Würde.

---

[1]) Ueber naive und sentimentalische Dichtung XII, 190. Zuerst in den Horen. 1796.

[2]) Die Künstler. Zuerst im Merkur 1788.

[3]) XI. 323. Zuerst Neue Thalia 1793.

Obschon die Schrecken der französischen Revolution und besonders der Tod Ludwig XVI. [1]) einen tiefen Eindruck auf **Schiller** gemacht und seine politischen Ansichten völlig umgewandelt hatte, so glaubte er doch einige Zeit hindurch, von der Religion noch weiter abstrahiren zu sollen, und schrieb davon ausgehend seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen". [2]) Hier ist ihm die Kunst das alleinige Mittel zur Veredlung der Menschheit, das moralische Ideal geht völlig in dem ästhetischen auf, die Religion wird nicht mehr genannt. Denn, wie er in einem Briefe an Göethe bemerkt, „in der ästhetischen Geistesstimmung braucht die gesunde und schöne Natur keine Moral, kein Naturrecht, ja sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten." [3])

Trotz dieser herben Aeußerung ist es unzweifelhaft, daß sich um diese Zeit in **Schillers** religiösen Ansichten eine Wendung vollzog. Er wurde hingewiesen auf die Nothwendigkeit der Religion durch die tägliche Erfahrung im privaten und öffentlichen Leben, und nicht minder durch das Studium der **Kant'schen Philosophie**. Diese hatte sich wenigstens durch die „praktische Vernunft" die Existenz Gottes gerettet und erkannte Gott an als allmächtigen Schöpfer, als gütigen Erhalter und gerechten Richter. **Schiller** kam im Juli 1788 nach Weimar, und fast gleichzeitig wurde **Reinhold** Professor der Philosophie in Jena; dieser war so begeistert von der neuen Lehre, daß er glaubte „in hundert Jahren müsse Kant die Reputation von Jesus Christus haben. [4])" Durch den Umgang mit **Reinhold** und besonders durch Lektüre Kant'scher Schriften während seiner Krankheit, gewann der Dichter das höchste Interesse an denselben, und wurde bald ein eifriger Anhänger des Königsberger Philosophen. **Schiller** glaubte nun wieder an einen persönlichen Gott, allerdings nicht aus Pflicht, sondern aus Bedürfniß; er hatte jetzt jenen moralischen oder Vernunftglauben, welcher nicht aus einem positiven natürlichen oder übernatürlichen **Wissen**, sondern aus der inneren Nöthigung

[1]) Schiller trug sich eine zeitlang mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsschrift für Ludwig XVI. abzufassen. Die Arbeit war bereits begonnen, als die Nachricht von der Enthauptung des Königs eintraf.

[2]) Zuerst in den Horen 1795.

[3]) Brief vom 6. Juli 1796.

[4]) Sch. an Körner. Briefwechsel I, 162.

entspringt, welche „die praktische Vernunft" nach einem höchsten Wesen empfindet, um so für die Forderungen der Moral die nothwendige transcendente Bedingung zu setzen.

Die „Worte des Glaubens" aus dem Jahre 1797 liefern uns hiefür die nöthige Bestätigung:

. . . .
Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke.

Dieselbe Wahrheit, aber mehr negativ geben uns die „Worte des Wahns":

. . . .
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang er die Schatten zu haschen sucht.
. . . .
So lang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
. . . .
Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre.

Und ähnlich in dem „Mädchen von Orleans":

Den Wahn bekriegt er, und verletzt den Glauben.

„Wahn" heißt bei Kant Alles, was über die Anerkennung Gottes und der natürlichen Pflichten hinausgeht, also alle sonstigen Lehren und Gebräuche, welche sich bei jeder „statutarischen Religion" finden. Immerhin gelangte Schiller zu einer gewissen Werthschätzung der Religion überhaupt. Hiezu trat sodann das poetische und ästhetische Moment, das speciell im Christenthum liegt, und seinem dichterischen Sinne auf die Dauer nicht entgehen konnte. [1])

Wenn trotzdem Schiller einmal äußerte: „Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt," [2])

---

[1]) So schreibt er am 17. Aug. 1795 an Goethe: „Ich finde in dieser (christlichen) Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. . . . Das Christenthum ist in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." Briefwechsel I, 192.

[2]) Ueber naive und sentimentalische Dichtung (XII, 197).

so hat er diese Behauptung durch sein eigenes Verfahren Lügen gestraft. Selbst der so realistische Goethe vermochte mit der bloßen Natur nicht auszureichen, und jedermann kennt die hervorragende Rolle, welche z. B. im „Faust“ der Uebernatur zugetheilt ist. Noch viel weniger konnte Schiller, der in Idealen lebende Dichter, für seine Schöpfungen des Zaubers und des erhabenen Eindruckes entbehren, den das Uebernatürliche auf das menschliche Gemüth hervorbringt. Unstreitig ist aber die Erscheinung der katholischen Kirche, wie sie in ihrer großartigen Vergangenheit, ihrer weltumspannenden Organisation, ihrem mystischen, wundersam ergreifenden Gottesdienste vor das Auge des Beschauers tritt, in hohem Grade geeignet, alle Forderungen an eine „ästhetische Religion“ zu erfüllen. Zu dieser Anschauung gelangte jetzt Schiller; sein weiter dichterischer Blick wurde nicht mehr behindert durch Vorurtheile der Erziehung und Umgebung. Wahl des Stoffes und Art der Behandlung lassen kaum einen Zweifel hierüber aufkommen.

Fassen wir die Stellung Schillers zum Christenthum in der vorstehend dargelegten Weise auf, so erklärt es sich unschwer, daß wir in den Jugendwerken des Dichters eine Carricatur der katholischen Kirche gezeichnet finden, während in seinen reifsten und schönsten Erzeugnissen die nämliche Kirche nicht selten mit einer Zartheit, ja mit einer Vorliebe geschildert wird, welche Schiller vielfach „den Vorwurf“ des Katholisirens zugezogen hat.

Suchen wir diese zweifache Darstellung der katholischen Kirche an den einzelnen Abhandlungen und Dichtungen des Näheren nachzuweisen.

II.

Urtheil Schillers über Hirarchie und Geschichte der kath. Kirche.

Gleich in der akademischen Antrittsrede Schillers finden wir den Reflex jener schiefen und oberflächlichen Ansichten, welche damals über Papstthum und Mittelalter die herrschenden waren. „Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Gräuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiender Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auf-

fordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europas zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten." [1]) Die arglistige Politik der Päpste suchte in Deutschland Zwietracht zu säen, und „der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen." Kein Wunder, daß ein „Gregor VII., der gewaltthätigste aller Päpste, stirbt gedrückt vom Hasse seines ganzen Jahrhunderts," und sein strafendes Gewissen auf eine Stufe gestellt werden muß mit dem eines Cromwell, des Heuchlers und Königsmörders.

Die Katholiken sind oft in der Lage bei den tüchtigsten ihrer Gegner Zeugnisse für die geschichtliche Wahrheit zu finden, und so möge auch hier Neander gehört werden, wenn er sagt: „Gregor war sicher von etwas Höherem beseelt, als einem selbstsüchtigen Ehrgeiz und selbstsüchtiger Herrschsucht; es war eine Idee die ihn beseelte und der er alle andern Interessen opferte: die Idee der Freiheit der Kirche. . . ." Selbst Gregorovius „kann dem fast übermenschlichen Charakter des Papstes seine Bewunderung nicht versagen." [2])

Durch die arglistige und herrschsüchtige Politik der Päpste wurde „beim Ablauf des elften Jahrhunderts" in den Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m. der Geist der Wanderung und des Raubes wieder aufgeweckt, der sie in ihr neues Vaterland geführt hatte. [3]) „Asien an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Saracenen eine Million seiner Heldensöhne aus," aber trotzdem sieht er, „der römische Hierarch, der allein die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren." Doch wenn auch der Papst durch die „Thorheit und Raserei" der Kreuzzüge „seinem Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzog", so konnte er sich wieder neue gewinnen durch Schenkungen und Belehnungen. So schenkte der Papst die Insel Sicilien den

[1]) Ges. Werke X 376; XI 33; 31; 51; X 384.

[2]) Gesch. d. Stadt Rom IV 198.

[3]) Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge u. Mittelalter X 1, ff.

Normännern; denn ihm „kostete es bekanntlich nichts, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen."

Man sieht, wie sehr diese Beurtheilung der welthistorischen Stellung des Papstthums von der Ansicht eines Leibniz abweicht, welcher glaubte, man müsse zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den Fürsten „in Rom ein Tribunal errichten und den Papst zum Vorsitzenden desselben machen, wie er denn in Wahrheit einst der Richter unter den christlichen Herrschern gewesen ist." [1])

Wie die Kreuzzüge der päpstlichen Herrschsucht ihre Entstehung verdanken, so ging die Inquisition aus der Grausamkeit der Päpste hervor. Innocenz III. war es, welcher die Aufsicht über den Glauben den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit entzog, „um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Creaturen des römischen Stuhls." [2])

Die Beurtheilung der kirchlichen Inquisition und der hievon wesentlich verschiedenen, nicht selten in einem Gegensatze sich bewegenden spanischen Inquisition ist jetzt eine andere. Die neueren Forschungen haben unsere Kenntniß von diesen Institutionen sehr vervollständigt und in Verbindung mit politischen Vorgängen der letzten Jahre das Verständniß derselben bedeutend erleichtert. Die allbekannten, grausigen Erzählungen von geheimer Verhaftung, ausgesuchten Martern, Hunderttausenden von Opfern u. a. m. sind von der Wissenschaft in's Reich der Fabel verwiesen, die Schilderung derselben wird von dem Historiker dem Romanschriftsteller überlassen. Vor hundert Jahren aber schien ein sehr strenges Urtheil gerechtfertigt und Schiller „wollte es sich zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen." [3]) Dies zur Erklärung der oben angeführten harten Ausdrücke.

Wie aber sollen wir die gänzliche Verkennung der culturhistorischen Bedeutung der Orden beurtheilen? Jene Männer, welche die Axt an den germanischen Urwald legten, und Jahr-

---

1) Oeuvres de Leibnitz V. 65.

2) Abfall d. Niederl. V. III. 74.

3) Brief an Rath Reinwald v. 14. April 1782 s. Boas, Nachträge I, 310;

hunderte hindurch Träger unserer materiellen und geistigen Cultur waren, werden in der schon erwähnten akademischen Antrittsrede ebenso unrühmlich als unhistorisch in folgender Weise geschildert: „Der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten." [1]) Man darf nur einige Handschriften gesehen haben, um sich zu überzeugen, welch' große Begeisterung, welch' frommer sinniger Fleiß dazu gehörte, der kunstvollen Abschrift eines Buches sein Leben zu widmen.

Bis zur Fratze verzerrt, tritt uns die katholische Kirche in Don Carlos entgegen; vorzüglich in der ungekürzten Bearbeitung desselben. [2]) In diesem Drama wollte der Dichter „einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen." [3]) Schiller hat in der That in Philipp ein gekröntes Ungeheuer (obschon die Vorrede dies leugnet), in Domingo einen verruchten Verbrecher geschildert, wohl geeignet, dem Priesterkleide einen untilgbaren Schandfleck anzuheften.

Domingo verfolgt mit schändlichen Mitteln schändliche Zwecke. Don Carlos darf nicht König werden. Domingo und Alba haben sich hiezu verschworen; die menschliche Natur vergessend, sucht der Dominikaner sein Ziel auf einem Wege zu erreichen, der schlimmer ist, als der Dolch; auch das Beichtgeheimniß wird von ihm verrathen; dem König wird ein angebliches Wunder des hl. Dominikus vorgespiegelt — mit einem Worte, kein noch so verwerfliches Mittel bleibt unversucht. Rechnen wir hierzu noch den unnennbar widerlichen Auftritt mit der Prinzessin Eboli, [4])

---

[1]) X. 377.

[2]) In der Bearbeitung für die Bühne sind über zweitausend Verse, darunter die schärfsten Stellen weggeblieben.

[3]) Brief an Rath Reinwald.

[4]) Selbst W. Lauser, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, fällt neuerdings, gestützt auf zahlreiche Belege, folgendes Urtheil: „Ihre (der Fürstin) geschichtliche Erscheinung, ihr Charakter, ihre Schuld und Niederlage (und wir müssen beifügen, ihr Verhältniß zu Philipp insbesondere) entsprechen so wenig als diejenigen Don Carlos dem Bilde, welches zunächst die Sage und der Genius unseres großen Dichters geschaffen". (Von der Maladetta bis Malaga, Berlin, Hofmann & Cie. 1881 p. 298).

so dürfen wir nur den unglücklichen Pater als Typus seines Standes betrachten, um mit Don Carlos zu reden von

Der Mönche sünderbleichen Zunft,[1])

und wir müssen dem Prinzen Recht geben, wenn er Priesternamen und Ordenskleid in leidenschaftlichen Worten der Verachtung preisgibt:

Bist Du nicht der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte?[2])

und weiter

Es ist nicht gut, bei Gott! nicht Alles gut.
Nicht Alles, was ein Priester sagt, nicht Alles,
Was eines Priesters Creaturen sagen.[3])

Der Großinquisitor ist ein Teufel in Menschengestalt. Er wirft dem König vor, den Marquis Posa ermordet[4]) und so „dem heil'gen Amt dies Opfer unterschlagen" zu haben. Auf die Frage des Monarchen

Kannst Du mir einen neuen Glauben gründen,
Der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt?

gibt der Cardinal die gotteslästerliche Antwort:

Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

So empören der Großinquisitor und Domingo unsere heiligsten Gefühle; sie, die katholischen Priester, welche Lehrer und Hirten des Volkes sein sollen. Wir müssen hier überhaupt bemerken, daß die Geistlichen bei Schiller fast durchgängig eine klägliche Rolle spielen. Pastor Moser in den Räubern weiß sich gegen die materialistischen Behauptungen eines Franz Moor nur recht schwächlich zu vertheidigen; der Pater in demselben Drama macht sich lächerlich, damit die Seelengröße des Räuberhauptmanns um so heller strahle. Pfarrer Rösselmann auf dem Rütli ist eine mehr jammervolle als patriotische Figur. Nur der Erzbischof in der Jungfrau von Orleans macht eine rühmliche Ausnahme.

Schiller hat Wort gehalten; er hat Papst und Priesterthum „fürchterlich an den Pranger gestellt", und so viel an ihm lag, der katholischen Kirche „den Dolch auf die Seele gestoßen".

---

[1]) 2. Akt 2. Auftritt.
[2]) s. Boas, Nachträge I 325.
[3]) 2. Akt 2. Auftritt.
[4]) 5. Akt 10. Auftritt.

Ob mit Recht?

Selbst vom Standpunkt des Dichters aus, wird diese Frage mit Nein beantwortet werden müssen. Allerdings spricht Schiller in seinem Prolog [1]) zu Fiesco die Ansicht aus: „Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht (des Fiesco) Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuhörer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf". [2]) Trotzdem läßt sich in den Werken, welche nach dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben sind, das Bestreben nicht verkennen, diese Aufwallung durch solche Erdichtungen hervorzurufen, welche mit der geschichtlichen Wahrheit im Einklang stehen und auch der inneren ethischen Würde nicht entbehren. So tritt dann auch später die historische Erscheinung der Kirche vielfach frei von tendenziöser Entstellung und nicht selten sogar in glänzender Schilderung uns entgegen.

In seiner „Universalhistorischen Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I." anerkennt Schiller in den Päpsten Charaktere, deren Handeln durch Grundsätze bestimmt wurde, „welchen jeder Papst mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse folgen zu müssen sich gedrungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugsame Krieger im Drang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas begegnete selten oder nie einem Papste . . . Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone." [3]) In jener gläubigen Zeit waren es große Ideen, welche die Welt beherrschten. Denn „waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der Cultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe ge-

[1]) Dieser Prolog war vor der ersten Aufführung des Stückes in Mannheim (18. Januar 1874) an den Bäumen, Thoren und Straßenecken angeschlagen und führte den Titel: Erinnerung an das Publikum.

[2]) Boas, Nachträge I, 30.

[3]) Ges. W. XI. 40.

wesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht" [1]).

Die Ritterorden aber, welche aus der Begeisterung für die Kreuzzüge hervorgingen, stellen uns Glaubenshelden vor Augen, deren „Schwachheiten von glänzenden Tugenden geführt, sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen dürfen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben . . . Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt, und anstatt sich die Stirne mit dem verdienten Lorbeer zn krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienste eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem eckelhaften Kranken um Gotteswillen die Speise reicht, und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsere verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? . . . Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! . . . Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, eben so überflüssig, als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangene geltend machen. . . Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freiern

[1]) Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot. XI. 313.

Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können.“ [1])

Dieses Urtheil über das katholische Mittelalter findet eine nicht unwichtige Ergänzung in einer Stelle aus dem Abfalle der Niederlande, welche die so bitter gehaßte Inquisition wenigstens staatsrechtlich in einem günstigeren Lichte erscheinen läßt. „Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwille angefangen, und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Lüsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten, und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Muth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit prüfen gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln; diese Geringschätzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Bürger in tollkühnen Empörer verwandeln.“ [2])

Die Orden behandelte Schiller in seinen späteren Stücken fast durchgehends in würdiger Weise, während, wie wir unten sehen werden, in den Jugendarbeiten das Gegentheil der Fall ist. Der Dichter bringt die Orden zuweilen selbst da auf die Bühne, wo es durch die Oekonomie des Stückes nicht geboten erscheint. So erscheinen in Wilhelm Tell die barmherzigen Brüder, um den bekannten ernsten Todesgesang anzustimmen. Ihr Auftreten rief zwar in Weimar ziemlich lebhaftes Mißfallen hervor, doch konnte sich Schiller nicht dazu verstehen, die Scene zu streichen. In Maria Stuart kommt Mortimer nach Rheims,

Wo die Gesellschaft Jesu fromm geschäftig,
Für Englands Kirche Priester auferzieht. [3])

Selbst die Schönheit und Poesie der Klosterzelle hat in Schiller einen Dollmetscher gefunden. Beatrice, die Braut von Messina, macht sich über ihre Einwilligung in die Entführung aus dem Kloster einen Vorwurf:

Warum verließ ich meine stille Zelle?
Da lebt' ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wiesenquelle
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm. [4])

[1]) Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot. XI. 312.
[2]) VIII. 119.
[3]) I. Akt. 6. Auftr.
[4]) V. 424.

Am Schlusse des Dramas singt der Chor, dieselbe Idee aufgreifend und erweiternd:

Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.

Im „Kampf mit dem Drachen" feiert die Demuth, die Grundtugend des katholischen Ordensmannes, einen glänzenden Triumph, während christlicher Heldensinn das Motiv zu dem schönen Gedichte „die Johanniter" bildet. Ruhmvoll wird hier die löwengleiche Tapferkeit der christlichen Ritter auf dem Schlachtfeld, ihr liebevolles mildes Wirken am Krankenbett hervorgehoben, und zum Schlusse die Macht der Religion gepriesen, die allein dem Menschen Vorbild und Stärke verleiht zu solch' heroischer Aufopferung des eigenen Ich's:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

III.

Schillers Urtheil über die Lehren der katholischen Kirche.

Während die äußere Organisation, repräsentirt durch Papst, Geistlichkeit und wohl gegliederte Ordensgenossenschaften, in breiten Linien gezeichnet wird, treten der Natur der Sache nach die einzelnen Glaubenslehren der katholischen Kirche bei Schiller mehr in den Hintergrund. Soweit sie jedoch zur Darstellung kommen, müssen wir ebenfalls eine richtige und falsche Auffassung derselben constatiren. In letzterer Beziehung ist es zunächst die Lehre von der Sündenvergebung, welche bei Schiller wie fast bei allen Akatholiken den Stein des Anstoßes bildet.

Indem Franz Moor die Räuber kommen hört, geräth er in die erbärmlichste Todesfurcht und befiehlt seinem Diener: „So

geh' doch — so ruf' doch den Beichtvater, daß er mir meine Sünden hinwegsegne." Dies sagt derselbe Franz Moor, der soeben noch den Pastor Moser fortjagt, welcher ihm nicht zugeben wollte, daß die Seele beim Tode vernichtet werde; und derselbe Franz Moor gibt seine bußfertige Gesinnung wenige Minuten nachher auf gar sonderbare Weise zu erkennen, indem er sich selbst ermordet. Wenn ein Franz Moor, der Vater- und Brudermörder, der heuchlerische und heimtückische Schleicher, wie Schiller selbst ihn nennt, [1]) wenn ein solcher Mensch in solcher Meinung nach dem Beichtvater ruft, damit er ihm die Sünden „hinwegsegne", so ist das allerdings objectiv der vollendete Wahnsinn; auf der Bühne aber erscheint selbst ein Franz ganz dazu berechtigt, so daß wir diesen Auftritt als eine Schmähung des Bußsakramentes betrachten müssen. Dieses Urtheil dürfte um so mehr der Wahrheit entsprechen, als schon früher durch die Worte des Paters, welcher den Räubern Verzeihung anbietet, die Milde der Kirche in sehr zweifelhaftem Lichte dasteht.

Im Don Carlos ist es das Beichtgeheimniß, welches herabgesetzt wird. Domingo, der selbst sehr zweideutige Aeußerungen hierüber fallen läßt, muß sich von dem Prinzen die Worte sagen lassen:

Bist Du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht um baares Geld verkauft?

Wir finden dies um so weniger gerechtfertigt, als Domingo selbst die Unverletzlichkeit des Beichtsiegels anerkennt, während andererseits kein historisch beglaubigter Fall bekannt ist, daß eine Verletzung desselben stattgefunden habe.

Der Lehre vom Ablaß ergeht es nicht besser. Es werden selbstverständlich die nämlichen schiefen, und, wir dürfen sagen, verleumderischen Vorwürfe dagegen erhoben, welche schon von den sogenannten Reformatoren in Umlauf gesetzt wurden. Und wenn wir derartige Angriffe lesen, müssen wir uns des Geständnisses erinnern, das einst Luther selbst in dieser Sache abgelegt hat: de indulgentiis nihil prorsus sciebam. [3])

1) Boas I 243.

2) Boas, Nachträge I 325.

3) Walch, XVII 1704.

Nur so können wir es einigermaßen erklärlich finden, wenn Domingo zu Alba sagt:

> Das Laster erhält der Kirche Millionen [1])

und

> das Geheimniß,
> Durch Indulgenzen Sünden zu erleichtern,
> Und Seelen durch die Sünde zu zerstören,
> Mißlang bei dem Infanten.

Mortimer will Maria Stuart retten und theilt ihr den Plan der Verschworenen mit, die Besatzung zu tödten und, wenn nöthig, Elisabeth selbst zu ermorden. Er ist entschlossen, das Leben zu wagen; er kann es mit ruhigem Gewissen:

> . . . . Versammelt habe ich
> In heimlicher Kapelle die Gefährten;
> Ein Priester hörte unsre Beichte an,
> Ablaß ist uns ertheilt für alle Schulden,
> Die wir begingen, Ablaß im Voraus
> Für alle die wir noch begehen werden.
> Das letzte Sakrament empfingen wir,
> Und fertig sind wir zu der letzten Reise.[2])

Maria ist entsetzt über das viele Blutvergießen, welches Mortimer geplant; gegen die entsetzliche Blasphemie hat sie kein Wort, und sie, die gute Katholikin, hört ruhigen Blutes an, wie der Verschworene fortfährt:

> Alle Frevel sind
> Vergeben im Voraus. Ich kann das Aergste
> Begehen, und ich will's
> . . . .
> Und müßt' ich auch die Königin durchbohren.
> Ich hab' es auf die Hostie geschworen.[3])

Das ist also nach katholischen Grundsätzen erlaubt, vielleicht sogar verdienstlich; und so gestaltet sich im Handumdrehen das Verhältniß der katholischen Kirche zur Regierung bei Schiller thatsächlich zum Verhältniß des Beichtstuhles zum Königsmord.

> Was ist mir Blutverwandtschaft, Völkerrecht?
> Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
> Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord!
> Ich übe nur was Eure Priester lehren.

---

1) Boas I 439, 440.
2) V 114.
3) 3. Akt 6. Auftritt.

Dies hält deshalb auch Elisabeth in der berühmten Gartenscene mit Recht der gedemüthigten Maria vor,[1]) und diese hat auf solch' furchtbare Anklage nur die Erwiderung, daß sie persönlich ihr nicht feind sei. Um uns aber durchaus nicht im Zweifel zu lassen über die Verbindung der katholischen Kirche mit dem Meuchelmord, muß ein Barnabit ein Attentat auf die Königin verüben, weil er das Anathem vernommen, worin:

Der Papst die Königin mit dem Fluch belegt.
. . . .
Dem Priester nur vertraut er seine That
Und auf dem Londoner Weg ward sie vollbracht.[2])

Allein der Stoß ging fehl; dies gibt aber dem Grafen Kent später Gelegenheit, Elisabeth zu sagen:

. . . . es gehen Mörder
Umher, vom Papste wider dich gesendet.[3])

In der „Braut von Messina" bestätigt Don Manuel die Freundschaftsversicherungen Don Cäsars.

Du willst nicht meinen Tod: ich habe Proben.
Ein Mönch erbot sich dir, mich meuchlerisch
Zu morden; du bestrafest den Verräther.[4])

Immer dieselbe Idee; die katholische Kirche muß revolutionär sein, sie muß den Dolch gegen die Fürsten zücken, weil sie nicht die Magd der Könige sein kann noch darf; weil sie auch den Regierenden, den gekrönten Menschen gegenüber auf der Erfüllung des göttlichen Sittengesetzes beharrt: Es fällt dies um so mehr auf, weil Schiller an anderem Orte ganz unbefangen es ausspricht, „daß nichts thörichter sein kann als eine Religion für Verbrechen verantwortlich zu machen, die sie verdammt."

Wie ein Nachklang aus dem Religionsunterricht des Superintendenten Zilling muthen uns die Worte an, worin Schiller sein Urtheil über das Concil von Trient zusammenfaßt: „Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu sein, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste und Anmaßungen des hl. Stuhles, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr

[1]) 3. Akt. 4. Auftr.
[2]) 3. Akt. 8. Auftr.
[3]) 4. Akt. 7. Auftr.
[4]) V. 403.

in Gesetze übergegangen, und zu einem System erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in der Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetzen, diesen Gebräuchen entziehen würde... Bannflüche gegen den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knochen der Märtyrer nicht ehren . . . würde. . . Alle Dogmen der Protestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vortheile gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanfteren Wege in den Schooß der mütterlichen Kirche zurückzuführen." [1])

Diese letztere Behauptung ist geschichtlich unwahr. Die Protestanten waren zum Concil eingeladen, und dasselbe prolongirte sogar seine Verhandlungen, um den Erfolg einer zweiten Einladung abzuwarten. In der achtzehnten Sitzung wurde schließlich ein dritter Geleitsbrief ausgestellt, allein die Protestanten erschienen auch jetzt nicht. Dennoch nahm das Concil die Rücksicht, über die Communion unter beiden Gestalten dem Papste die Entscheidung zu überlassen, welcher dann auch thatsächlich den deutschen Bischöfen gestattete [2]), unter gewissen Bedingungen die Communion unter beiden Gestalten austheilen zu lassen. [3])

Die Lehre vom hl. Altarsakrament wird bei Schiller öfter in höchst verletzender Weise herangezogen. Mortimer schwört auf die Hostie, daß er Elisabeth ermorden wolle, wenn es nothwendig werde; seine Mitverschworenen nehmen vor der beabsichtigten Blutthat das Abendmahl. Am Unwürdigsten und überaus empörend ist die Behandlung des hl. Sakramentes in Cabale und Liebe, wo Louise „das Sakrament nehmen" muß, so daß der Glaube an dasselbe zum Bürgen der Verschwiegenheit bei einem schändlichen Bubenstück zu dienen hat:

> Gott! Gott! und du selbst mußt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren? [4])

Abgesehen von allem Andern erscheinen derartige Scenen den Katholiken außerordentlich befremdend, weil sie den Eindruck her-

---

1) Abfall d. Niedl. VIII. 169.
2) Durch die Bulle vom 16. April 1564.
3) Brück, Kirchengesch. 645.
4) 3. Akt. 6. Scene.

vorbringen, als ob es unter ihnen Sitte sei, in solch furchtbarer Weise zu schwören, während eine derartige Annahme völlig der Wahrheit entbehren würde.

Bezüglich der Heiligenverehrung wäre auf die blasphemische Aeußerung des Selbstmörders Mortimer hinzuweisen, eine Aeußerung, die um so unverständlicher ist, oder vielmehr um so herber wirkt, als Mortimer ähnlich wie Maria Stuart als gläubiger Katholik dargestellt wird. Wir protestiren aber dagegen, daß ein Selbstmörder betend mit den Worten sterben könne:

Maria, heil'ge, bitt für mich
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben![1])

Neben diesem gänzlich verfehlten und unwürdigen Bilde katholischer Lehren fehlt es bei Schiller nicht an correcten und selbst erhebenden Darstellungen derselben.

Tell, den die Verzweiflung des Parricida rührt, will demselben helfen und bemüht sich vor Allem, die innere Qual des Unglücklichen zu lindern.

Vom Tell soll Keiner ungetröstet scheiden —
Was ich vermag, das will ich thun.
. . . .
Hört, was mir Gott in's Herz gibt — Ihr müßt fort
In's Land Italien, nach Sanct Peters Stadt!
Dort werft Ihr Euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm Euere Schuld und löset Eure Seele.
. . . .
Was er Euch thut, das nehmet an von Gott.[2])

Wie ganz anders erscheint diese Versöhnung, welche dem reuigen Mörder Parricida in Aussicht gestellt wird, als jene wahnwitzige Hoffnung auf Verzeihung bei einem Franz Moor! Auch in der Beichte Maria Stuarts tritt die Nothwendigkeit bußfertiger Gesinnung klar hervor, wenngleich die Beichte selbst einen Abgrund moralischer Verworfenheit enthüllt, die man billigerweise der guten Katholikin nicht zuschreiben sollte, als welche doch Maria dargestellt wird.

---

1) 4 Akt, 4 Scene,
2) 5. Akt, 2. Auftr.

Der Glaube an die wahre Gegenwart Christi findet in dem eben genannten Drama, wie auch im „Graf von Habsburg" und dem „Gang nach dem Eisenhammer" eine liebevolle und fast glänzende Schilderung. Der alte Melvil läßt sich in Rom zum Priester weihen, um Maria die letzten Tröstungen zu spenden; jubelnd und voll gläubigen Vertrauens begrüßt die Königin den ehemaligen Diener:

O, so muß an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch' Glück bereitet sein!
. . . .
Wie Eure Kniee sonst vor mir sich beugten,
So lieg' ich jetzt im Staub vor Euch.[1])

Und Maria ist versöhnt mit Gott, ist gestärkt und getröstet; mit Sicherheit kann sie von sich sagen:

. . . . Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Einer schönen Blüte gleich ersproßt unter den ernsten Studien zum Tell die liebliche Ballade „der Graf von Habsburg". Man darf dieselbe nur nennen, eine Erklärung dazu ist ebenso überflüssig wie bei dem „Gang nach dem Eisenhammer", welcher ebenfalls ein religiöses Thema behandelt. Selbst David Strauß lobt die dramatische Erfindung dieser Gedichte, und tadelt nur, daß „die Ausmalung der katholischen Frömmigkeit bei Schiller etwas Gemachtes habe".[2]) Uns scheint mit Unrecht. Denn Frömmigkeit, die Macht des Gebetes, das Hereinragen des Wunderbaren in irdische Verhältniße — all dies finden wir auch sonst, sogar ziemlich häufig von Schiller als Motiv benutzt. Wir erinnern nur an die Jungfrau von Orleans, welche durchaus auf der Wechselbeziehung der persönlichen Frömmigkeit des Hirtenkindes und dem wunderbaren Eingreifen himmlischer Geister beruht. Wir sind auch nicht berechtigt, diese merkwürdige Anlage des Stückes einer vorübergehenden dichterischen Anwandlung zuzuschreiben; denn wir wissen, daß die romantische Tragödie deshalb beinahe von der Aufführung zurückgewiesen worden wäre. Der Herzog Karl August nämlich konnte „der christlichen Mythologie keinen Geschmack abgewinnen und vermochte nie Interesse an einer

---

1) 5. Akt. 7. Scene.

2) Der alte und der neue Glaube. 3. Aufl. p. 333.

Person oder Heldin zu fassen, die nicht durch menschliche Inspiration zu das (sic) wurde, was sie merkwürdig macht."[1]) Schiller selbst aber war nicht zu bewegen, eine Aenderung vorzunehmen.

Max, welchen der Dichter als Lieblingsperson in seinem Wallenstein behandelt, bildet einen absichtlich aufgestellten Gegensatz zur rationalistischen Gräfin Terzky. Max kann noch beten, er glaubt noch „an der Geister Macht". In ersterer Beziehung ist die Stelle merkwürdig in den Piccolomini, welche die Andacht des einsamen Beters mit sinnigen Worten schildert;

Es ist ein Kloster hier, zur Himmelspforte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes,
Ein schlecht Gemälde war's, doch war's der Freund,
Den ich in diesem Augenblicke suchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche geseh'n
In ihrem Glanz, die Inbrunst der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf Einmal
Ward mir die Andacht klar.

In der Kant'schen Philosophie bleibt für das Gebet kein Raum; nur wenn ein persönliches Gefühl des Trostes oder der Erbauung dadurch erreicht wird, kann dasselbe allenfalls noch zugelassen werden; lächerlich ist es aber, eine objective Wirkung davon zu erwarten. Trotzdem steht die oben angeführte Stelle nicht allein. In der Braut von Messina ruft Isabella, die hart geprüfte Mutter, verzweiflungsvoll aus:

Kein Gebet durchbohrt den eh'rnen Himmel —[2])

der Chor jedoch tritt ihr mit aller Entschiedenheit entgegen:

Halt' ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du leugnest der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen!

IV.

Urtheil Schillers über den Cultus der katholischen Kirche.

Mit unverkennbarer Vorliebe finden wir nicht selten die Herrlichkeit des Gottesdienstes der katholischen Kirche, das Ergreifende und Ehrwürdige ihrer geheimnißvollen und heiligen Ceremonien, die Pracht und Erhabenheit ihrer Tempel geschildert. Zwar

[1]) Brief des Herzogs an Frau von Wolzogen im Mai 1801. bei Scherr a. a. O. p. 560.

[2]) V 484.

spricht er einmal in Mercier's Charakteristik Philipps II. von dem „marktschreierischen Prunk der Cermonien", und glaubt, daß „die Form des Gottesdienstes einer abgeschmackten lästigen Etiquette geglichen habe". Doch fallen diese Bemerkungen kaum in's Gewicht gegenüber den vielen anderen Stellen, in welchen Schiller das Poetische des katholischen Gottesdienstes sehr glücklich getroffen und mit wahrer Empfindung geschildert hat. Wie er seinen Max Piccolomini in der Waldkapelle wunderbaren Frieden finden läßt, so erging es Schiller selbst ähnlich mit dem Cultus der katholischen Kirche. Hier fand er in gewissem Grade die Verwirklichung des Ideals, das er sich von einer „ästhetischen Religion" gemacht hatte; hier sah er Nahrung für den Verstand, Befriedigung seiner künstlerischen Phantasie. Er empfand wohl, daß im katholischen Gottesdienste Wesenhaftes, Wahres dargestellt und ausgesprochen werde, wenngleich er mit seinem rein natürlichen Idealismus dasselbe nicht zu fassen vermochte. Zuweilen scheinen auch die fernen aber unauslöschlichen Erinnerungen der Kinderzeit mächtig hervorzubrechen; wir glauben mit Augen zu sehen, wie der junge Schiller mit den anderen Kindern sich hineindrängt in die festlich geschmückte San Salvatorkirche bei Gmünd, glauben sein frohes Erstaunen über die zahllosen Wallfahrer, die bunten Fahnen, die schimmernden Kreuze, den lichtumstrahlten Hochaltar und was sonst noch seine kindliche Phantasie gar wundersam anmuthete — das Alles glauben wir vor die Seele des Dichters treten zu sehen, [1]) wenn wir die bald innigen, bald schwungvollen Worte lesen, welche er in verschiedenen seiner Dramen diesem Gegenstande gewidmet hat. So hören wir Isabella in der Braut von Messina sagen:

Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde
Ward abgeworfen in Lorettos Haus,
Und segenvolle Himmelskraft umweht
Das heil'ge Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen:
Sie haben reichen Vorrath an Verdienst. [2])

---

[1]) S. Scherr.

[2]) V. 498.

Anschaulich und würdevoll ist in demselben Trauerspiel die Leichenfeier des eben verstorbenen Fürsten geschildert. Begeistert fließen die Worte aus dem Munde Mortimers über die Herrlichkeiten der ewigen Stadt und des päpstlichen Stuhles, und fast ergreifend wirken die Verse, welche Maria Stuart über die katholische Kirche spricht:

Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die kathol'sche heißt sie,
. . . .
Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Meßgewand,
Er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederstürzt dem gegenwärt'gen Gotte
Das gläubig überzeugte Volk. [1])

Ueber die Beicht und Communionscene herrschte seiner Zeit in Weimar unter den „maßgebenden" Kreisen lebhafte Aufregung, weil durch diese Scene das Stück „zu römisch" werde. Es wurde mit Verweigerung der Annahme gedroht, ohne daß Schiller deshalb dem vielfachen Drängen nachgegeben und die Scene zurückgezogen hätte. Ueberhaupt hat dieses Drama Veranlassung gegeben zu den mannigfachsten Deutungen und brachte Schiller in den „Verdacht" des Katholicismus oder mindestens des Krypto-Katholicismus. Da über Schillers persönliches Verhältniß zur Kirche schon oben gesprochen wurde, führen wir nur Weniges zur Orientirung an. „Es liegt im Wesen des Schillerschen Idealismus... mit einem Fuß zum Sprunge in's katholische Lager bereit zu sein" urtheilten einmal die „Blätter für literarische Unterhaltung" (22. Mai 1862), und Hoffmeister, Schillers hervorragender Biograph, beklagt, „daß der Protestantismus kein ihn verherrlichendes Schillerisches Gedicht anführen kann, wie Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, die im Lichte katholischer Weltanschauung geschaffen sind." Ganz anders, aber desto interessanter für uns, lautet das Urtheil Johannes Scherr, welcher in seiner etwas derben Weise über Maria Stuart die Bemerkung

[1]) 5. Akt. 7. Scene.

macht: „Was den Vorwurf angeht, daß Schiller in diesem Drama (Maria Stuart) mit dem Romanismus schön gethan habe, so ist derselbe unendlich lächerlich, denn das Gedicht gehört zu den furchtbarsten Streichen, die jemals gegen Rom geführt wurden.“ [1])

V.

Zusammenfassung und Schluß.

Vorliegende Blätter erheben nicht den Anspruch, alle Stellen in den Werken Schillers gewürdigt zu haben, welche die Katholiken besonders nahe angehen; es wurde nur das Bild des Christenthums und der Kirche herauszuheben versucht; eine andere Aufgabe wäre es, den allgemeineren sittlichen Maßstab an Schillers Dichtungen zu legen, und fest zu stellen, welche Ideen demselben widersprechen, welche dagegen ganz und gar auf katholischer Sittenlehre sich erheben. Doch glauben wir, aus unseren Untersuchungen ein Zweifaches folgern zu dürfen.

Erstens, daß die göttliche, geheimnißvolle ewige Wahrheit der christlichen und speciell der katholischen Religion auch einem rationalistischen Geiste, der sich möglichst auf das ästhetische Moment derselben beschränkt, die tiefste Achtung, ja Bewunderung abzunöthigen im Stande ist. Hiermit wird aber auf's Neue bestätigt — was auch die Culturgeschichte aller Zeiten beweist, — daß nicht ein nothwendiger Gegensatz besteht zwischen dem erhabensten irdischen Ideal, oder richtiger zwischen dem Ausdrucke desselben in der Kunst und dem positiven Glauben der geoffenbarten Religion. Ein apologetisches Moment von großer Bedeutung für die katholische Kirche, einen Beweis für das über die blos ästhetische Berechtigung weit hinausgehende Recht auf Anerkennung, finden wir in vielen Aussprüchen Schillers und aller jener Männer, die da angeblich durch ihre geistige Bedeutung und Tiefe der Ideen

[1]) Scherr l. c. p. 356.

die christlichen Ideen vollständig in Schatten gestellt und, wenigstens für den gebildeten Theil der Menschheit, auf immer entbehrlich gemacht haben. Es ist nicht zu bestreiten, daß die schönsten und edelsten Blüthen Schillerischer Dichtung auf dem Boden der Religion entsprossen sind, wie andererseits die häßlichsten Züge fast durchgängig in einer Verzerrung oder einem Mißbrauche der Religion ihren Grund haben. Auch Schiller vermochte bei aller eigenen natürlichen Geistesgröße, der Uebernatur, der Religion nicht zu entrathen; wollte man hierin ein Zeichen nicht völlig überwundener „Beschränktheit" erblicken, so befände sich Schiller trotzdem noch in der guten Gesellschaft von Sophokles und Shakespeare.

Zweitens ergibt sich aus unserer Darlegung, daß andererseits die Katholiken guten Grund und ein Recht dazu haben, nicht in die maßlose Begeisterung einzustimmen für Alles, was einen Schiller zum Verfasser hat. Zu viel Falsches, zu viel Unwahres, zu viel Verleumdung, zu vieles, was die heiligsten Gefühle kränken muß, finden wir bei demselben. Und auch dazu haben wir ein Recht, unsere Jugend vor der ungeregelten Lektüre dieses Dichters zu warnen. Geben wir auch zu, daß der Dichter persönlich auf dem Standpunkt eines idealistischen Indifferentismus gestanden, den er selbst in der Vorrede zur „Braut von Messina" näher präcisirt, wenn er sagt: „Ich halte es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem Alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, und es muß dem Dichter erlaubt sein, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am Bequemsten und Treffendsten findet" [1]) — geben wir das auch zu, so folgt daraus noch nicht, daß derselbe Indifferentismus auch für unsere Jugend berechtigt sei. Wir fürchten vielmehr, es möchten viele Stellen als eine sehr ernst gemeinte Predigt der Geringschätzung, der Verachtung, ja des Hasses gegen die katholische Religion aufgefaßt werden, und durch Schillers glänzenden Namen auch gläubige Zuhörer finden. Wenn ja überhaupt der Menschengeist geneigt ist, die Einzelvorstellung zu verallgemeinern und die Allgemeinheit darnach zu beurtheilen, so ist dies besonders beim

---

1) V 383.

lebendig durchgeführten Drama der Fall, wie Schiller mit Recht in einem Briefe an Goethe bemerkt: „Alle poetischen Personen sind symbolische Wesen, und haben als poetische Gestalten immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen“.[1])

Zum Glück sind wir in der Lage, durch bereits erschienene und im Erscheinen begriffene treffliche Auswahlen aus den Werken des Dichters, unsere Jugend die Pracht der Darstellung, die Eleganz und Formvollendung, die herrlichen Gedanken und den hinreißenden Schwung der Sprache eines Schiller kennen zu lehren, ohne den Glauben in ihren Augen herabzusetzen und in Gefahr zu bringen. So werden wir auch im Geiste Schillers handeln, welcher ja selbst zwar nahe dem Abschlusse seines irdischen Wirkens, aber mitten im Höhepunkte seines geistigen Schaffens nach schwerem Ringen und langen Kämpfen diesem Glauben allmälig näher kam, und denselben achten und schätzen lernte. Dies dürfen wir wohl ohne irre zu gehen behaupten Angesichts gar mancher Aeußerungen und Thatsachen, deren Resultat wir mit der trefflichen Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, in die Worte zusammenfassen: „Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur, erfüllten ihn mit einer Ehrfurcht, die gegen Ende seines Lebens immer tiefer wurde“.[2])

1) Briefwechsel IV, 274.
2) Schillers Leben. 5. Aufl. p. 380.

Geschichte der Pocken,

ein

Culturkampf der Medicin

von

Dr. Oidtmann.

Nach sechzigjährigem Pockenfrieden erschienen in Deutschland im Jahre 1870 als längst vergessener Gast in epidemischer Ausbreitung die Blattern. Ein Jahr vorher schon waren sie in verschiedenen Küstenländern, namentlich in Hafenplätzen, aufgetaucht, so in Marseille, Havre, Antwerpen, London. Auf den aufmerksamen Beobachter mußte namentlich der letztere Umstand den Eindruck machen, daß das Pockengift (ähnlich wie die Trichinen in dem amerikanischen Schinken) durch den Schiffsverkehr in irgend einer Massenwaare nach Europa plötzlich eingeführt worden sei, daß also die Pocken in Europa buchstäblich gelandet waren. Auffallend war es nur, daß von allen seefahrenden Völkern Schweden das einzige Land war, welches bei der ersten Pockeninvasion im Jahre 1869 leidlich verschont blieb, — eine Ausnahme, welche von den ärztlichen Gelehrten noch im Jahre 1872 so gedeutet wurde, als ob in Schweden die dort seit 1816 musterhaft durchgeführte Kuhpockenimpfung die Bevölkerung vor den Pocken geschützt hätte; doch sollte diese Annahme schon vier Jahre später durch die verheerenden Pockenepidemieen von 1873/74 sich für Schweden als irrig erweisen. Kurz, von dieser Ausnahme abgesehen, können wir sagen, daß Europa schon im Jahre 1869 von einem Küstengürtel kleinerer und größerer Pockenherde in den Hafenstädten eingeschlossen war, und daß die Kreise der befallenen Strecken sich immer enger zogen.

Die Medicinalverwaltungen in den deutschen Landen hatten damals schlecht Wacht gehalten, sonst hätten sie erkennen müssen, daß die Pocken vom Jahre 1870 nicht, wie man lange Zeit annahm, französischen, sondern überseeischen Ursprunges, daß sie in den Hafenplätzen ans Land gestiegen waren und von hier aus auf ganz bestimmten, nachweisbaren Verkehrswegen ihre Wanderung binnenwärts bis in das Herz von Deutschland hinein fortgesetzt hatten. Einer internationalen Seuchenwacht, wenn eine solche damals bestanden hätte, würde dieser eigenthümliche Zug der Epidemie, welcher an den Handelsverkehr sich anheftete, nicht verborgen geblieben sein. So aber wurden die Träger des überseeischen Pockengiftes unerkannt und daher unbeanstandet, wie wir gleich sehen werden, von den Küstenländern aus über ganz bestimmte Industrieplätze nach Deutschland gleichsam hineingeschmuggelt. In allen Ländern sahen wir die Sanitätsbehörden seltsamer Weise nur nach ungeimpften, gesunden Wickelkindchen fahnden und sie verfolgen, als wären sie die Pockenanstifter, während man die mit Pockengift gesättigten Sachen unbehelligt in den freien Verkehr übertreten ließ!

Allerseits hörte man unter Aerzten und Laien die Frage: Woher kommen uns auf einmal die Pocken? War diese Krankheit nicht durch die Impfung für immer gebannt? Die Staats- und Cathedermediciner hatten ihre Antwort bereit: die Pocken sind entstanden, — so verkündeten die Gelehrten, — aus einer Anhäufung ungeimpfter Individuen. Unbekümmert, ob die letztere Annahme auch wahr sei, ob wirklich damals eine außergewöhnliche Anhäufung ungeimpfter Individuen bestanden habe, machte man ohne Weiteres die noch nicht geimpften Säuglinge für das ganze Pockenelend Europas verantwortlich. Und doch hatte selbst das kgl. statistische Bureau in Berlin durch Herrn Dr. Guttstadt der Stadt Berlin und der Bevölkerung Preußens das Zeugniß ausgestellt, daß 92—96% ihrer Bevölkerung geimpft sei, somit eher von einer Anhäufung geimpfter und wiedergeimpfter, als ungeimpfter Individuen geredet werden könne. Unbekümmert darum, daß — laut den Urpockenlisten der Bürgermeistereien — überall keineswegs die beschuldigten ungeimpften Kindchen, sondern nur Geimpfte und Wiedergeimpfte es waren, welche, unter den Augen der behandelnden Aerzte, zuerst und am Massenhaftesten erkrankten, klagte man dennoch nicht diese, sondern die noch

nicht geimpften Kindchen, also gesunde, unbescholtene Säuglinge an, die Schuld an dem Ausbruche und der Weiterverbreitung der Pocken zu tragen, — eine Beschuldigung, welche an Gehässigkeit und Frivolität alle mittelalterlichen Verfolgungen schuldloser Hexen überbietet. Doch es sollte in Deutschland bei der Beschuldigung nicht bleiben; die sich liberal nennende Majorität des Reichstages sprach, ohne die Gegenbeweise anzuhören, ja ohne sogar den Anklägern die Schuldbeweise abzufragen, über die Millionen unschuldiger Wesen das Schuldig aus. Es wurde im Jahre 1874, unter dem Widerspruch des Centrums, ein drakonisches Staatsgesetz, das Impfgesetz, geschaffen, wonach jeder neugeborene Mensch zur vorbeugenden Entgiftung mit einer vergifteten Impflancette verfolgt werden soll!

Nicht genug, daß durch den Erlaß dieses seltsamsten aller Zwangsgesetze aus der nationalliberalen Aera die ganze Klasse der Kinder unter 2 Jahren gleichsam in die Reichsacht gethan war: wir sehen auch von diesem Augenblicke an in der ärztlichen Wissenschaft, in der Medicinalverwaltung, in dem ärztlichen Vereinsleben und in der ärztlichen Praxis einen faulen Stillstand im Forschen nach der wirklichen Ursache der Pocken eintreten.

Die Fragen: woher kommen uns die Pocken? und durch was werden sie weiter verbreitet? waren für die Herren jetzt müßige Fragen geworden; das induktive Forschen nach einer natürlichen Ursache des Kommens und Verschwindens der Epidemieen galt als unberechtigter Vorwitz. War den Herren doch vorgesagt worden, und glaubten sie doch sich überzeugt zu haben, daß das Ungeimpftsein einiger Menschen ganz allein die Ursache sei, wenn die Gesammtheit, wenngleich geimpft und wiedergeimpft, von den Pocken heimgesucht werde. Die Wißbegierde der Medicinerwelt war vollkommen befriedigt, oder besser gesagt, abgefunden.

Hätte man damals ein Auge gehabt für die topographische und geographische Reihenfolge der Pockenausbrüche in den verschiedenen Ländern und für die Gleichzeitigkeit vieler Ortsepidemieen in den entlegensten Gegenden, man hätte selbst vom Standpunkte der Verfechter der Impfschutztheorie sich dem Eindrucke nicht verschließen können, daß außer dem negativen Moment, dem Nichtgeimpftsein eines kleinen Bruchtheiles der Bevölkerung, doch auch noch eine erkennbare positive Schädlichkeit existiren müsse, welche dem plötzlichen Auftreten der Pandemie vorangegangen

sein mußte, und zwar eine Schädlichkeit, welche erkennbar war, und welche auf den ermittelten Wanderwegen alle die Länder überflutet hatte. Es mußte zwischen der früheren pockenfreien Zeit von 1809—1870 und den Pockenjahren 1870/73 etwas Großartiges eingeschoben stehen, was, wenn auch noch nicht erkannt, als die natürliche Ursache der Pocken gelten mußte. Und dieses großartige „Etwas" nicht gesehen zu haben, wiewohl es vor Aller Augen lag, das gereicht der vornehmen Heilkunde der Jetztzeit für immer zur Beschämung.

Besonnenheit den Pocken gegenüber war in den Seuchejahren, 1870—73, wirklich mehr bei den Bürgermeistern als bei den Aerzten und Medicinalbeamten zu Hause; die Aerzte hatten den Kopf verloren. So wohnte in meiner Nähe ein Dorfbürgermeister, in dessen Bezirk die Pocken ausgebrochen und nur Geimpfte und Wiedergeimpfte ergriffen und getödtet, dagegen alle Ungeimpfte verschont geblieben waren. Dieser Herr machte an den Kgl. Reg.- und Medicinalrath in Aachen über die Seuche einen Bericht, welcher alle damaligen Aerzte ob ihrer Angst vor „ungeimpften Individuen" beschämt. Er meldete nämlich, daß in den verschiedensten Dorfvierteln nur in denjenigen Familien und nur bei denjenigen Personen die Pocken ausgebrochen seien, welche sich mit dem Sortiren fremder Lumpen für die Papierfabrik beschäftigt hatten, und beantragte eine Ueberwachung des Lumpenverkehrs. Die kgl. Medicinalverwaltung gab auf diesen einzig vernünftigen Vorschlag gar keine Antwort, sondern befahl sofort eine nochmalige Massenimpfung der doch bereits so musterhaft durchimpften Bevölkerung.

Dieser Bürgermeister war übrigens nicht der einzige; ich könnte mehrere namhaft machen, welche damals über die Verblendung der Aerzte, die Schuld für die Pockenepidemieen bei den ungeimpften Kindchen zu suchen, den Kopf schüttelten. Besaßen doch gerade die Bürgermeister in den auf ihrem Bureau zusammenlaufenden Erkrankungsanmeldungen, also in den amtlichen Pockenjournalen, ergänzt durch die Impflisten, die unanfechtbaren Beweise für die Schuldlosigkeit der von den Aerzten angeklagten ungeimpften Säuglinge bei dem Zustandekommen der Pocken. Kurz, damals war Niemand bezüglich der Quelle des Pockengiftes schlechter unterrichtet und mehr von Vorurtheil befangen, als die Aerzte.

Die moderne Heilkunde sucht — wie das u. A. aus dem diesjährigen Preisausschreiben für die Diphtheritisfrage hervorgeht, — die Ursachen der Volkskrankheiten auf drei Forschungswegen herauszubringen, nämlich 1) auf dem klinischen, 2) auf dem pathologisch-anatomischen Wege, 3) durch das Experiment.

Alle diese drei Wege sind falsche, sie sind nicht allein für die Diphterie, sondern auch für die Pockenfrage und für alle ähnlichen Fragen nichts werth, ja sie sind geeignet, — wenn nicht ein Zufall den Aerzten die Lösung der Frage in deu Schooß wirft — immer weiter vom richtigen Wege abzuführen. Die Klinik kann keine Auskunft geben, weil die volkswirthschaftlichen Schädlichkeiten, aus welchen eine Epidemie entsteht, schon fernab von dem Gebäude der Klinik, nämlich innerhalb der Familien liegen, und sich hier bereits abgespielt hatten, bevor die Erkrankten in dem Spital Aufnahme fanden. Die pathologische Anatomie steht wohl den Zerstörungs**ausgängen** des Kranheitsprozesses nahe, aber nm so ferner seinen Anfängen und gar seinen Ursachen. Das „Experiment" endlich kann wohl eine Ursache, welche bereits auf anderem Wege aufgefunden ist, bestätigen, die Wirkung erklären, aber zum **Suchen** nach der unbekannten Ursache fehlt auch dem Experiment jedwede Handhabe. Wir sehen also, daß beim Ausbruche der Pockenepidemie die ganze Richtung unserer Staats- und Cathedermedizin nicht geeignet war, den Studirenden der Heilkunde und den Aerzten die nöthige Findigkeit zum Aufdecken der Ursachen der Pocken beizubringen.

Das vergleichende Studium der Thier- und Menschenblattern.

Ich habe noch immer gefunden, daß zum Studium einer Volkskrankheit das Studium der entsprechenden Thierkrankheit die fruchtbarste Anleitung gibt. Was hätte uns die Kenntniß des klinischen Symptomenbildes der Trichinosis ohne die Kenntniß der Trichinosis des Schweines genützt? Der Ursprung und die Verbreitungswege der Menschenkrätze würden in Dunkel gehüllt bleiben, wenn wir nicht die Brutstätte der Krätzmilbe in dem Fell und der Wolle der krätzigen Schafe im Wollhandel verfolgten. Das Wesen und die verhüllte Ursache der Diphtherie des Menschen

kann nur erforscht werden aus der bereits so glücklich erforschten Diphtherie des Schweines.

Nicht anders verhält es sich mit den Pocken. Ich frage mich wie bei den erwähnten Krankheiten: wo steckt im Stalle das Spiegelbild der Menschenpocken? Welche Thiergattung ist der Pockenpartner des Menschen? Da stellt sich nun das Schaf dar. Das Schaf ist das einzige Thier, welches in der Gegenwart wie in der Vorgeschichte früherer Jahrhunderte das Geschick, massenweise an den Pocken zu erkranken, mit dem Menschen theilt. Folgerichtig müssen wir uns sagen, daß die abgelegten Kleider pockiger Schafe, die Schafwolle und Schaffelle, für die Einpflanzung und Weiterverbreitung des flüchtigen Pockengiftes unter den Menschen mindestens ebenso gefährlich werden müssen, wie die nicht desinficirten Kleider pockenkranker Menschen. Von dieser Annahme ausgehend, müssen wir auf die beste, ja auf die einzig richtige Forschungsfährte gelangen, auf eine Fährte, zu deren Beschreitung der Arzt aber auch aufhört, ein Vorrecht vor dem aufmerksam beobachtenden Laien zu haben. — Um die Annahme verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Pocken der Schafe bezw. der Schafswolle und Pocken der Menschen aus der Bedeutung einer bloßen Hypothese heraus zu dem Werthe einer begründeten Theorie zu erheben, müssen wir — wie bei der Trichinosis zwischen Trichine des Schweines und Trichine des Menschen — zuerst die Uebertragbarkeit des Pockengiftes von dem Schaf auf den Menschen durch das Experiment nachweisen. Da steht uns nun außer der alltäglichen Erfahrung der Thierärzte ein Geschichtszeugniß aus einer Zeit zu Gebote, in welcher man statt der Kuhlymphe, der Vaccine, die Pockenlymphe pockiger Schafe, die Ovine mit Erfolg zum Impfen der Menschen benutzte. Dr. Sacco, im Anfange dieses Jahrhunderts Direktor des Impfwesens in Italien, nahm um das Jahr 1806 zum Impfen der Kinder die Lymphe eine Zeit lang aus den Pusteln pockenkranker Schafe und erzielte mit derselben echte Pockenpusteln, welche nach Verlauf und Narbenbildung von den durch Inokulation der Menschenblattern erzielten nicht zu unterscheiden waren. — Auf Grundlage dieses Massenexperimentes sind wir heute befugt, einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Menschenpocken und Schafpocken auch für die Ausbrüche von Epidemieen und Epizootien als experimentell erwiesen anzunehmen. Uebrigens kann dieses

Experiment, mit Ovine zu impfen, jeden Tag nachgemacht werden, und sehe ich nicht ein, weßhalb der Staat von seinem Standpunkte die Ovination, das Impfen mit Schafpockenlymphe nicht als animale Impfung für gleichwerthig mit der Kuhpockenlymphe halten soll. — In dieser Thatsache der experimentellen Uebertragung bezw. Ueberimpfung des Giftes haben wir den Fingerzeig für unsere Weiterforschung.

Geschichte der Pocken bei Schaf und Mensch bis 1500.

Schafpocken und Menschenpocken gehen neben einander.

Der Erste, welcher auf das Zusammengehen der Menschenblattern mit den Schafblattern aufmerksam machte, war ein altrömischer Dichter. Virgil (Georgica III) führt den Ursprung der Pocken der Menschen unmittelbar auf die Pocken der Schafe zurück und bezeichnet als Träger und Vermittler des Giftes das Fell und die Wolle pockenkranker Schafe. Er warnt, Wolle und Häute pockiger Schafe für Bekleidungszwecke zu benutzen; er schreibt wörtlich:

„Das Pockengift kann aus den Schafskadavern weder durch Wasser noch durch Hitze entfernt werden. Niemand darf die von den Pocken angefressenen Felle scheeren noch die faulschweißigen Stoffe aus solcher Schafswolle betasten; sonst wird er von brennenden Blattern befallen und schmutziger Schweiß bricht aus seinen Gliedern hervor."

Einer der ältesten Schriftsteller über die Pocken der Menschen ist ein Priester Namens Aaron aus Aegypten, welcher im Jahre 622 zur Zeit Mohameds in Alexandrien lebte (Abul pharaz. p. 99). Von ihm existirt in syrischer Sprache die Beschreibung einer Pockenepidemie, welche aus Aegypten nach Arabien verschleppt worden war. In Griechenland waren nach Paulus Aeginet im Jahre 641 die Pocken noch unbekannt. Ein jüdischer Arzt, der weise Maserjawaihus aus Basor, welcher die medicinischen „Pandekten" des ägyptischen Aaron aus dem Syrischen ins Arabische übersetzt hat, beschreibt im Jahre 683 als Folge der Pocken, Augenentzündungen und Erblindung (Rhazes Contin 421). Im Jahre 753 starb ein Chalif an den Pocken (Rhazes 419). Anno 794 lehrte in Bagdad der berühmte Johannes, Sohn Mesues, die Pocken und

Pockennarben mit Wundertränken behandeln. Mesue und Isaak, Urenkel des Johannes von Bagdad, im 9. Jahrh., verordneten als unentbehrliches Schutz- und Heilmittel gegen die Pocken Schröpfköpfe und Aderlaß.

Um die nämliche Zeit beschrieb Rhazes, der große Philosoph und Medicus, in dem 30. Buche seiner Werke die Pocken des Alterthums. Um das Jahr 1180 lehrten Avicebron und Averroes († 1198), daß damals die Pocken alle Völker Europas derart heimgesucht hätten, daß es für ein Wunder gehalten wurde, wenn Einer verschont blieb.

So sehen wir die Pocken in den ältesten Zeiten, als die Menschen die Wolle und die Felle ihres Pockenpartners, des Schafes noch roh, ungewaschen und ungegerbt, in der Wiege des Säuglings und in den Betten der Familien, unter der Sturmhaube und dem Panzer des Kriegers wie als Wamse und Hosen an ihren Körpern trugen, ganze Völker verheerend heimsuchen. Die Gelehrten, die sog. Aerzte und Astrologen, suchten die Ursache der Pocken Jahrhunderte lang in den Gestirnen, spätere, aufgeklärtere Jahrhunderte bis auf die Jetztzeit glaubten die Quelle des Pockengiftes in einer Anhäufung nicht geimpfter Individuen entdeckt zu haben. Mit derartigen abergläubischen Phantastereien wurden die Völker bis auf den heutigen Tag zum besten gehalten. An die Worte des römischen Dichters Virgil, welcher mit dem Seherblick des Dichters die einfache Ursache der Pocken in der pockenschweißigen Wolle und in den Fellen pockiger Schafe gefunden hatte, dachte Niemand.

Nachdem wir das Schaf, sein Fell und seine Wolle als den Mutterboden des Pockengiftes kennen gelernt, werden wir versuchen, uns über den Verbrauch dieser Rohstoffe aus der Costümkunde der alten Zeit ein Bild zu machen. Wir erkennen dann die maßlose Verseuchungsgefahr, welche im Alterthum für Fürst und Bettler bestand, aus der Rohwolle der Schafe nicht nur die Räudemilbe, die Krätze, sondern auch das Pockengift zu schöpfen.

Aristoteles (lib. 9 anim.) schreibt über die Verwendung der Schafswolle und der Schafsfelle für Kleider und bemerkt, diejenigen Kleider, die man von der Wolle solcher Schafe verfertige, welche vom Wolf getödtet wären, bekämen mehr Läuse.

In der Bibliothek des landw. Museums in Berlin fand ich ein Exemplar des alten Buches: „Petri de Crescentis von dem

Feld- und Ackerbau zu teutsch mit figuren" . . . „Das neunte Buch." Dort heißt es im 75. Kapitel:

„Von nutz der schoff und lemlin.

Uss ire hewten mit den hore werden beltz und fuder der andere Cleyder. Un wenn ire hewt geheret un gereyniget werden schw (Schuh) und perment. — Dye fel un wolle der lemlin synt aller beste um zu decke menschliche lyp bequemer wann ir müde." . . . .

S. 129 der neueren Auflage dieses Buches von 1583, Frankfurt bei Feierabend, wird die Pestilenz, d. h. die Pockenkrankheit der Schafe beschrieben. Diese Sätze sind eines der ältesten Geschichtszeugnisse, aus welchem hervorgeht, daß man im Mittelalter und in noch früheren Jahrhunderten, als in den Schafheerden die Pocken, wie schon Columella und Virgil bezeugen, fast nie ausgingen, auf Schritt und Tritt Gefahr laufen mußte, durch pockige Wolle und Häute sich die Pocken auf den Hals zu laden; damals lieferte das Schaf dem Menschen den ganzen Kleiderbedarf. Schuhe, Kleider, von den Hosen bis zu den Pelzhüten, Kleiderfutter und sogar Betten und Bettdecken wurden aus getrockneten Schafsfellen, mit und ohne Wollbesatz, verfertigt. Kein Wunder, daß damals unerkannt Betten und Wiegen zu wahren Brutnestern der Menschenpocken wurden. Ein Wunder nur, daß, während Millionen Menschen an den Pocken zu Grunde gingen, ähnlich wie bei der Trichinosis, kein Mensch den Zusammenhang der Menschenseuche mit der Thierseuche ahnte.

Daß bei den Schafen, — von welchen die Menschen ihren ganzen Kleider- und Bettbedarf bezogen, — die Pocken-„Pestilenz" eine allgemein verbreitete Seuche war, das ist aus verschiedenen landwirthschaftlichen Büchern jener Zeit zu erfahren. Eines derselben heißt:

„Der Veldtbaw oder das büch von der veldtarbeyt 1545, Straßburg, Sam. Emmel." Da kommt auf S. 156 die Stelle vor: „Das die Schaaff die Pestilenz nit gewinne", „nimm en Storcken magen, zerstoß den in wasser und geuß auf eyn jedes thier eyn löffel voll." — Also das erste abergläubische Vorbeugungsmittel gegen die Pocken.

In „Clemens von Padua" Sieben Bücher von dem Ackerwerk, 1580, Straßburg bei Bern. Jobin wird „Salz und Schwebel"

als Schutz- und Heilmittel gegen die Pocken der Schafe empfohlen. —

Wir sehen hier Menschenpocken und Schafpocken epidemisch nebeneinander hergehen; zwischen den beiden stehen als Vermittler die Wolle und das Fell der pockigen Schafe. Nicht die Geschichte der Medicin, sondern die Geschichte der Costüme, der Völkertrachten aus jenen Jahrhunderten liefert uns den Schlüssel zu dem Studium der natürlichen Ursachen des Kommens und Verschwindens der Pockenepidemieen.

Geschichte der Pocken bei Schaf und Mensch von 1500—1700.

Die Einführung eigener Methoden, den Schafen und den Menschen die Pocken absichtlich beizubringen: — das Pockenleihen bei den Schafen, das Pockenkaufen (emtio variolarum) bei den Menschen.

Im 16. Jahrhundert erblickten die Schäfer in der Pockendurchseuchung ihrer Heerden eine Art Ausreinigung der Schafe von angeborenem Krankheitsstoffe. Wir sehen daher um diese Zeit die Schäfer allerlei Mittel anwenden, um den gesunden Schafen das Pockengift künstlich beizubringen, dieselben absichtlich pockenkrank zu machen. Sie liehen und kauften sich von anderen Schäfern Felle krepirter pockiger Schafe und hingen dieselben im Stalle der gesunden Heerden auf oder warfen sie unter die Spreu. Auch trieb man pockenkranke Schafe in gesunde Heerden hinein, um letztere durchseuchen zu lassen. Auf diese Art wurden die gesunden Schafheerden, also auch die Verbrauchswollen pockenkrank gemacht. Was Wunder, daß die Menschen, welche damals fast ausschließlich sich in Rohwolle und in getrockneten Schafsfellen kleideten, beständig von den Pocken heimgesucht wurden! In dieser zweiten Periode soll in England die Pockensterblichkeit 56% der Gesammtsterblichkeit betragen haben.

Ein ähnliches Verfahren wie das eben geschilderte bei den Schafen war bei den Menschen im Gebrauch. Von der Voraussetzung ausgehend, jedem Menschen sei das Pockengift angeboren, und dasselbe müsse in dem Blatternprozeß sich ausschäumen, und in dem Wahne befangen, daß ein Mensch, welcher nicht geblattert habe, das 50. Lebensjahr nicht erreichen könne, gaben die Leute sich alle Mühe, sich und ihre Kinder mit dem Gifte pockenkranker

Menschen zu inficiren. Zu Gegenproben ließ man es gar nicht kommen. So war es eine allgemeine Sitte, daß man unter eigenthümlichen Frageceremonieen sich von Kindern, welche pockenkrank lagen, die pockeneiterigen Hemden lieh und diese seinen eigenen, gesunden Kindern anzog, damit diese nun auch die Pocken bekämen. Der Pfarrer Cuno von Salzwedel war einer der ersten, welcher im Anfange des 16. Jahrhunderts diese Methode, die Pocken künstlich weiter zu verpflanzen, beschrieb. Den pockenkranken Kindern wurden für das Leihen der schmutzigen Wäsche einige Geldstücke, meist nur einige Pfennige bezahlt, daher der Ausdruck Pockenkaufen. Eine andere Methode, sich absichtlich pockenkrank zu machen, war die, daß die gesunden Kinder zu den pockenkranken in das Bett gelegt wurden.

Die Pockenpest unter den Schafen im 16. Jahrhundert, und die ersten Ueberimpfungen von Schaf zu Schaf.

Um das Jahr 1500 lebte der schon oben erwähnte berühmte Ackerwirth Peter von Crescentius. Derselbe gab ein mit Holzschnitten illustrirtes dickes Buch heraus unter dem Titel: „Von dem Feld- und Ackerbau". (2. Auflage erschien 1585 bei Feierabend in Frankfurt a. M.) Auf S. 129 kommt die Rede auf die „Pestilenz der Schafe," d. h. die Pocken: „Etliche Viehärzte wollen, daß man eine lebende Kröte in den Weinreben fahe und dieselbe in ein leinen Säcklein verbinde und das kranke Schaf solche ganzer neun Tage lang an den Hals laß tragen."

Dann heißt es ferner über die Verwendung der Schafsfelle: Schafsfell, frisch aufgezogen, auf die (kranken) Glieder gelegt, ist die köstlichste Arzney, welche alsbald hilfet. Die Schafswolle stillt die Schmerzen und legt die Geschwulst der Glieder, da sie übergelegt wird.

„Johannis Coleri Oeconomie oder Hausbuchs, Vierde Theil, Wittenberg, Paul Helwig 1599" enthält eine naive Beschreibung der ältesten Methode, das Pockengift von pockigen Schafen auf gesunde absichtlich zu übertragen:

„Das zwelffte Buch. Das LVI. Kapitel. Vor die Pocken oder Blattern der Schafe. — In den Hundstagen pflegen auch

die Schafe zu pocken. Das ist inen ein schedlich und anfellig Ding, welches oftmalen macht, das man die Schafe in einem ganzen Dorf muß wegbringen. Es sagen etliche Schefer, man solle sie nur im Stalle warm halten, so kommen sie desto eher heraus, man treibe sie nur alle miteinander, beides die gesunden und kranken im Schafstall hart aneinander, das sie zu ruhr an einander stehen, gar gedrang, so erwarmen sie fein bey einander, und werden die kranken ihrer Pocken desto leichter los, fallen an die gesunden auch mit und werden je ein Theil los. Doch ist's ein sorglich Ding, denn sie sterben gleichwol bisweilen im folgenden Winter weg."

Da haben wir das Pockensiechthum unter den Schafen im 16. Jahrhundert. Da gab es pockige Sterblingsfelle und pockige Sterblingswolle im Ueberfluß. Der Einfluß des Wollverkehrs auf die Erzeugung großer Menschenpockenepidemieen ist also nicht zu verkennen. — Der Grundgedanke der Pockenimpfung ist hier ebenfalls klar ausgesprochen: die gesunden Schafe sollen den kranken einen Theil des Pockengiftes abnehmen, ihnen die Krankheit tragen helfen; drum sperrte man die gesunden zu den kranken in den Stall ein. Das ist die Impfung und das Impfprincip im größten Stile; alle späteren Impfmethoden, namentlich die Lanzetimpfung, sind hiergegen nur Spielerei.

Johannes Colerus fährt fort:

„Etliche nemmen eines oder zwey oder drei Pockente Schafe, darnach der Schaf viel oder wenig sein, binden zween die Füß zusammen und brennen dieselben lebendig in einem Backofen zu Pulver. Alsdann stampfe man das Pulver und siebe es durch und nimm ein Kraut, Attich genannt, dörre es und stoß es zu pulver, danach nimm Leinsaat und Salz, meng es alles durch einander und gib es den Schafen zu essen, dasselbe thue acht oder zehn Tage nach einander. Es wird helfen, probir es."

„Etliche nehmen vier oder fünf Blattrige Schaf, halb lebendige halb todte, pulvern die in einem Backhofen mit einem Sack voller grossen und ohmeisen und geben solch Pulver den Schafen unter das Salz mit zu essen, so vergehet sie die Krankheit balde."

„Etliche nemmen ein unrein (pockiges) Leinlaken von einem unreinen Menschen im Spital und brennen's zu pulver, darnach

so nehmen sie auch das erste Pockente Schaff, das sie unter der Herde finden, brennen's auch zu pulver und mengen das unter das saltz und geben's den Schafen."

Auf diese Weise impften die Schäfer im 16. Jahrhundert ihre Heerden und züchteten in der Schafswolle das Pockengift Centnerweise. Es ist das die älteste Methode zu impfen, die sogenannte Nothimpfung der Schafe. Man ließ die gesunden Thiere nicht etwa nur die Lymphe von pockenkranken, sondern die Asche ihrer ganzen Cadaver mittelst des Getränkes sich einverleiben. Man glaubte im Volke steif und fest an die Schutzkraft dieses Verfahrens wie heute an die der Lanzetimpfung. Diese alte Methode, die Asche pockiger Thiere trinken zu lassen, diese innerliche Animalimpfung, erinnert an die allerneueste Art einiger impfgläubiger Homöopathen, welche Pockenlymphe in großer Verdünnung trinken lassen und hiervon einen Schutz vor den Pocken erwarten.

Geschichte der Pocken bei Schaf und Mensch von 1700 bis 1800

von der Einführung der Lanzetimpfung (Inokulation) bei den Menschen und bei den Schafen [1700] bis zur Unterdrückung des Verkehrs mit pockigen Schafsfellen und pockiger Schafswolle [1801/16.]

Alle Welt glaubt, das Impfen sei erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Chirurg Jenner entdeckt worden. Das ist aber ein großer Irrthum. Die Lanzetimpfung datirt in Europa bereits von dem Anfange des 18. oder dem Ende des 17. Jahrhunderts, also fast 100 Jahre vor der Jennerschen sogenannten Erfindung, welche darin bestand, daß er die Menschen statt mit der Menschenpockenlymphe mit Pockenlymphe vom Kalb oder von der Kuh impfte. Die Impfung entsprang im 17. Jahrhundert aus Aberglaube, Gewinnsucht und Betrug; die Anfänge derselben sind in Dunkel, in betrügerische Mystik gehüllt.

Bei den rohen Völkern, besonders in Thessalien, war es schon im 17. Jahrhundert Sitte, gesunden Menschen das Pockengift mittelst einer Lanzette beizubringen, mit anderen Worten sie zu impfen, zu inokuliren oder, wie man es damals nannte, mit Pockengift zu belzen. Die Einführung der abergläubischen Ceremonie des Impfens in Europa, wird von den Geschichtsschreibern in folgender Weise beschrieben:

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erschien in Konstantinopel ein altes Weib, der griechischen Kirche angehörend, welches wegen Betruges aus ihrem Vaterland vertrieben worden war. Diese Frau hatte die Dreistigkeit zu behaupten, die Muttergottes sei ihr erschienen und habe sie gelehrt, als Verhütungsmittel gegen die Pocken, gesunden Menschen mit Pockengift die Wundmale Christi auf den Händen und Füßen und im Gesichte einzuimpfen.

„Anus Thessala illud negotium inserendi variolas a Sancta Virgine patefactam accepisse asservabat“ ... sagt Dr. Rennow in seiner „histor. progress. vaccinat.“

Die Pocken-Schriftsteller aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts berichten übereinstimmend mit Verachtung die Entwicklungsgeschichte der Impfung in Europa. Die verworfenste Sorte von Frauenzimmern besorgte das Impfgeschäft. Die Furcht vor den Pocken trieb ihnen die Dümmsten der Dummen in die Arme. Verabscheut von den kirchlichen Behörden, und anfangs auch von den Aerzten trieben die Impfweiber ihr schmutziges Handwerk lange Zeit als Monopol. Erst als die Aerzte sahen, daß mit der Impferei viel Geld zu verdienen war, bemächtigten sie sich ebenfalls der Impfnadel, erwarben sich alsbald Impfkundschaft, und besiegten die Concurrenz der alten Weiber. Das Pockenbelzen oder Impfen war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon allgemein bekannt, was schon daraus hervorgeht, daß Dr. Krünitz bereits um das Jahr 1765 in seiner Literatur der Pocken mehr als 300 Schriftsteller aufführt, welche über das Impfen geschrieben hatten. Ganze Bände ließen sich drucken über die Greuel des Impfens im vorigen Jahrhundert. Es ist geschichtlich festgestellt, — vgl. Hufeland, „Pocken in Weimar“, — daß das Impfen der gesunden Menschen mit dem Gift von pockenkranken Menschen eine zweite Hauptquelle der verheerenden Pockenepidemieen im vorigen Jahrhundert war. Die Einführung der Lanzet-Impfung bei den Menschen im 18. Jahrhundert führte aber gleichzeitig zu der Impfung der Schafe und machte so die Wolle pockenkrank.

Wir haben oben gesehen, daß es in früheren Jahrhunderten bei den Schafzüchtern Sitte war, durch ein absichtliches Zusammentreiben gesunder Schafe mit den pockigen im Pockenstalle ganze Schafheerden pockenkrank zu machen und so das Pockengift in der Wolle zu züchten. Im 18. Jahrhundert kam nun wie bei den Menschen, so auch bei den Schafen, zu diesem einfachen Pocken-

fangen die Lanzetimpfung hinzu. Die Schäfer hatten, und zwar eher noch als die Thierärzte, den Menschenärzten das Impfen abgelauscht. Mit dem von Jahr zu Jahr steigenden Impfen der Schafe stieg aber auch die Pockensterblichkeit bei den Schafen und die Pockendurchseuchung der Schafswolle. Begreiflicher Weise mußte mit dieser auch die Pockensterblichkeit der wolltragenden Menschen zunehmen.*)

Aber lassen wir die Geschichte der Schaf-Pocken-Impfung. Bei den Menschen war die ursprüngliche Methode der Lanzetimpfung eine abergläubische; man bediente sich dabei einer vergifteten Impfnadel. Die Impfweiber ritzten den Leuten auf den Handrücken, den Fußrücken, auf der Stirn und an den Wangen, entsprechend den Wundmalen Christi, in Kreuzesform („cruciatim") die Haut auf und schmierten Pockengift in diese Wanden. Dabei murmelten sie Gebete und Beschwörungsformeln und zündeten geweihte Kerzen an. Die ganze Cermonie lief auf eine Profanirung der sogen. Stigmata hinaus.

Nachdem aber die Pockenimpfung in die Hände der Chirurgen und der Aerzte übergegangen war, ließen diese nach und nach einzelne Stigmen weg, erst die auf den Füßen, dann die im Gesichte, später verlegten sie die Impfstellen von den Handrücken auf die Arme. Die Gestalt des Kreuzes für die Impfschnitte wurde noch lange beibehalten, stellenweise sogar bis tief in das 19. Jahrhundert hinein, als längst das Gift der Menschenpocke mit dem Gift der Kuhpocke (Vaccine) vertauscht, mit anderen Worten die Jennersche Impfweise eingeführt war.

Im späteren Verlaufe der Geschichte der Impfung begegnen wir keiner einzigen Aenderung, sei es in der Technik des Impfens

---

*) Das Impfen der Schafe war gegen Anfang des 19. Jahrhunderts so allgemein und der blinde Glaube an die Schutzkraft der Impfung so fest geworden, daß im Jahre 1806 in Preußen die Landesbehörde sich herbeiließ, den Schafbesitzern das Impfen der Schafe als ein unfehlbares Vorbeugungsmittel gegen die Pocken anzuempfehlen. Siebenzig Jahre hielten die Thierärzte an diesem Wahne fest, daß das Impfen schütze, bis ihnen in den 1870er Jahren die Binde von den Augen fiel und sie einsahen, daß im Gegentheil nur da, wo man impfte, die Pocken auftraten, und daß da, wo man die Schafe nicht impfte, die Pockenkrankheit nicht bekannt war. Im Jahre 1870 wurde daher in § 49 des Viehseuchengesetzes für das deutsche Reich das Impfen der Schafe bei Strafe verboten. Dies war das Schicksal des Impfwahnes im Schafstalle.

oder in dem Impfwunderglauben, aus welcher wir schließen könnten, daß von der Impfung das Mystische in Form oder Inhalt abgestreift worden wäre. Ununterbrochen zieht sich das Gepräge des Aberglaubens durch drei Jahrhunderte hindurch; nur sehen wir von Zeit zu Zeit die Impfer sich abquälen, dem Impfcultus ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, welches aber bis auf den heutigen Tag stets so fadenscheinig ausfiel, daß man es besser weggelassen hätte. Jedesmal wurde es den Impfern unbehaglich, wenn sie über ihr Thun wissenschaftlich Rechnung ablegen sollten, und sie geriethen fast in Verzweifelung, wenn besonnene Impfgegner ihnen thatsächliche Beweise für den Wunderschutz der Impfceremonie abverlangten. Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Streitschriften des Kaiserlichen Hofrathes Dr. de Haen aus dem vorigen Jahrhundert, welcher die Pockenbelzer oder Impfärzte in zwei Klassen, in Betrüger oder Betrogene eintheilte und in zehn Hauptthesen den Anhängern der Impfung ihren Selbstbetrug nachwies.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war das Pockenbelzen oder Pockenimpfen dermaßen in Verruf gekommen, und des Volkes hatte sich ein solcher Unwille gegen die Pockenbelzer bemächtigt, daß man nahe daran war, den ganzen Impfhumbug, welcher, statt die Pocken zu dämpfen, sie noch vermehrte, als eine ärztliche Thorheit über Bord zu werfen. Da kam der Chirurg Jenner und schmuggelte an die Stelle des Impfstoffes von pockigen Menschen den Impfstoff von pockigen Kühen in die Impfstube ein, und unter dieser Verkleidung trat der alte Impfgötze noch einmal seine verderbenbringende Laufbahn an, geschützt durch die frechste Anpreisung einer erdichteten Impfschutzstatistik.

Geschichte der Pocken bei Schaf und Mensch von 1800 bis 1860,

von der Tilgung der Pocken in der einheimischen Schafswolle [1800/16] bis zur Einfuhr überseeischer Colonialwolle in Europa [1860/74]. Das Sinken der Pockensterblichkeit; das Verschwinden der einheimischen Menschen-Pocken [der variola nostra] aus Europa.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts, in dem einen Lande etwas früher, in dem anderen um einige Jahre später sehen wir in allen Ländern Europas die Pockensterblichkeit ziemlich plötzlich auf der

ganzen Linie sinken. Fast gleichzeitig mit den Pocken tritt auch die Krätze zurück, eine Hautkrankheit, welche in früheren Jahrhunderten bei Reich und Arm eine große Rolle gespielt und unter dem Krankheitsnamen „Psora" in den Köpfen und medicinischen Werken der alten Aerzte geheimnißvoll gespukt hatte. Es ist kein Zufall, daß Pocken und Krätze, zwei engeverwandte Sippen, welche beide ursprünglich wie die Motten vom Schafpelz stammen, in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ziemlich zu gleicher Zeit sich vor der fortschreitenden Volksgesittung, vor der Macht der Seife und vor gewissen veterinärpolizeilichen Landesgesetzen, welche wir sogleich kennen lernen, zurückzogen.

Wie 100 Jahre früher die Pest, so waren bei Beginn des 19. Jahrhunderts die Pocken den Menschen und ihren Aerzten abhanden gekommen, ohne daß diese selbst es wußten, geschweige, daß sie es sich hätten erklären können. Da die Aerzte niemals eine Ahnung von dem natürlichen Entstehen der Menschenpocken gehabt hatten, so konnten sie von dem plötzlichen Verschwinden der Pocken die Ursache erst recht nicht finden. Und doch mußte zwischen dem bisherigen Hochstande und dem plötzlichen Tiefstande der Pockensterblichkeit, also unmittelbar vor ihrer Abfallcurve ein Pockendämpfer großartigen Maßstabes eingeschoben worden sein, ein Dämpfer, welcher nicht sowohl die fertigen Pocken, als ihre Ursache, ihre Brutstätte allenthalben auszurotten die Macht hatte. Wenn sich nicht bestreiten läßt, daß bis dahin in der Kleiderwolle und in den geschorenen wie den pelzverbrämten Fellen pockiger Schafe die Keime der Pockenepidemieen vorräthig versteckt lagen, dann haben wir die Erklärung für das Erlöschen der Pockenseuche im Anfange des 19. Jahrhunderts zunächst in solchen Dingen zu suchen, welche mit der Schafzucht und den Schafpocken, der Wollerzeugung und dem Wollhandel, den Wollindustrieen und dem Lumpenverkehr zusammenhängen.

Der Hauptfaktor der Pockenlöschung im Anfange des 19. Jahrhunderts ist die Ausrottung des Pockengiftes aus der Wolle und den Fellen der Schafe um dieselbe Zeit. Aus thierärztlichen und landwirthschaftlichen Büchern ersehen wir, daß im vorigen Jahrhundert die Felle und die Wolle der an den Pocken crepirten Schafe ebenso wie die der gesunden Schafe, also wirkliches Pockengift zu tausenden von Centnern unbeanstandet in den Handel gingen. Bei B. Ludw. Hükels „Schafvieh", Stargardt

1745, steht S. 57 zu lesen, daß, wenn einem Bauer die Heerde von der Seuche decimirt worden war, er wenigstens die Felle und die Wolle noch rettete. Er verkaufte beides; erhielt für 100 Schafsfelle 12—15 Reichsthaler, wofür er dann 15 tragende Schafe wieder beikaufte. Prof. Sick schreibt 1804, daß die Bauern, wenn die Pocken unter den Schafen aufgeräumt hatten, die Felle zum Trocknen auf den Böden aufhingen. Prof. Dr. Sacco in Italien erzählt, daß die Schafe, wenn sich die Pocken bei ihnen zeigten, massenhaft zu dem Metzger getrieben, hier geschlachtet und abgeledert wurden.

In Schweden wurde 1765 der Schäferstand, welcher nicht wenig zur Züchtung der Wollpocken beitrug, durch Reichstagsbeschluß aufgehoben.

Sehr interessant für das Studium der natürlichen Entwickelungsgeschichte der Pocken in früheren Zeiten ist in Preußen ein „Publikandum vom 29. April 1772 über Scharfrichter und Abdecker." Hier werden die Befugnisse zum Abledern und zur Abnutzung der erkrankten und gefallenen Thiere aufgezählt. Nach Vorschrift der Edikte vom 18. März 1667, 23. Mai 1682, 22. April 1689, 11. Februar 1704, 11. Januar 1707 und 30. Januar 1721 hatten die Schafsbesitzer und die Schäfer ein verhängnißvolles Privilegium; sie waren von der allgemeinen Verpflichtung, das abgestandene Vieh an den Scharfrichter oder Abdecker des Distriktes abzuliefern, bezüglich der Schafe ausgenommen. Diese Unsitte, die Kadaver pockiger Schafe den Besitzern zum Abledern und zur eigennützigen Verwerthung zu überlassen, mußte den Pocken zu einer wahrhaft verheerenden Verbreitung verhelfen.

Wie allgemein im vorigen Jahrhundert die Pocken unter den Schafen waren, und was aus den Fellen der abgeledderten pockigen Schafe wurde, das vernehmen wir wiederum aus der Literatur der Thierheilkunde und der Landwirthschaft.

Barberet schreibt 1770: „Man lederte das gefallene „Vieh ab und behielt die Häute, — eine für den Landmann „verderbliche Wirthschaft. Es sollte nicht erlaubt sein, dergleichen „Häute aufzubehalten." (S. 57.) „Die Schafpockenseuche „war in der Welt so allgemein, wie die Kinderpocken in denen „Jahren, worin sie epidemisch sind." (S. 80).

„**Die Aehnlichkeit derer Schafpocken mit denen Kin-„derpocken ist äußerst rührend.** Man hat unterschiedliche „von den genesenen Schafen gesehen, deren Haut an dem „Kopfe ebenso verunstaltet und narbig gewesen, als das „Gesicht eines Menschen, welcher die bösartigsten „Menschenblattern gehabt hat.

Samuel Oedmann, ein bekannter schwedischer Probst, beschreibt die Costüme aus dem vorigen Jahrhundert und bemerkt dabei, daß man allerwärts die Hosen und Wamse aus getrockneten Schafsfellen (s' Kinnbuxor) fertigte. Dr. H. Ploß in seinem Buche „Das Kind, Stuttgart 1876) erzählt, daß in alter Zeit die kleinen Kinder in Säcken von getrockneten Schafsfellen getragen wurden. Bei dem schwedischen Schriftsteller F. N. Hastfer 1752 lesen wir, daß die Bauersleute aus ungeschorenen, getrockneten Schafsfellen Bettdecken zusammennähten nnd sich im Winter damit deckten. Sollte es Zufall sein, daß bei den Menschen im vorigen Jahrhundert auch die Pockenepidemieen fast immer im Winter ausbrachen, und daß diese Krankheit am ehesten und am verheerendsten unter den Schafbauern herrschte, während die Städter länger verschont blieben?

Hastfer (1752) sagt in seiner Vorrede S. II über die schwedische Schafzucht: „Die Schäfereien sind die Stütze der Fabriken. Jeder Landmann bereitet sich aus Schafwolle und Fellen selbst das zu, was er zu Kleidern braucht, so daß es unnöthig sein wird, ausländische Wolle kommen zu lassen. Es können unsere Landleute ihre Tücher und Zeuge selbst verfertigen, wie es bei den Engländern gebräuchlich ist.“ Aerztliche Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert nennen eine bestimmte Sorte Pocken bei den Menschen geradezu Schafpocken (Rosenstein, Schulz, Murray). „Die Bauern liebten in früherer Zeit die Schafe weit weniger ihrer Wolle, als der Pelze wegen; sie fanden das dicke Leder ihrer zottigen Landschafe für ihren Kleiderbedarf vorheilhaft.“ (J. G. Ribbe, Schaf- und Wolle, — Prag 1825).

Um ein Schreckensbild von den Gefahren der Verwendung pockiger Schafsfelle in alter Zeit zu gewinnen, muß man in den Hebammenbüchern aus dem 17. und 18. Jahrhundert über die Kinderpflege lesen. Man findet da beschrieben, daß damals, als die Pocken bei den Schafen eine alltägliche Heerdenkrankheit war,

den Säuglingen in den Wiegen getrocknete Schafsfellen und ungeschorene Lämmerpelze als Bettnäßunterlage untergelegt wurden. Und da zerbrechen heute die ärztlichen Gelehrten sich noch den Kopf über das Räthsel, daß im vorigen Jahrhundert die Pocken größtentheils eine Krankheit der Wiegenkinder waren!

Dr. Spinola schreibt in seinem Handbuch der Pathologie für Thierärzte: „Am meisten von allen unseren Hausthieren leidet von den Pocken das Schaf. Als Seuche aufgefaßt, kommen die Pocken nur bei Schafen in Betracht und unstreitig gehören sie zur verderblichsten Seuchenkrankheit. Was sie nicht an Todten fordern, bringen sie durch Nachkrankheiten und an der Wolle zu Schaden. Mit Recht galten die Pocken früher für die mörderischste Krankheit der Schafe," (daher die Bezeichnung „Schafpest") „welche in kürzester Zeit Tod und Verderben über die Schafheerden brachten. Es bedarf nur des Lesens der Seuchenberichte aus früheren Zeiten,. um sich von der Wahrheit zu überzeugen. So berechnet Salmuth (Preisschrift über die Schafpocken, Berlin 1804) den Verlust an Schafen in einem Zeitraum von 6 Jahren auf den achten Theil. Liebold gibt den jährlichen Verlust in Ungarn auf 150,000 Stück an bei einem Schafstande von 8 Millionen; Heintl veranschlagt ihn auf 400,000 Stück alljährlich für den österreichischen Staat, dessen Gesammtschafstand 16 Millionen betrug." Die Erkrankungsfälle an Pocken bei den Schafen zählten jährlich nach Millionen. Spinola schreibt hierüber weiter:

„Die Anlage zu den Pocken ist bei Schafen so groß, daß nur wenige, etwa 2% verschont bleiben, wenn die Krankheit in der Heerde einmal ausgebrochen ist. — Das Schafpockencontagium kann seine Keimkraft lange bewahren. An Wolle u. s. w. haftend, bleibt es länger keimfähig. Die Aufnahme des Contagiums erfolgt durch's Blut. Dies beweisen die Versuche, wonach Schafe, die man an der Ohrspitze geimpft hatte, und denen 6 Stunden nach der Impfung die Ohren abgeschnitten worden, dennoch die Pocken bekamen."

Bezüglich der Uebertragung der Pocken vom Schaf auf den Menschen, — trotz der rückhaltenden Kraft der Wolle, — theilt Spinola folgenden Fall von Ansteckung mit: „Ein mir befreundeter Thierarzt, welcher mit Impfen der Schafe beschäftigt gewesen, nahm bei seiner Nachhausekunft sein Kind auf den Arm und tändelte

mit ihm. Das Kind bekam einen Pustelausschlag mit dem gewöhnlichen Verlaufe der Pocken."

Ist es da zu verwundern, daß den Ausbrüchen der Schafpocken im vorigen Jahrhundert die Menschenpocken stets wie ein Schatten auf dem Fuße folgten? Der ursächliche Zusammenhang zwischen den Pocken des Menschen und den Pocken des Wollträgers liegt so nahe, wie der zwischen Trichinose des Schweines und Trichinosis des Menschen. Und wenn Spinola weiter sagt: „Gegenwärtig grassiren indessen die Pocken bei den Schafen so mörderisch nicht mehr, wie ehedem," so haben wir in diesem Zeugnisse einer Autorität der Thierheilkunde die Erklärung, warum auch bei den Menschen die Pocken nicht mehr so mörderisch grassiren wie ehedem. Im vorigen Jahrhundert war eben kein Mensch, ob reich oder arm, sicher, ob seine Wollenzeuge und Schafsfelle nicht von pockenkranken Thieren stammten.

Es war vorauszusehen, daß jede Unterdrückung der Pocken auf den Schafen und in der Wolle unfehlbar auch eine rasche und gewaltige Verminderung der Pockensterblichkeit der Menschen zur Folge haben müßte. Zum Glück für die Menschheit ließen die polizeilichen Maßregeln zur Ausrottung der Pocken in den Schafsheerden nicht lange auf sich warten. Die Landesbehörden, wie wir sogleich sehen werden, zogen in vernünftigerer Weise gegen die Pocken der Schafe und der Wolle als gegen die Pocken der Menschen zu Felde.

Der Eckstein für das Sinken der Pockensterblichkeit in Preußen im Jahre 1806.

Eine kgl. „Vorschrift wegen der gegen die Verbreitung der Schafpockenkrankheit zu beachtenden Maßregeln vom 27. August 1806."

In dieser kgl. Verordnung besitzen wir den veterinärpolizeilichen Dämpfer der Pockenepidemieen auch für die Menschen; sie bedeutete den ersten großen Umschwnng in den stallwirthschaftlichen Mißständen der damaligen liederlichen Pockenzucht der Wollschafe.

Die kgl. Verordnung vom 27. August 1806 verpflichtet alle Besitzer von Schäfereien, „alles zu beobachten, was nöthig ist, um der Verbreitung der Pocken Einhalt zu thun."

„Die Besitzer der mit Pocken befallenen Schafherden und die Schäfer müssen den Ausbruch der Pocken sogleich dem Land-

rath und den Grenznachbarn anzeigen bei Vermeidung einer Strafe, welche außer dem Schadenersatz für jeden Interessenten, für den Schäferknecht auf 5 Thlr., den Schäfer auf 10 Thlr. und den Eigenthümer der Schäferei auf 25 Thlr. festgesetzt wird, und der in Absicht der ersteren Personen im Falle des Unvermögens eine Leibesstrafe substituirt werden kann."

„Sobald der Ausbruch der Pocken in einer Heerde bekannt ist, muß nicht nur der Besitzer mit derselben von der Grenze der Nachbarn (200 Schritt), sondern es müssen auch diese mit ihren Schafen von der Grenze der Ortschaft, deren Heerde mit der Pockenkrankheit behaftet ist, (200 Schritt) zurückbleiben, also zusammen 400 Schritt."

§ VI.: „Sobald die Pocken in einer Schafherde ausgebrochen ist, muß aller Verkauf oder Tausch aus derselben so lange unterbleiben, bis die Krankheit völlig aufgehört hat, und selbst der Verkauf der anscheinend gesunden Häupter kann in dieser Zeit nicht stattfinden, bei Strafe von 5 Thlr. für jedes verkaufte Stück."

§ VII.: „Wenn auch die Pockenkrankheit aufgehört hat, so müssen doch die gesund gebliebenen Heerden von den Triften der krank gewesenen wenigstens noch sechs Wochen nach völlig aufgehobener Krankheit zurückbleiben."

§ V.: „Uebertreten die Schäfer und Schäferknechte die angeordneten Hütungsgrenzen, so findet dafür Bestrafung nach Vorschrift der Gesetze .... statt."

Nach Inkrafttretung der königlichen Vorschrift im Jahre 1807 waren alsbald in den königlichen Landen die Pocken in den Schafheerden wie ausgestorben; pockige Wolle und pockige Schaffelle gingen nicht mehr in den Handel. Das Jahr darauf, im Jahre 1808 begann denn auch das große Sinken der Pockensterblichkeit bei den Menschen.

Obige Verordnung war merkwürdiger Weise nur auf den Schutz der Schafe gegen das Pockengift berechnet. Die Motive derselben, rein landwirthschaftlicher Natur, dachten nicht im Entferntesten an die große Wohlthat, welche durch diese Ausrottung des Pockengiftes aus der Handelswolle auch den Menschen bezüglich ihrer Verseuchungsgefährdung erwiesen wurde.

Gleichwie man heute die Trichine von dem Menschen nur dadurch abwehren kann, daß man die Trichine beim Schweine

und überhaupt die trichinösen Schweine ausrottet nnd den Handelsverkehr trichinösen Schweinefleisches strenge verbietet, gerade so waren vor 75 Jahren die Pocken der Menschen nur dadurch zu beseitigen, daß man die Pocken bei den Schafen bekämpfte und den Handelsverkehr mit pockiger Wolle und pockigen Schafsfellen bei Strafe verbot.

Von diesen segensreichen pockenzerstörenden Maßregeln des landwirthschaftlichen Ministers wurden unbegreiflicher Weise die praktischen Aerzte und selbst die hohen Medicinalbeamten gar nichts gewahr. Sie sahen allerdings die Menschenpocken plötzlich verschwinden, — wie früher die Pest; aber sie ahnten die Ursache dieser Seuchenlöschung nicht, trotzdem dieselbe für den Volkswirth so nahe lag. Kurz, die Thierärzte hatten die Pocken bei den Schafen künstlich gelöscht, die Pockenwolle aus dem Verkehr gebannt; den Menschenärzten dagegen waren die Menschenpocken ohne ihr Wissen und ohne ihr Zuthun unter den Händen entschlüpft.

Dieser großartige Umschwung in der Hantirung mit pockigen Wollen und Schafsfellen, — wozu noch die Einführung der Fabrik- und Rückenwäsche der Schafwolle und die Kunst der Wollentschweißung kam, — fiel zufällig in die Zeit, als die Menschenärzte hier und da in verschwindend wenigen Fällen begonnen hatten, nach Jenners Weisung beim Impfen statt des Menschenpockengiftes sich des Kuhpockengiftes zu bedienen; und die ärztlichen Autoritäten der Gegenwart sind wirklich naiv genug, das große Sinken der Pockensterblichkeit nicht auf jene großartigen culturgeschichtlichen Vorgänge der Pockenlöschung in der Wolle, sondern auf die beginnende Verdrängung der Menschenpockenimpfung durch die Kuhpockenimpfung zurückzuführen.

Aber sehen wir uns den Krieg der Cultur gegen die Pocken der Schafheerden in den einzelnen Ländern etwas näher an und fragen wir uns, ob das nicht in der That ein Pocken-Vernichtungskrieg auch für die Menschen zu nennen war.

Die natürliche Löschung der Pockenepidemieen in Mecklenburg.

In dem Jahre 1825 erließ die großh. Regierung „Vorschriften für die Beamten bei ausbrechenden Schafpocken."

Auch in Mecklenburg gehen Schafpocken- und Menschenpocken-Epidemieen neben einander her; die letzteren verschwinden mit den ersteren.

In der obigen großherzoglichen „Vorschrift“ vom 17. August 1825 wird verfügt: . . . 3. „daß die an den Pocken erkrankten Thiere unabgeledert in einer Tiefe von mindestens 3 Fuß eingescharrt, 4. die mit dieser Krankheit behafteten Schafheerden wenigstens 500 Schritte von den Feldmarken der noch verschonten Ortschaften entfernt gehalten werden.“ u. s. w.

Eine zweite eingreifende Maßregel zur Ausrottung des Pockengiftes ist eine „Einschärfung der gegen die Schafpocken zu ergreifenden Maßregeln vom 1. Sept. 1825.“

Da heißt es: „So werden alle Behörden hierdurch ernstlich befehligt, . . . a) jede Art von Vertrieb mit Schafvieh, **Wolle, Schafhäuten** und rauher Fourage aus den von der Pockenseuche befallenen Ortschaften strenge zu untersagen.“

Ferner eine „Verordnung in Betreff der Schafpocken vom 3. April 1828.“

§ 11: „Dem Nachbar einer mit den Pocken befallenen Schäferei steht es frei, wenn sich Schafe auf seiner Feldmark ohne Hüter finden, solche sogleich tödten und eingraben zu lassen.“

§ 13 belegt die Unterlassung der Anzeige von dem Pockenausbruche in einer Heerde mit einer Geldstrafe von 10 Rthlr. oder mit einer angemessenen Körperstrafe.

In Mecklenburg hatte man schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich gegen die Wollpocken der Schafe gewehrt. Namentlich ging man gegen den Unfug der Schäfer, den Schafheerden die Pocken künstlich (durch das Einstreuen pockiger Felle in die gesunden Schafställe und durch das Impfen) beizubringen, scharf vor. Sehr drastisch drückt sich in dieser Beziehung eine

„Patentverordnung vom 11. Oktober 1783“

aus. Es heißt daselbst unter Hinweis auf frühere Erlasse:

„keinem Schäfer, bei dessen Heerde die Pocken grassiren, soll das Ab- und Zuziehen gestattet werden.“

„Ein Schäfer, der dessen rechtlich überführt werden kann, daß er sich selbst die Pocken unter die Schafe mit Fleiß (d. h. durch Impfung u. dergl.) herbeigeholt hat, soll mit einer unabbittlichen Strafe von **öffentlichen Ruthenschlägen am Pfahl** und mit Ersetzuug aller erweislichen Schäden und Kosten angesehen werden.“

So bestrafte der Großherzog von Mecklenburg schon im Jahre 1783 das Impfen — der Schafe!

Ob und in welchem Umfange diesen strengen Maßregeln gegen die Weiterschleppung des Pockengiftes in der Schafwolle in Mecklenburg schon damals, im vorigen Jahrhundert, ein Sinken der Pockensterblichkeit gefolgt sei, darüber wären, — in Ermangelung einer Erkrankungs- und Sterbestatistik aus jener Zeit — die Sterberegister der einzelnen Ortschaften und die Ortschroniken in Mecklenburg zu befragen.

Die oben angeführten großherzogl. Verordnungen von 1825 und 28 gegen die Schafpocken waren übrigens, — wie das nicht anders zu erwarten war, von durchschlagendem Erfolge auf die Herabdrückung der Menschenpocken-Epidemieen in Mecklenburg und den angrenzenden Ländern. Wo man mit Pulver und Blei gegen die Träger der Wollpocken, die Schafe, zu Felde zog, da mußten auch unter den Menschen die Pocken verschwinden, und sie verschwanden in der That.

In Mecklenburg mußte durch diese und ähnliche landesherrliche Verordnungen ungemein viel Pockenstoff vernichtet werden; und da man überseeische Wolle noch nicht kannte, sondern nur einheimische verarbeitete, so hatte die Regierung es in der Gewalt, durch veterinärpolizeiliche Maßregeln das Pockengift von der Wolle und den Fellen fernzuhalten und es zu vertilgen.

Es wirkten also wie anderwärts, so auch in Mecklenburg, zwei Mächte einander entgegen: die Menschen-Medicinalpolizei *vermehrte* durch das *Impfen* das Pockengift bei den *Menschen*, die Veterinärpolizei dagegen *verstopfte* die *Quellen* des *Pockengiftes* bei den Schafen. Welcher von diesen beiden Mächten wird man die Herabminderung der Pockenseuche zuschreiben? Derjenigen etwa, welche den Brand schürte, — der Inokulation und Vaccination der Menschen? oder nicht vielmehr derjenigen, welche den Pockenzunder im ganzen Lande bis zum letzten Funken in der Wolle löschte?

Aber auch in Mecklenburg waren dies alles für die Menschenärzte spanische Dörfer; man hatte für derartige volkswirthschaftliche Culturfortschritte wie die Säuberung der Schaf- und Wollzucht von Pockengift kein Auge. Daher waren auch in Mecklenburg wie in Preußen die Aerzte nicht wenig erstaunt, als — nach dem Verschwinden der pockigen Wolle aus dem Verkehr — die

Pockensterblichkeit mit einem Male sank. Seltsam ist, daß kein einziger Arzt auf den Gedanken kam, dieses Sinken der Pockensterblichkeit sei die unausbleibliche Folge der Vertilgung des Pockengiftes aus der Schafwolle in Mecklenburg und den Nachbarländern.

Die natürliche Löschung der Menschenpocken-Epidemieen in Würtemberg im Jahre 1816/17.

Kgl. Verordnung vom 27. Juni 1816 gegen die Pocken der Schafe.
Es wird verfügt:

(II. Anhang) § 3: „Die Pocken der Schafe sind als eine höchst ansteckende Krankheit geschildert, die sich namentlich in Frankreich unter den Schafen von Zeit zu Zeit von selbst erzeugt, ähnlich derjenigen, welche unter gleichem Namen bei den Menschen vorkommen. Der gesunde Theil der Heerde ist von dem erkrankten schleunigst zu trennen“ ....

§ 51: „Auch der Schäfer und der Eigenthümer der Schafe ist verbunden, sobald er nur eine ungewöhnliche Krankheitserscheinung ... entdeckt, sogleich die Anzeige bei der Obrigkeit des Orts zu machen.“

§ 52: „Der Ortsvorsteher hat, sofern es sich um solche Schafe handelt, die erst die Grenze des Königreichs überschritten haben, die ganze Heerde, unter der die Krankheit sich zeigte, sogleich in das Gebiet, woher sie kam, zurückzuweisen, bei anderen Schafen aber unverweilt an das Polizeiamt zu berichten.“

§ 54: „Die Berührung der kranken Schafe mit anderen, mit deren Weiden, Tränken, Pförchen und Stallungen muß auf jede Weise verhütet werden, sodaß Personen, die mit der Wartung kranker Schafe sich beschäftigen, nicht in die Nähe gesunder kommen, und daß besonders die Stallungen, in denen sich die kranken befanden, nicht für andere Schafe benutzt werden. Sollten einzelne an der Krankheit fallen, so sind sie in gehöriger Entfernung von der Weide sowie von der Landstraße tief genug zu verscharren.“ .....

§ 55: „Auch die übrigen Schafe, welche mit den erkrankten in derselben Heerde zusammengelaufen sind, dürfen, wenn sich gleich noch keine Spuren der Krankheit an ihnen gezeigt haben sollten, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Medicinal-Collegiums nicht weiter gebracht werden.“ ....

Der kgl. Verordnung vom 27. Juni 1816 waren in demselben Jahre noch zwei scharfe Verordnungen und eine Bekanntmachung voraufgegangen; eine kgl. Verordnung vom 14. März 1816 „wegen der aus Frankreich kommenden pockenkranken Schafe,“ — und vom 7. Juni 1816 betr. Schafpocken, — ferner eine Bekanntmachung vom 16. Sept. 1816 „wegen mehrerer Schafkrankheiten, besonders der Pocken.“

Kaum war im Jahre 1816 in Würtemberg die veterinärpolizeiliche Ausrottung des Pockengiftes in den Schafställen und in der Schafwolle, an den Grenzen und in den Binnenorten durchgeführt worden, da sehen wir schon in dem darauffolgenden Jahre 1817 auch die Pocken bei den Menschen im ganzen Lande verschwinden, — Ursache und Wirkung in rascher Aufeinanderfolge. Nach vollständiger Löschung der Seuche durch die Veterinärpolizei kommt aber auch in Würtemberg im Jahre 1818 die Impferei als hinkender Bote nachgezogen. (Impfgesetz vom 25. Juni 1818).

Möge der gesunde Menschenverstand sich die Frage beantworten:

Was hat in Würtemberg die — von Dr. Elsässer beschriebene — Pockenepidemie von 1815—17 erzeugt? Was hat sie im Jahre 1817 gelöscht? War es vielleicht die allgemeine Einführung der Impfung, welche die Menschenblattern vertrieb? Nein; denn die Impfung kam post festum. Oder war nicht vielmehr die veterinärpolizeiliche Beseitigung der rohen Pockenwolle aus dem Verkehr im Jahre 1816 die rettende That, welche die Pocken verschwinden machte?

Schon im Jahre 1808 begegnen wir in Würtemberg den ersten Maßregeln gegen die Pockenwolle. Ein „Protokoll vom 22. April 1808 gegen pockenkranke Schafheerden“ fällt zeitlich zusammen mit einer „Generalverordnung des kgl. Medic.-Departements vom 8. Mai 1808“ gegen die Menschenpocken. In der letzteren wird ausdrücklich befohlen, daß die Aerzte bei anderen Krankenbesuchen vorher andere Kleider anlegen sollten. Aehnliche Vorschriften bekommen die Hebammen. Es heißt dabei: „Eine schleunige und streng durchgeführte Absonderung der Pockenkranken hat jedesmal vollkommen ihrem Zweck entsprochen. Beispiele Urach, Ulm, Ertingen, wo sofort **durch die Sperrung die Pockenseuche** gelöscht wurde.“

Die sanitätspolizeilichen Maßregeln gingen noch weiter; die Verordnung besagte: „Sobald irgendwo in einem Hause die Kinderblattern sich zeigen, wird dasselbe auf der Stelle einer strengen Sperre, wozu nöthigenfalls Militär zu requiriren ist, unterworfen."

Nun kommt aber der Zopf; — den vernünftigen und energischen Löschmaßregeln gegen die Pocken der Schafe und der Menschen bleibt das erbärmliche Anhängsel des Impfaberglaubens nicht erspart: denn es heißt in der „Generalverordnug" weiter:

„Es — wird — aber — auch — den — Einwohnern — der — Gebrauch — der — Schutzpocken — nachdrücklich — empfohlen."

Aber die Pockensterblichkeit war wie im Jahre 1817, so auch im Jahre 1808 bereits gesunken, bevor noch diese Mahnung zum Impfen von den Einwohnern befolgt werden konnte.

Es ist ein merkwürdiger Zug von Schwäche des menschlichen Geistes, daß man, selbst wo die wahren Ursachen der Pockenlöschung so durchsichtig zu Tage liegen, gleichwohl vor diesen die Augen schließt und immer nur an die mystische Impferei sich anklammert und sie als das unfehlbare Zaubermittel gegen die Pocken anpreist. Es muß in der That in der „exakten" naturwissenschaftlichen Forschung noch vieles faul sein, daß es so schwer hält, den Blick sonst gebildeter Aerzte und Professoren von dem Impfaberglauben abzuziehen und auf die natürlichen Seuchenlöscher hinzulenken.

Im Jahre 1814 wiederholt sich dasselbe Schauspiel: die zwei Löschconcurrenten, Sperrpolizei und Desinfektion auf der einen, die Impfspielerei auf der anderen Seite, werden gegen die Pocken in Thätigkeit gesetzt. In einer Generalverordnung vom 16. Mai 1814 wird nachdrücklich eingeschärft, daß die von den Pockenkranken gebrauchte Wäsche und Bettgeräthe mit Lauge gewaschen, Bettstroh aber verbrannt werde ꝛc. Dabei werden ausführliche Anweisungen über die Verkehrsperre gegeben. Die Häuserabsperrung mußte noch drei Wochen nach vollkommener Genesung der Pockenkranken durchgeführt werden. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Aber von den unausbleiblichen durchschlagenden Wirkungen dieser vernünftigen Maßregeln schmarozte wieder die Schutzpockenimpfung, die sich heranschlich. Denn gleichzeitig befiehlt eine Verordnung vom 16. April desselben Jahres die Errichtung von Schutzpockenimpfungsanstalten!!

Die würtembergischen Aerzte, impfgläubig wie sie waren, hatten für jene wirklich mächtigen Seuchenlöscher und ihre Erfolge weder Sinn noch Schätzung; sie sahen weder die Aufräumung des Wollpockengiftes im Schafstalle, noch den Löschapparat der Sanitätspolizei, sie sahen nur und übten nur das Impfgeschäft. Und jedesmal, wenn durch die Sanitäts- und die Veterinärpolizei ein Pockenbrand gelöscht worden war, traten die Impfer aus dem Dunkel hervor und brüsteten sich in Wort und Schrift: „Seht, das haben wir mit unserer Impfnadel gethan!" Die großartigen, handgreiflichen Leistungen der Sanitätspolizei wurden dem Volke wohlweislich verkleinert und verschwiegen; das Volk sollte daran gewöhnt werden, in Zeiten der Pockennoth seinen ganzen Verlaß auf die Wunder der Impflanzette zu setzen.

Es ist, als wenn die Fabel von der Heuschrecke, welche von dem verfahrenen Lastwagen springt und sich rühmt, durch diesen Sprung das Flottwerden des Viergespans bewirkt zu haben, eigens als Spott auf die Impfwunder erfunden worden wäre.

Ich könnte fortfahren und noch aus vielen anderen Ländern zahlreiche Verordnungen, Bekanntmachungen, Reskripte, Protokolle und Ministerialverfügungen anführen, welche alle die Ausrottung des Pockengiftes aus den Schafen und der Wolle zum Gegenstande haben, — eine Maßregel, welche man im vorigen Jahrhundert noch nicht kannte. Aber ich glaube, meine Leser werden vorläufig an Obigem genug haben, um mit diesen großartigen Maßregeln wirklicher Pockentilgung die zwerghaften Impfgesetze zu vergleichen.

Nur für Schweden, welches bis zum Jahre 1879 so vielfach von den Anhängern der Impfung als ein Musterland der Impfwunder verherrlicht wurde, will ich noch den Zusammenhang des Sinkens der Pockensterblichkeit mit dem Nachlassen der Pocken bei den Schafen nachweisen.

Der geschichtliche Wendepunkt in der Pockensterblichkeit Schwedens im Jahre 1801.

Auch in Schweden vollzog sich im Anfange unseres Jahrhunderts ein großes Sinken der Pockensterblichkeit und zwar um das Jahr 1801. Sie sank im Jahre 1801 von 5100 Todesfällen des Jahres 1800 auf 2500, im Jahre 1802 auf 600, im

Jahre 1805 auf 450. — Was erklärt uns hier dieses Zurückweichen der Pocken? In Schweden liegen die Verhältnisse allerdings etwas anders als in den übrigen, von uns bereits besprochenen Ländern. Während in den letzteren die einheimische Schafzucht den Woll- und Häutebedarf deckte, bezog Schweden seinen Hauptbedarf an Wolle aus anderen Ländern und zwar meist über Danzig aus Podolien, einem Lande, in welchem die Schafpocken endemisch waren, und wo vor 1807 kein Verbot gegen die Verwerthung und den Verkauf pockiger Schafswolle bestand. In Schweden mußten daher die pockendämpfenden Einflüße mehr in dem Wollhandel, auf dem Wollmarkte, als in der Wollzüchtung, mehr in Schwankungen der Wolleinfuhr, als in veterinärpolizeilichen Verordnungen gegen die Schafpocken gesucht werden. Das Räthsel des großen Pockensinkens in Schweden, — 16 Jahre vor allgemeiner Einführung der Kuhpockenimpfung — löst sich wie folgt:

Dieses Sinken der Pockensterblichkeit war ein zu plötzliches und zu gewaltiges, als daß bloßer Zufall es erklären könnte. Ich sagte mir daher: jenseits des Jahres 1801, in welchem das große Sinken der Pockensterblichkeit begann, müssen, wie in Preußen, Würtemberg 2c., so auch in Schwedens Culturgeschichte genau bestimmbare Vorgänge liegen, welche diese auffallende Niederdrückung der Pockensterblichkeit als die Wirkung dieser Vorgänge erkennen lassen. Ich glaube sie in der Einfuhr pockenverdächtiger Wolle gefunden zu haben. — Die Handelsstatik der Wolleinfuhr in Schweden beginnt leider erst von dem Jahre 1790. Im Jahre 1790 bezog Schweden 91,000 Pfund Rohwolle allein aus Danzig, dem Sammelpunkte für podolische Ausfuhrwolle, — die Pockensterblichkeit betrug damals 2700 auf eine Million Einw. 1792 wurden nur noch 59,000 Pfund dieser verdächtigen Wolle eingeführt, — die Sterblichkeit an Pocken sinkt von 2700 auf 900. Im Jahre 1793 wird Schweden von fremder, besonders Danziger Schafswolle überschwemmt: 163,000 Pfund, darunter mehr als 151,000 Pfund aus Podolien, werden eingeführt, also fast das Dreifache gegen das Vorjahr. Proportionell zu dieser gesteigerten Einfuhr pockenverdächtiger Weichselwolle steigt die Zahl der Pockentodesfälle in Schweden: von 900 auf 1800, also um 100 pCt. Das Jahr 1794 bringt 180,000 Pfund Weichselwolle auf den schwedischen Markt, das Jahr 1795 sogar 229,000

Pfund. Dementsprechend sehen wir die Pockensterblichkeit im Jahre 1794 von 900 des Vorjahres auf 1800, im Jahre 1795 auf 2900 steigen.

Das Jahr 1799 und 1800 bilden den Höhepunkt der Einfuhr fremder Wolle mit 405,000 bezw. 417,000 Pfund, darunter über die Hälfte Weichsel-Wolle. Das Jahr 1800 ist aber auch zugleich der Höhepunkt der Pockensterblichkeit — 5100 auf eine Million Ew. Die Pockensterblichkeit ist — trotz Inokulation und beginnender Vaccination — parallel zur Einfuhr pockenverdächtiger Rohwolle, gegen die des Jahres 1789 um mehr als das Achtfache gestiegen.

Merkwürdig ist das Jahr 1801 in Schweden. Die Pockensterblichkeit sinkt von 5100 auf 2500. Es ist dies das Wunderjahr, von welchem alle Anhänger der Impfschutzlehre behaupten, daß damals die Kuhpockenimpfung allgemein eingeführt worden und darum die Sterblichkeit an Pocken plötzlich gesunken sei. Sie haben zwar endlich erkannt und 1879 auf dem Aerztetage von Eisenach auch bekannt, daß an dieser Behauptung kein wahres Wort, also die ganze Lehre von dem Einflusse der Impfung auf das geschichtliche große Sinken der Pockensterblichkeit ein großer Irrthum war.

Aber dieses Sinken hielt an, so daß in den Jahren 1802, 1803, 1804 jährlich nur noch 600, im Jahre 1805 nur noch 450 pr. Million Ew. an den Pocken starben. Dieses Sinken konnte eben so wenig Zufall sein, wie vordem das Ansteigen der Pockenepidemieen. Auch hierfür finden wir die Lösung in der Statistik des Wollverkehrs.

Die pockenverdächtige podolische Wolle hat im Jahre 1801 den schwedischen Markt beinahe plötzlich verlassen; ihre Einfuhr ist von 232,000 des Vorjahres auf 28,000, also auf ein Achtel, im Jahre 1802 auf 18,000, also auf kaum ein Zwölftel des Quantums vom Jahre 1800 gesunken. Diesem Zurückweichen der pockenverdächtigen Wolle folgt das Sinken der Pockensterblichkeit auf dem Fuße, — wiederum Ursache und Wirkung in schönster Aufeinanderfolge.

Im Jahre 1809 beherrscht die englische Wolle den schwedischen Markt. Auch diese ist von dem Verdachte, theilweise aus pockigen Schafheerden zu stammen, nicht freizusprechen.. 1808 wurden 94,000 und 1809 sogar 114,000 Pfund englischer Wolle

eingeführt. Da steigt sofort im Jahre 1809 die Pockensterblichkeit wieder zu einer ungewöhnlichen Höhe, nämlich von 750 auf 1000 Todesfälle.

Im Jahre 1810 verschwindet die englische Wolle wieder vom Markte. Schweden bezieht seine Wolle aus Dänemark, wo die Fabrikwäsche zur Entschweißung der Wolle eingeführt ist: — die Pockensterblichkeit sinkt wieder im Jahre 1810 um zwei Drittel, im Jahre 1811 wieder um ein Sechstel, 1811 um die Hälfte des Vorjahres. Die Staffel ist folgende:

Jahr	Pocken-Todesfälle
1809	1000
1810	350
1812	300
1812	150

(1874, als über 90 pCt. der Bevölkerung geimpft war, betrug die Pockensterblichkeit wieder 960 pro Million, in Stockholm sogar 7920 auf 1 Million.)

Die Einführung der Jennerschen Spielerei mit der Kuhpockenimpfung in dem Zeitalter der Inokulation — 1798 in England.

In diesem Zeitabschnitt des Kampfes gegen die Wollpocken, — und zwar lange nach dem großen Sinken der Pockensterblichkeit, — fällt die Einführung der Kuhpockenimpfung (Vaccination) durch Jenner. Sie trat an die Stelle der bisherigen Menschenpockenimpfung (Variolation oder Inokulation).

Was von der Jennerschen sogenannten Erfindung, also von der Einführung der Vaccination an Stelle der Inokulation überhaupt zu sagen ist, läßt sich in die folgenden Worte zusammenfassen: Die Einführung der Kuhpockenimpfung fand statt nicht im ersten, sondern im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts; sie hat das im ersten Jahrzehnt großartig begonnene Sinken der Pockensterblichkeit nicht wesentlich aufgehalten. Herr Med.-Rth. Dr. Flinzer hat auf dem Aerztetage von Eisenach im Jahre 1879 diesen selben Gedanken unter dem Beifalle aller Delegirten der Aerztevereine Deutschlands in den folgenden Worten ausgedrückt:

„Wenn man die (d. h. die von mir ausgearbeitete, Dr. O.) Tabelle ansieht, so überzeugt man sich, daß die Abfallcurve (der

Pockensterblichkeit im Anfange unseres Jahrhunderts) viel früher eintritt, ehe die Vaccination von Erfolg gewesen sein kann."

Durch diesen Ausspruch auf dem Aerztetage von Eisenach ist die Lehre von der pockendämpfenden Wirkung der Kuhpockenimpfung von seiten der Vertreter des ärztlichen Standes in das Reich der Fabel verwiesen, und wir können nur nicht begreifen, wie nach einem so offenen Irrthumsbekenntniß des Aerztevereinsbundes noch drei Jahre haben vergehen können, ohne daß man in der Medicinerwelt auch nur Miene macht, mit dem alten Aberglauben endlich aufzuräumen.

Wenn die Anhänger der Kuhpockenimpfung das Sinken der Pockensterblichkeit im Anfange unseres Jahrhunderts für eine Wirkung der neuen, der Jennerschen Impfmethode ausgeben, so wird von denselben die allgemeine Einführung der Kuhpockenimpfung verwechselt mit der Erfindung derselben, das Datum der ersteren mit dem Datum der letzteren. Und doch liegen zwischen der sogenannten Erfindung und der Einführung der Impfung in den verschiedenen Ländern Zeiträume von 20 bis 40 Jahren! Diese Verwechslung der beiden Begriffe Erfindung und Einführung der Impfung war die Ursache der vielen Selbsttäuschungen der Aerzte über den vermeintlichen Einfluß der Kuhpockenimpfung auf das Verschwinden der Pocken.

Es wäre geradezu lächerlich, das Sinken der Pockensterblichkeit, z. B. in Schweden um das Jahr 1801, von der Thatsache herzuleiten, daß damals in dem fernen England ein Chirurg sich mit den Versuchen abplagte, statt nach der bisherigen Weise mit dem Gifte pockenkranker Menschen, mit dem Gifte pockenkranker Kühe zu inokuliren.

Wir fragen uns: wie konnten vernünftige Leute auf den Einfall kommen, das Sinken der Pockensterblichkeit im Anfange unseres Jahrhunderts sei durch die Kuhpockenimpfung, — welche doch viel später eingeführt wurde, — bewirkt worden? Herr Dr. Guttstadt, der Schöpfer jener wundersamen Pockenstatistik, auf welche die Reichsgesetzgebung sich stützt, gibt uns Aufschluß. In seiner Abhandlung: „die Pockenepidemieen in Preußen", schreibt er zur Begründung seiner Behauptung wörtlich folgende Sätze:

„Die Sterblichkeit an Pocken hat in einer Weise abgenommen, daß der Zufall als mitwirkende Ursache auszuschließen ist. Und es wird Niemand auftreten können, der eine andere Erklärung für

diese Erscheinung geben kann, als die, daß die Schutzpockenimpfung die Ursache ist für die Abnahme der Sterblichkeit an Pocken, so unvollkommen auch dieselbe ausgeübt wird."

In diesen Sätzen Guttstadts, von Tausenden Aerzten gläubig nachgebetet, offenbart sich eine Macht des Vorurtheils, welche Berge zu versetzen vermag. Denn daß die „Abnahme der Pockensterblichkeit" und die „Schutzpockenimpfung" zwei Dinge sind, welche um 15 bis 25 Jahre auseinanderliegen, und daß gar die Abnahme der Pockensterblichkeit das Vorausgehende ist und die Impfung 15 bis 20 Jahre später kommt, das hat „die großen Geister" wenig gekümmert. Genug, alle Autoritäten schrieben den Unsinn nach, und so wurde er für die deutsche Gesetzgebung zu einem Glaubenssatz.

Gesetzt, im Anfange unseres Jahrhunderts habe eine Gleichzeitigkeit oder eine Aufeinanderfolge von Einführung der Impfung und Abnahme der Pockensterblichkeit bestanden, — was Guttstadt offenbar geglaubt hat, — so würde diese Gleichzeitigkeit noch immer kein zureichender Grund gewesen sein, aus ihr das zu folgern, was Guttstadt aus ihr gefolgert hat, nämlich einen ursächlichen Zusammenhang. Nun hat aber, wie wir gesehen und was die Autoritäten selbst zugestehen, eine solche Gleichzeitigkeit keineswegs, sondern ihr Gegentheil bestanden; auch haben wir mit unserer Theorie geschichtlich und statistisch gezeigt, daß Jemand „auftreten kann, der für das Abnehmen der Pockensterblichkeit eine andere Erklärung geben kann, als daß die Schutzpockenimpfung es verursacht habe."

Hiernach muß Guttstadt und müssen mit ihm alle Autoritäten, welche für die Impfschutztheorie je die Feder geführt, die Irrlehre, die sie ausgestreut, widerrufen. Einen anderen Ausweg gibt es für diese Herren nicht mehr. Stillschweigend haben sie das auch bereits gethan.

Die Geschichte der Pocken bei Schaf und Mensch von 1866 bis auf die Gegenwart.

Die variola colonialis, überseeische Pocken, in Europa.

Von dem Beginn der Massen-Einfuhr kranker überseeischer Schafwolle in Europa in den 60er Jahren bis auf die Gegenwart.

Wie im Beginn des 19. Jahrhunderts, gleichzeitig mit der allgemeinen veterinärpolizeilichen Ausrottung des Pockengiftes aus

der einheimischen Schafswolle und den Schafsfellen in Europa die Pocken sich schnell zurückzogen, so sehen wir sie in den 60ern Jahren und noch bedeutend mehr Anfangs der 70er Jahre mit nie geahnter Bösartigkeit fast plötzlich wieder auftreten. Es liegt Nichts näher, als daß wir uns umschauen, ob um diese Zeit in den von den Pocken heimgesuchten Ortschaften und Ländern in der Schafzucht und in der Wollindustrie nicht Zustände eingetreten waren, welche an die Schafpockenzootien der früheren Jahrhunderte erinnerten und die Vermuthung aufkommen ließen, daß auch jetzt Einflüsse des Wollverkehrs unerkannt die schweren Pockenepidemieen von 1879 heraufbeschworen hätten. In der That liegen genug Verdachtsgründe vor, die Wolle zu beschuldigen.

Erstens hatte in dem Anfange der sechsziger Jahre ein gewaltiger Umschwung hinsichtlich des Bezuges der Schafswolle und der Schafsfelle stattgefunden. Die einheimische Schafswolle, — eine Wolle, welche seit den Jahren 1807, 1816 u. s. w. Dank der veterinärpolizeilichen Ueberwachung der einheimischen Schafzucht pockenfrei in den Handel kam, — war von der australischen und südamerikanischen Schafswolle verdrängt worden; an die Stelle der scharf controlirten einheimischen Schafzucht und Wollerzeugung war überall der Handel mit uncontrolirbarer überseeischer Schafwolle getreten. Alle Länder in Europa hatten ihre Märkte für Colonialwolle. Sehr bezeichnend ist es, daß in der Epidemie von 1870—74 die Menschenpocken nicht wie in früheren Zeiten, zuerst auf dem platten Lande, in den Dörfern ausbrachen, wo die Bauern früher oft mitten in den Schafpocken saßen, sondern die großen Städte, namentlich die Wollhandelplätze, wie Berlin, Breslau in erster und die ländlichen Bezirke erst in zweiter und dritter Linie von den Pocken befallen wurden.

In den überseeischen Ländern, welche jetzt Europa mit Schafswolle versehen, ist die Schafzucht unbewacht wie im vorigen Jahrhundert in Europa, es bestehen daselbst noch keine veterinärpolizeilichen Maßregeln gegen die Wollpocken.

Der muthmaßliche Einfluß der Colonialwolle auf das Hervorbringen von Pockenepidemieen gibt sich in keinem Lande schöner kund als in Schweden, wo über die Handelsbewegungen der Wolle Statistik geführt worden ist. Dieses Land war, als alle übrigen Küstenländer Europas von den Pocken heimgesucht waren,

1870—72 ziemlich verschont geblieben. Erst als in Schweden zum ersten Male Colonialwolle in Schiffsladungen gelandet und auf den Binnenkanälen durch das ganze Land verbreitet worden war, da erschienen, den Stapelplätzen der Wolle entsprechend, die Pocken und verheerten ganze Landstriche. 1872 bekam Schweden aus Bremen ca. 63,000 Pfd. verdächtiger Colonialwolle, das 12fache des Vorjahres; mehr als 1 Million Pfund Capwolle aus den Jahren der Schafpockenseuche landeten über Belgien in Schweden. Im Jahre 1873 wird wieder über eine Million Pfd. unentschweißter Colonialwolle in Schweden direct eingeführt, das 13fache Quantum gegen 1872. Hierzu kamen im Jahre 1872 allein aus den durchseuchten Ländern Dänemark und Deutschland über 20,000 Ctnr. verdächtiger Lumpen, 50 pCt. mehr als im Vorjahre, im Ganzen 37,000 Ctnr., im Jahre 1874 über 65,000 Ctnr.

Dieser Bewegung pockenverdächtiger Wolle und pockenverdächtiger Lumpen entspricht genau das Ansteigen der Pockensterblichkeit. Und als im Jahre 1875 der Vorrath an Rohwolle und an Lumpen um 60 pCt. gesunken war, da sank auch die Pockensterblichkeit um 50 pCt.

Ueber die Thatsache, daß in den Jahren, welche dem allgemeinen Ausbruche der Pocken in Europa voraufgingen, in den Colonieen die Schafseuche mörderisch geherrscht hatte, gibt Dr. Grothe's Zeitschrift: „Die Wolle", uns Aufschluß. Es heißt daselbst:

„Australien zeigt (1868—70) in Folge großer Sterblichkeit in seinen Schafheerden einen momentanen Stillstand. In Folge des Massensterbens der Schafe war die Aufzucht von Lämmern fast gleich Null und wird daher sehr wenig Lammwolle zum Verkauf kommen."

„Die Seuche hatte in Australien (1868—70) unter den Schafen dermaßen gehaust, daß selbst nach Verwerthung der Hunderttausende Ctnr. kranker Cadaverwolle der Verlust des Werthes an crepirten Schafen seitens der Regierung auf mehr als 20 Millionen Mark berechnet wird. Viele Länderstriche sind durch das Aussterben zahlreicher Schaf-Runs für geraume Zeit ihrer Haupteinnahme beraubt worden. Die Krankheit hatte hier entsetzlich aufgeräumt."

„Wir sind 1870 am Gipfelpunkte der Wollproduction angekommen, da in Australien und in Südamerika die Schur von

1869/70 eine bedeutende Abnahme zeigt, veranlaßt durch eine Epidemie, welche die Heerden decimirt hat."

„Von Buenos Ayres verlautet 1870, daß von der neuen Schur 90,000 Ctr. herankamen, — mit vielem Schafschweiß behaftet."

„Die Wolle von Ohio hat einen Ueberfluß an Schafschweiß, „weil viele Leute ihre Schafe nicht mehr waschen." u. s. w.

In Australien gibt es Schafheerden von je 60,000 Häuptern. Brechen in solchen Schafheerden die Pocken aus, dann wird die Wolle für Europa eine Pockengefahr, gegen welche die Impfung als eine kindische Spielerei erscheinen muß.

Nun hatte aber Europa im Jahre 1869 aus jenen von der Schafseuche heimgesuchten Welttheilen 2,600,000 Ctnr. Schafwolle in Schweiß bezogen, wogegen noch im Jahre 1863 die Einfuhr nur 1,175,000 Ctnr. betrug.

Zur Begründung meiner Theorie von dem statistischen Zusammenhang der Colonialwolle mit der Pockensterblichkeit, will ich einige Andeutungen über das Auftreten der Colonialwolle in einzelnen Ländern folgen lassen.

Die überseeische rohe Schafwolle in Frankreich in den 60er Jahren.

Dr. Grothe's Zeitschrift „Die Wolle" zeigt uns die Handelsbewegung der Schafwolle in Frankreich in den Jahren, welche den Ausbrüchen der Pocken daselbst voraufgingen. Wir beschränken uns auf folgenden Auszug: „Die inländische Wollproduction in Frankreich hatte einen schlimmen Rivalen an den Wollmassen, welche von La Plata, Paraguay, dem Cap und Australien in den letzten Jahren in immensen Massen unter dem Namen „Colonialwolle" auf den französischen Markt kamen; sie gewann in den sechsziger Jahren die Oberhand. Die ersten beträchtlichen Zufuhren begannen im Jahre 1857 mit 15 Millionen Pfund, 1868 war man schon zu 59½ Million gelangt. Im Jahre 1867 betrug die Einfuhr von La Plata, Montevideo und Buenos-Ayres 64,000 Ballen."

„Im Februar 1871 wurden in Wien die für französische Rechnung aufgehäuften Wollen massenhaft in den Verkehr gebracht."

Le Havre allein hatte 1869 von La Plata, wo ein großes Schafsterben stattgefunden, 18,000 Ballen Wolle mehr als im Jahre 1862 bezogen. 21,000 Ballen, welche für Belgien be-

stimmt waren, wurden nach französischen Häfen verschifft, weil hier, namentlich in Havre, monatliche Wollauktionen eingerichtet worden waren, welche den Verkehr der Colonialwolle an sich zogen.

Die rohe Colonial-Schafwolle in England.

„Vor dem Jahre 1836 schenkte man den australischen Wollen noch keine Beachtung. Im Jahre 1837 führte England erst 50 Millionen, 1868 nicht weniger als 209 Millionen Pfund Colonialwollen ein, von denen auf Australien allein mehr als 155 Millionen kamen. Außerdem wurden allein im Jahre 1869 annähernd 21 Millionen wollene Lumpen eingeführt.

Eine verheerende Schafseuche in Australien hatte 1869 einen großen Ausfall an Wolle verursacht. Dieser Ausfall konnte nur dadurch gedeckt werden, daß die 500,000 Ballen, welche nach England gingen, großentheils Cadaverwolle von den an der Seuche crepirten Schafen waren. England hat also kranke Wolle zu der gesunden mit in den Kauf nehmen müssen.

Sollte es Zufall sein, daß England fast gleichzeitig mit denjenigen überseeischen Ländern an Pocken litt, in welchen gerade bei den Menschen oder Schafen kurz vorher die Pocken geherrscht hatten, und aus welchen es seine Wolle bezog? So herrschte z. B. 1852 eine Pockenepidemie in Montevideo, aus welchem Lande England sehr viel Wolle bezog; in demselben Jahre starben in England c. 3000 Menschen an den Pocken.

Die Colonialwolle in Belgien.

Belgien führt bekanntlich sehr viel Colonialwolle ein, und Antwerpen, der Sitz des belgischen Wollgeschäfts, gab sich 1869 alle Mühe, neben London der erste Wollmarkt der Welt zu werden. Dieser Wollanziehung entsprechend gehörte Belgien auch zu denjenigen Ländern, welche schon 1869 den ersten Anprall der Pockeninvasion auszuhalten hatten. Die Einführung der Schafwolle von La Plata nach Belgien erfolgte durch 203 Schiffe, welche 22,500 Ballen herüberbrachten. Vermittelst einer zwischen Antwerpen und Buenos-Ayres eingerichteten Dampferlinie hatte Belgien schon im December 1869 500 Ballen von der neuen, durchseuchten Schur aus den Schafseuchejahren auf Lager. — Aus England, also mittelbar aus den Colonien, bezog Belgien im Jahre 1869, in dem Jahre, auf welches die Pockenjahre folgten, ebenfalls 58,347 Ballen Rohwolle.

In Antwerpen hörten im Juli 1870 in Folge des französischen Krieges die Wollgeschäfte fast ganz auf. Der Markt hatte 60,000 Ballen Vorrath. Den Wollauktionen folgten jedesmal in Antwerpen, Brüssel, Verviers, Dison, Ensival &c. Ausbrüche der Pocken. In Brüssel stieg im December, bald nach der Wollauktion von Antwerpen, die Pockensterblichkeit von 2 auf — 101!!

Die Lumpen und alten Kleider

eine zweite Hauptursache der großen Ausdehnung der Pockenepidemie in den Jahren 1869—74 in Europa.

Während allem Anschein nach überseeische, pockenverdächtige Rohwolle uns die Pocken gebracht hatte, wurde die Weiterverbreitung des Pockengiftes großentheils durch den Lumpenhandel bewirkt. Im zweiten Stadium der Pockenepidemie, also im Jahre 1871/72, ist es der Handelsverkehr der Lumpen, in dessen Statistik die internationale Wanderung der Pockenepidemie zahlengetreu sich wiederspiegelt. Wenn auch nicht die Masse der Lumpen, sondern ihre Beschaffenheit den Ausschlag gibt, so sehen wir — die Pockengift-Durchseuchung der Lumpen aus den Seuchenjahren vorausgesetzt, — in der Statistik der Lumpenbewegung gleichwohl einen Maßstab für die Wanderungen des Pocken-„Genius."

Vor 80 Jahren, als der Lumpenbegehr für die Papiererzeugung noch sehr gering und der Kleiderwechsel spärlich war, lieferte in Europa jeder Mensch durchschnittlich nur 1 Kilo Lumpen an die Industrie ab, heute kommen 3 bis 8 Kilo auf das Individuum. Die 309 Millionen Einwohner Europas geben jedes Jahr 1081 Millionen Kilo Lumpen allein an die Papierfabriken ab, wo sie, wie die Wolle der Schafe, entschweißt und desinficirt, mit einem Wort für die Gesundheit der Menschen unschädlich gemacht werden. Außerdem gehen 317 Millionen Kilo getragene „alte Kleider" in Verkehr. Selbst von den Kgl. Intendanturen unserer Armeekorps werden von Zeit zu Zeit Lumpen mit Zehntausenden von Pfund öffentlich verkauft.

Vor 100 Jahren hatte man von diesem Stoffwechsel der Lumpen noch keine Ahnung. Man reinigte die Kleider damals nur wegen des äußerlichen Schmutzes; den Hautschweiß aus denselben auszuwaschen, das fiel damals den Leuten nicht ein. Was als Lumpen abgestoßen und an Trödler und Papierfabriken verkauft wurde, war satt von Hautschweiß. Aus diesem Grunde

galten damals alle Lumpenlager als Pockenherde, und in Polizeiverordnungen aus dem 17. Jahrhundert lesen wir vielfach vor den Papierfabriken als Ausgangspunkten der Pocken warnen.

Herr Dr. Bedel aus Dresden in seiner Schrift „Entstehungsherde ansteckender Krankheiten“ schreibt über die Lumpen (in der Sprache der Papierfabrikanten „Hadern“ genannt): „In den Wollhadern wird die Seuchengefahr energisch getilgt, weil sie nicht allein die ursprünglich vom Schaf mitgebrachten Krankheitskeime, sondern auch die aus der Menschenhaut ausgestoßenen Verwesungsstoffe in sich tragen. In den Hadern werden also unendlich viele Krankheitskeime bei Seite geschafft.“

Das Lumpensammeln im 19. Jahrhundert ist eine ununterbrochene Canalisation und Abfuhr der Hautmauserstoffe von Hand zu Hand, im Zwischenhandel zu Seuchezeiten wohl noch hier und da Pockenkeime ausstreuend, aber im großen Ganzen denn doch die Luft reinigend und die Seuche löschend durch ihr massenhaftes Einmünden in die Centralsammelstellen, die Papierfabriken. Die Geschichte der Lumpen und ihrer Wanderungen zwischen den Völkern von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart wird über das Kommen und Gehen der Pockenepidemieen Licht verbreiten. Die Hadern- und Lumpenmagazine spielen in der Geschichte der Pocken eine große Rolle.

Die Stellung der ärztlichen Wissenschaft zur Pockenlehre.

In der hier entwickelten natürlichen Geschichte der Schaf- und Menschenpocken ist uns das Kommen, das Verschwinden und das unheimliche Wiederauftauchen der Pocken in einem neuen Lichte erschienen.

In der Lehre von der Pockenseuche stehen also heute zwei Vorstellungen einander gegenüber. Auf der einen Seite der alte Glaube an einen Pocken-„Genius“, welcher in jedem noch nicht geimpften Kinde wohne und seiner Austreibung durch die Impflanzette harre. Diese Theorie, grausam und verfolgungssüchtig schon in ihrem Prinzip, findet in keiner einzigen Thatsache eine wissenschaftliche Begründung, im Gegentheil, jede Urpockenliste aus Pockenorten straft sie Lügen über Lügen. Gleichwohl hängt ihr fast die ganze ärztliche Welt mit leidenschaftlicher Vorliebe an.

Auf der anderen Seite steht klar und nüchtern die Theorie von dem Ursprunge der Pocken aus Rohwolle und Lumpen, ihr

zur Seite das Zeugniß der Geschichte der Schafpockenseuche, die glänzenden Erfolge der Veterinärpolizei im Kampfe mit den Wollpocken und die Handelsstatistik des Woll- und Häuteverkehrs. Aber trotz vielseitigen Begründung dieser vergleichenden Seuchenlehre wird man unter tausend Aerzten kaum zwei finden, unter den ärztlichen Fachzeitungen nicht eine einzige, welche es der Mühe werth hielten, dem Gedankengange dieser naturgesetzlichen Auffassung von Seuchenentstehung zu folgen, geschweige dieselbe ihren Beobachtungen zu Grunde legen.

Diese allgemeine Vorliebe der Aerzte und der gebildeten Laienwelt für die Auffassung von dem angeborenen Pocken-„Genius" und auf der anderen Seite ihre Abneigung und Scheu vor der rein naturwissenschaftlichen Erklärung der Pockenentstehung kennzeichnet die Befangenheit und den unüberwindlichen alten Hang zur Heilmystik, welcher in der Heilkunde auf dem Cathеder noch immer die Oberhand hat. Wehe, wenn in Deutschland Aerztekammern und Aerzteparlament zu Stande kämen! Wer weiß, welche Zwangsbescheerungen dem geduldigen Volk der Deutschen dann noch in Aussicht ständen! Zu der Einimpfung des Hundswuthgiftes sind von Lyon aus wirklich in Paris schon die Vorschläge eingereicht! Die Lust am Impfen droht in eine Impfmanie gegen alle Volkskrankheiten auszuarten, und die Unterlagen zu all' diesem tollen Beginnen sind haltlose Hypothesen.

Gegen alle diese Impfnarreteien zeigt das Volk, namentlich die gebildeten Klassen, sich stumpf. Sie tragen die Opfer ihres Verstandes und die Blut- und Geldsteuer des Impfspieles mit Dank und Würde, — echt deutsch! Möge der Leser sich eine Unterredung mittheilen lassen, die ich unlängst mit einem Thierarzte hatte. „Was soll ich machen? — so wandte er sich an mich, — „mein Kind wird im nächsten Frühjahr impfpflichtig. Die Schafe, die ich habe, und meines Nachbars Schafe dürfen nach § 49 des Viehseuchengesetzes von 1880 bei Strafe nicht geimpft werden: der Staat schützt diese T h i e r e vor meiner Lanzette. M e i n e Veterinärwissenschaft und die S t a a t s veterinärkunde verlangten von mir, ich solle an die Nichtswürdigkeit der Vaccination der Schafe glauben." „Die Staats m e n s c h e n medicin stellt bezüglich meines Kindes einen Glaubenssatz auf, welcher das conträre Gegentheil von der Impflehre der Thierheilkunde ausspricht; und während ich mich

nicht unterstehen darf, meine Schafe zu impfen, werde ich gezwungen, mein Kind impfen zu lassen!"

Allerdings, erwiderte ich ihm, — die Zumuthung, welche der Staat hier an den gesunden Menschenverstand stellt, ist etwas stark und das Ungeheuerliche derselben prägt sich nirgends so scharf aus wie beim Thierarzte, er geräth mit den Staatsgesetzen in Conflict, wenn er eines seiner Schafe impft und wenn er sein Kind ungeimpft läßt. Er darf nicht seiner Ueberzeugung folgen und darf nicht consequent handeln.

Ich rieth dem Thierarzte, er solle seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung folgen. Das werde vom Gesetz bestraft, aber er müsse sich ja vor sich selbst schämen, wollte er diese geistige Diktatur der Widersprüche sich gefallen lassen. Er folgte meinem Rathe. Nachdem er sich noch aus den Urpockenlisten der Dörfer seines Bezirkes aus den Seuchejahren 1871/72 überzeugt hatte, daß **nur** geimpfte Individuen die Pocken bekommen hatten die ungeimpften aber alle verschont geblieben waren, daß somit die ganze Impfschutzlehre nur Einbildung sei, so entschloß er sich zu passivem Widerstande gegen das Impfgesetz, falls bis zum nächsten Frühjahr der Reichstag den Reichsbann, der auf den schuldlosen ungeimpften Kindern lastet, noch immer nicht gelöst haben sollte.

O ihr Thierärzte! in welches Dilemma bringt euch der Staat, wenn ihr glückliche Familienväter werdet!

Alle diese Wirrnisse und Widersprüche in unserer Reichsgesetzgebung hätten vermieden werden können. Hätte man in den Seuchejahren 1870/73, anstatt wie toll die Kindchen mit der Impflanzette zu verfolgen, besonnen mit den Thatsachen gerechnet und namentlich in die amtlichen Urpockenlisten hineingeschaut; hätte man, statt die gesunden Säuglinge, überall die Rohwolle und die Lumpen verfolgt, dann wären die Pocken gleich im Keime erstickt worden, und der Wissenschaft und der Gesetzgebung wäre der Widerruf ihres „Glaubensbekenntnisses" an die Impfwunder erspart geblieben. So erscheinen also in der That sowohl die Pocken selbst, als auch der Glaube an die angeborene Pockenschuld der nicht geimpften Kindchen und der staatliche Zwang zum Glauben an diese Schuld: — dieses Alles erscheint uns heute als eine wohlverdiente Geißel der Unwissenheit und des medicinischen Aberglaubens.

Literarischer Weihnachts-Anzeiger.

Alle in diesem Weihnachts-Anzeiger aufgenommenen Werke sind vorräthig bei **A. Fösser Nachfolger,** Buch-, Kunst- und Verlagshandlung, Frankfurt a. M.

Empfehlenswerthe Festgeschenke:

Bawr, M. de, Novellen; Aus dem Französischen übertrag. v. Alice Salzbrunn. eleg. geb. m. Goldsch. Mk. 3.60.

Die „Stimmen aus Maria Laach" nennen die Erzählungen von bedeutendem Werth und die Uebersetzung sehr glatt und fein. „Ein reizendes Festgeschenk für die Damenwelt" (Europa).

Muth, Dr. F. A., Auf fröhlicher Wanderfahrt. Wanderbilder. eleg. geb. m. Goldschn. . M. 2.50.

— — **Wintergarten, Erzählungen.** elegant gebunden mit Goldschnitt . . . . M. 2.50.

Bedeutende Kritiker, wie Constant von Wurzbach, Elise Polko, Alexander Kaufmann sprechen sich in der anerkennendsten Weise über vorliegende Werkchen aus.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Domkapitular Dr. Paul Haffner. I. u. II. Band in eleg. Hlbfrzbd. . . . . . . M. 4.—.

Muth, Dr. F. A., Waldblumen. eleg. geb. mit Goldschnitt . . . . M. 4.50.

Ueber die Gediegenheit des Inhalts vorliegenden trefflich ausgestatteten Buches enthalte ich mich jeder Anpreisung und verweise nur auf das Urtheil des bekannten Literarhistorikers Brugier, der in seiner Literaturgeschichte Muth einen der bedeutendsten von den jetzt lebenden deutschen Lyrikern nennt.

Besonders verweise ich die Leser der „Alten und neuen Welt" und des „Hausschatzes", welchen die Poesien Muth's seit Jahren lieb und vertraut sind, auf das schön ausgestattete Buch.

Kehrein, Dr. J., Blumenlese aus katholischen Dichtern der Gegenwart. eleg. geb. . . . . . . M. 6.—

Ein treffliches Familienbuch!

Daurignac, J. M. S., Geschichte des hl. Aloysius. Verdeutscht von L. Clarus, in eleg. Leinenband. M. 5.—

— — **Geschichte des hl. Franz v. Xavier.** Verdeutscht von L. Clarus, in eleg. Leinenband . . M. 6.25.

— — **Geschichte des hl. Ignatius v. Loyola.** Verdeutscht von L. Clarus, in eleg. Leinenband . . M. 6 25.

Die Daurignac'schen Heiligengeschichten gehören bekanntlich zu den besten, die existiren.

Frankfurt a. M. **A. Foesser Nachfolger.**

Johannes Tetzel,

der päpstliche Ablaßprediger.

Nach Sage und Geschichte dargestellt

von

Karl Wilhelm Hermann.

Einleitung.

In einer kürzlich erschienenen Arbeit über Maria Stuart von Dr. E. Bekker sagt der Gießener Professor Dr. W. Onken*) in der Vorrede mit wirklich erfreulicher Offenheit und Gerechtigkeit, daß er selbst und sein Schüler (Bekker) die Arbeit über Maria Stuart „mit der Voraussetzung der Schuld, nicht der Unschuld Maria's begonnen" haben, aber trotzdem völlig von ihrer Unschuld überzeugt worden seien. „Bis zu dieser Stunde haben Ankläger und Vertheidiger Marias sich streng nach dem religiösen Bekenntnis geschieden; Protestanten waren die Ersteren (Ankläger), Katholiken die Letzteren. Das ist für den Stand unserer Forschung und Kritik auf diesem Gebiete ein tief beschämendes Zeugnis". Ganz dasselbe läßt sich auch von den bisherigen Arbeiten über Tetzel sagen, nur mit dem Unterschied, daß hier der Streit noch um so erbitterter und vorurteilsvoller geführt wurde, je näher die Frage nach Tetzels Schuld oder Unschuld mit dem Religionsbekenntnis selbst, mit der ganzen Auffassung der Glaubensspaltung zusammenhing. Katholischerseits sah man in Tetzel einen Mann, der für seinen Glauben den Neuerungen gegenüber mannhaft eingetreten ist, protestantischerseits sah man in ihm gleichsam die personificirte Schlechtigkeit, ein

---

*) Derselbe, welcher sich u. a. durch die Mitherausgabe der „deutschen Zeit- und Streitfragen" als entschiedenen Gegner der katholischen Kirche documentirt hat und also gewiß nicht für die Katholiken parteiisch eingenommen ist.

Ur- und Musterbild aller „Greuel des Papsttums", einen „Apostel des Antichrist", der, „in die Schule des Satans geraten, sehr, sehr schnell gelernt hat." (Evangel. Wochenblatt.) Und so sehr hatte die protestantische Ansicht von Tetzels absoluter Schlechtigkeit, wir dürfen sagen, den Markt beherrscht, daß man Jahrhunderte lang von katholischer Seite kaum noch einen Zweifel an seiner Schuld zu hegen wagte, am wenigsten aber die Urkunden selbst erforscht hätte.

So ist auch Schreiber dieses, obgleich Katholik, schon vor längeren Jahren an die Tetzelfrage mit der Voraussetzung herangetreten, daß man bei Tetzel wohl vielleicht „Milderungsgründe", aber sicherlich keine Schuldlosigkeit finden könne. Der Standpunkt des Verfassers bei vorliegender Untersuchung war auch insofern, trotz seiner treu katholischen Gesinnung, gewiß ein unparteiischer, als die Person Tetzels für die katholische Kirche eine keineswegs bedeutende ist. Man könnte Tetzel ohne Bedenken den Vorwürfen und Anschuldigungen der Protestanten preisgeben, falls er es nach dem Zeugnis der Geschichte verdiente, und dennoch von der Wahrheit und Berechtigung der katholischen Kirche völlig überzeugt sein. Denn, wenn Tetzel wirklich so gewesen wäre, wie ihn die Protestanten meistens schildern, so würde der eifrigste und entschiedenste Lobredner der katholischen Kirche sich leicht mit diesen Thatsachen zurechtfinden können, indem er sagte: „Gut, Tetzel ist nicht die katholische Kirche, diese hat nirgends eine Billigung seiner Mißbräuche ausgesprochen, was er also gethan, hat er auch allein zu verantworten, das fällt nicht auf die Kirche!"

Anders stehen die Protestanten zu dieser Frage: für einen gläubigen Anhänger Luthers ist es fast unmöglich, in der Tetzelfrage unparteiisch zu sein, denn „hätte Tetzel wirklich nur im Sinne dieser (der von Tetzel aufgestellten) Thesen, Vorlesungen 2c.... gepredigt, so **wäre es ein unbegreifliches** Räthsel, wie Luther gegen Tetzel auftreten konnte." (Evangel. Wochenblatt.) Luther und Tetzel stehen für den gläubigen Lutheraner so sehr im Gegensatz, daß, sollen Unschuld und Recht auf Luther's Seite sein, der Tetzel nothwendig zur Caricatur werden muß. Und das ist offenbar der Grund, warum die Tetzelfrage bisher fast nur von Protestanten behandelt worden ist und warum diese alle, vom ersten bis zum letzten, unbedingte Gegner Tetzels sind. Wir wollen dagegen mit der größten

Unparteilichkeit und jedenfalls mit subjectiver Wahrheit die Tetzelfrage darlegen, so wie wir sie in den uns zugänglichen Quellen gefunden haben, und wir haben dabei die Hoffnung, daß es uns gelingen möchte, wenigstens alle ehrlich gesinnten Protestanten, besonders die Geschichtsfreunde, denen die Wahrheit über ihr Parteiinteresse geht, von der Richtigkeit unserer Untersuchung zu überzeugen, sonst mögen sie uns mit Gründen (nicht mit den alten Fabeln) widerlegen. Wenn wir uns (da wir möglichste Verbreitung unserer Arbeit wünschen), auch etwas populär ausdrücken müssen und überflüssigen Apparat vermeiden, so werden wir doch zu jeder Behauptung die Quelle zufügen und somit dem Geschichtsfreunde die Controle erleichtern. Sehen wir uns nun die Quellen über Tetzel etwas näher an.

Quellen über Tetzel.

Hier müssen wir uns zuerst mit dem geehrten Leser darüber auseinandersetzen, was wir unter „Quellen" verstehen; wir wollen das Wort Quellen einmal im weitesten Sinne fassen und dafür lieber „Nachrichten" schreiben, dann können wir dieselben der Uebersicht halber am besten in drei Klassen einteilen und wir unterscheiden dann:

1) Unzweifelhaft echte und zeitgenössische Berichte, zu welchen vor allen die eigenen Schriften Tetzels und die gegen ihn gerichteten Streitschriften Luthers, sowie einige öffentliche Urkunden (Vgl. „Erläuterungen zur Reformationsgeschichte von Seidemann. Dresden 1843" S. 1—5.) und einzelne Aeußerungen in Reformationsschriftstellern der ältesten Zeit gehören.

2) Solche Nachrichten, die sich in Geschichts- und Sammelwerken der späteren Zeit über Tetzel vorfinden. Diese sind um so zahlreicher, je seltener und spärlicher die Quellen erster Art sind. Zu dieser Sorte gehören besonders die zwei Lebensgeschichten Tetzels, welche den Titel führen: „Vita Joh. Tetzeli, ed. Godefr. Hechtius. Vitembergae 1717" und „Leben des päpstlichen Gnaden-Predigers und Ablaß-Krämers Tetzel von Vogel, Diener am Worte Gottes zu Panitzsch." Leipzig 1717 und 1727.

3) Neueste Nachrichten, rein erfunden, bezw. aus Mißverständnissen, Andeutungen und verschiedenen „auch soll" . . .

fabriziert. Dahin gehört vor allen die Lebensbeschreibung Tetzels von Hofmann 1844 (soweit sie nicht wörtlich aus Hecht und Vogel abgeschrieben ist), die sich vor den älteren nur durch geringere Kenntnisse und größere Parteilichkeit auszeichnet. Wo z. B. Vogel schreibt: „Auch soll Tetzel einmal gesagt haben", da kann uns Hofmann 100 Jahre später einfach verbürgen: „Auch hat Tetzel einmal gesagt" ... Zu dieser dritten Art von „Quellen" gehören leider auch die meisten neueren Aufsätze in Zeitschriften, Lesebüchern rc. über Tetzel, die z. B. ganz genau zu erzählen wissen — sogar mit wörtlicher Citation in Anführungszeichen — was Tetzel mit dem Papst gesprochen, ja sogar, was er bei sich gedacht hat rc.! Selbstredend kann diese dritte Sorte von „Quellen" für uns gar nicht in Betracht kommen, während wir über die ersteren noch Einiges zu bemerken haben.

Fassen wir die unter 1) und 2) erwähnten Quellen ins Auge, so fällt uns sofort auf, daß dieselben, wie die meisten Reformationsschriften, einen ausgesprochenen und entschiedenen Parteistandpunkt einnehmen und von Objektivität weit entfernt sind. Eine weitere Eigenschaft derselben ist, daß sie ganz unglaublich oft Nachrichten bringen unter der Einleitung: „Es soll"... „auch hat man gesagt" ... „do kumt mir an"... „es wird auch behauptet"... „einige meinen"... rc., wodurch der Schreiber selbst in ehrlicher Weise die Unsicherheit seiner Quelle und seinen Zweifel an der Nachricht andeutet. Zur Schande der Menschheit muß man hier zufügen, daß durchweg die späteren Geschichtsschreiber diese Einschränkungen fallen lassen, auch da wo feststeht, daß das Erzählte sicher unwahr ist. Fassen wir diese zwei Umstände zusammen, so ergiebt sich für den Historiker der Reformationszeit die Pflicht: alle Nachrichten, die von der Gegenpartei herrühren, besonders jene, die mit einem „es soll" anheben, nur mit der größten Vorsicht zu gebrauchen und nur soweit zum Beweis zu verwenden, als sie durch andere Hilfsmittel bestätigt werden. Wem dieses als eine zu große Beschränkung erscheint, der möchte uns die Frage beantworten, ob er denn z. B. alles das, was im Reformationszeitalter von katholischer Seite gegen Luther erzählt wird, als wahr annimmt? —

Wir unserseits halten es nicht für richtig, in der Reformationsgeschichte einen Protestanten auf katholische Zeugnisse hin (falls dieselben nicht sonst, durch anderwärtige Zeugnisse, über allen

Zweifel sicher gestellt werden), zu verdammen. Bei uns gilt es vielmehr schon lange als Grundsatz, in diesem so heftigen Streite jeden Zeugen der Gegenpartei, in seinem Zeugnis gegen seinen Gegner von vornherein als nicht unbefangen und deshalb als für sich allein nicht beweisend zu behandeln, dagegen aber möglichst den Satz in Anwendung zu bringen: „Ex ore tuo te judico“ — „aus Deinem eigenen Munde richte ich Dich.“ — In dieser Weise sind z. B. Döllinger's Arbeiten über die Reformationszeit („die Reformation“ rc.) ausschließlich und Janssens „Deutsche Geschichte“ zum größten Theil auf protestantischen Quellen begründet, und es ist gewiß nicht unbillig, wenn auch wir von den Protestanten diesen Akt der Gerechtigkeit verlangen, daß der erbitterte Gegner nicht als glaubwürdiger, unparteiischer Zeuge zugelassen werde.

Von neuen Bearbeitungen müssen wir noch der verdienstvollen Biographie Tetzels von Dr. Gröne (Soest u. Olpe 1853 u. 2te Aufl. 1860) Erwähnung thun, der zuerst es gewagt hat, sich selbst einmal die Quellen anzusehen. Wenn auch Einzelnes in seiner Arbeit nicht ganz kritisch ist, so wird dieselbe doch stets grundlegend sein und von jedem unparteiischen Biographen Beachtung oder Widerlegung verlangen können.

Das hat auch der neueste Biograph Tetzels, der protestantische Pfarrer Dr. F. Körner*) wohl gefühlt; er sucht überall möglichst Gröne zu widerlegen, allein meist ohne Erfolg, denn, wenn man ihm auch zugeben kann, daß Gröne entschieden einzelne schwache Stellen hat und einzelne Behauptungen aufgestellt, die nicht haltbar sind, so bleibt doch im Ganzen das Resultat Grönes unantastbar bestehen, daß Tetzel maßlos verleumdet wurde. Wenn ferner der Herr Pfarrer Körner von seiner Arbeit auf dem Titel sagt, daß er die Sache „neu untersucht und möglichst nach den Quellen, mehrfach nach bisher noch ungedruckten, dargestellt“ habe, so wollen wir willig anerkennen, daß er, wie er sich in der „Rückschau“ (S. 133 ff.) rühmt, einige Daten aus Tetzels Leben neu hinzugefügt hat, z. B. daß Tetzel schon 1505 zu Leipzig gepredigt hat, daß er am 11. Dec. 1508 in Bautzen, am 6. Sept. 1509

*) „Tetzel, der Ablaßprediger. Sein Leben und sein Wirken für den Ablaß seiner Zeit mit besonderer Rücksicht anf katholische Anschauungen von Dr. F. Körner. Franckenberg i. S., Roßberg, 1880. 153 S. 3 M. 60 Pf.

in Annaberg, am 8. Jan. 1510 in Straßburg war — das alles „archivalisch nachzuweisen" ist ihm gelungen"! Allein das ist offenbar von höchst geringem Interesse und bedürfte nicht der etwa zehnmaligen Versicherung auf S. 133 und 134, daß es dem Herrn Verfasser „gelungen" sei, daß er „darzuthun im Stande gewesen," daß es ihm „vergönnt" oder „verstattet" 2c. gewesen, dies zu finden! Das einzige aber, was wirklich für die sittliche Beurtheilung Tetzels „darzuthun im Stande gewesen" zu sein von Interesse wäre, ist dem Herrn Verfasser entschieden mißlungen: nämlich der Beweis für die Behauptung, „daß Tetzel sammt den ihm unterstellten Subcommissarien um seines übergroßen Pomps und um mangelhafter sittlicher Führung willen auf Veranlassung Leo's X. durch Albrecht von Mainz unter dem 13. Dec. 1517 rektificirt worden ist!" (S. 133). Hier ist gerade das Gegentheil der Fall: dies citirte Schreiben beweist deutlich Tetzels Unschuld, wie wir später zeigen werden.

Wir brauchen ungern dem Herrn Verfasser gegenüber scharfe Worte, da wir möglichst ruhig schreiben wollen, aber wir glauben, daß derjenige sie mit Recht verdient, der sich so stolz seiner Resultate rühmt und Gröne „herbe Züchtigung noch heute (!) und Schläge mit der Herkuleskeule" androht. Wir wissen nicht, ob der Herr Verfasser wirklich so ein Herkules ist, dem die Herkuleskeule wohl ansteht, — bekanntlich ist, (wie schon Aesop lehrt), nicht jeder, der eine Löwenhaut anlegt, und mit Löwengebrüll zu schrecken sucht, auch wirklich ein Löwe! — aber jedenfalls rathen wir ihm, mit der Keule etwas vorsichtiger umzugehen, sonst könnte er sich leicht selbst damit Schaden zufügen. Denn von „römischem Fanatismus" oder „katholischer Partheiansicht" des „infalibeln" Gröne darf der Mann nicht reden, der selbst einen so stark ausgeprägten und oft so einseitigen Partheistandpunkt einnimmt, daß er klare Zeugnisse für Tetzel verdreht oder wohl gar in Anklageinstrumente verwandeln möchte, ja daß er Umstände, die offenbar für Tetzel sprechen und die er nicht drehen kann, wissentlich gänzlich verschweigt, obgleich er gelegentlich zeigt, daß er sie kannte! (auf Beispiele dazu haben wir in den folgenden Ausführungen aufmerksam gemacht).

Nur nebenbei möchten wir dem Herrn Verfasser noch bemerken, daß solche Ausdrücke wie „römischer Fanatismus", „ultramontane" Schmähungen 2c. wenig an die Herkuleskeule, viel-

mehr an den Dreschflegel erinnern, nicht zur „archivalischen Quellenforschung“ und am allerwenigsten zu dem salbungsvollen Wahlspruch (S. V) „Wahrheit in Liebe“ passen — oder wollte der Herr Verf. darin den Stil „unseres großen Reformators“, der „wie das Sonnenlicht die Planeten und die Monde erleuchtet“ (S. I) nachahmen? Jedenfalls darf ein protestantischer Pfarrer, dem Luther so ziemlich das Licht der Welt ist, sich nicht so gewaltig über die Verwerflichkeit des „Ablaßkrames“ ereifern, denn: „In euch, Mylord, erkenn' ich meinen Meister, da solchen Sieg wie eure Redekunst erfocht, die meine nie davongetragen“, könnte jedenfalls der „Marktschreier Tetzel“ dem „theueren Gottesmann“ frei nach Schiller zurufen, d. h. solchen vollkommenen Ablaß aller zukünftigen Sünden mit der direkten Aufforderung nur lustig darauf loszusündigen, da dies alles nichts schade, wenn man glaube, wie Luther mit seiner Lehre von der Rechtfertigung allein verkündete, hat Tetzel sicher nie gepredigt! Oder wie anders übersetzt der Herr Pfarrer Luthers Rath: „Pecca fortiter, sed crede fortius“ als „Sündige nur tapfer, aber glaube noch tapferer!“

Fassen wir nach diesen kleinen persönlichen Bemerkungen, die der Verf. provociert hat, unser Urtheil über Körner's Arbeit zusammen, so müssen wir gestehen, daß wir in unserer Hoffnung gründlich getäuscht wurden. Wir hatten erwartet, und nach dem Titel durften wir das erwarten, — eine kritische Arbeit zu finden, die neues Licht in die Frage nach Tetzel's Schuld brächte, und wir lasen sie mit der vollen Bereitwilligkeit, auch Tetzel's Schuld ehrlich anzunehmen, wenn sich diese wirklich ergäbe. Statt dessen hat Dr. Körner alle alten Nachrichten durcheinander wieder fröhlich reproduciert, und da muß der Gottesmann Luther wieder „seine Donnerstimme erschallen“ lassen, da muß der „ehrwürdige Mathesius“, müssen Karlstadt, Mykonius, Sleidan u. s. w., kurz alle „Lichtgestalten“ der „Reformation“ als Zeugen auftreten und dann ist's bewiesen! Ja, S. 37 u. 38 findet sich sogar als Beweis folgender Satz: „Wenn Vogel...... Tetzel's Verurtheilung meldet, wenn Tetzel von Rotteck (1833), Wessenberg (1840) und von Kahnis noch ganz neuerlich... gebrandmarkt wird, dann kann von Erdichtung 2c. nicht die Rede sein!“ Man sieht, von einer kritischen Sichtung der Quellen, von einer Ausscheidung derjenigen, die völlig einseitige Parteigänger Luther's sind, ist gar keine Rede. Wenn daher

Körner uns Katholiken vorwirft, daß wir alle Gröne, der noch nicht widerlegt ist, nachfolgen — und das gestehen wir gern zu — so durfte er uns doch nicht damit ein neues Licht anzünden wollen, daß er die alten von Gröne längst widerlegten Fabeln aus Vogel ꝛc. wieder auftischt. So lange allerdings nur solche Widerlegungen Gröne's existiren, wie die des Herrn Pfarrer Dr. Körner, kann man nichts besseres thun, als Gröne's zum Theil wirklich treffliche Forschungen immer wieder betonen. Daß aber unser Urtheil über Körner's Resultat nicht aus „ultramontanem Fanatismus" hervorgegangen, zeigt eine Recension der protestantischen „Deutschen Litteraturztg." worin es heißt, daß Körner versucht habe „die alten Positionen aufrecht zu erhalten. Daß ihm dies in allen Fällen geglückt sei, läßt sich nicht behaupten!"

Im Folgenden wollen wir zuerst die gewöhnliche Caricatur von Tetzel unsern Lesern vorführen, um darauf aus derselben das Märchenhafte und Unwahre wegzuwischen und das echte Bild hinzustellen.

I. Tetzels Caricatur.

„Wer von Dr. Martin Luther weiß, der kennt auch den Namen Joh. Tetzel, denn diese beiden gehören zusammen, wie Blitz und Donner. Erquickend und herzlabend ist freilich die Betrachtung des Lebens jenes berüchtigten Mannes nicht... Ein Bild von trüber Farbe und obendrein voller Schmutzflecken rollt sich vor uns auf, und Abscheu ist der Grundton der Empfindung in der Seele des Beobachters. Indessen, wir sagten ja: der Tetzel gehört mit zu dem Luther; er hilft uns mit zu dem Verständniß dieses Großen im Reiche Gottes, er ist so zu sagen (ja, bei den Protestanten leider nicht nur „so zu sagen", sondern ganz vollständig!) der düstere Hintergrund, von welchem sich die Lichtgestalt des Reformators abhebt. Das Leben Tetzels fängt mit Nebel an." (Evangel. Wochenblatt für die Kreise Saarbrücken ꝛc. vom 23. Mai 1880.)

„Wie unter dem Himmel nichts ungewöhnliches, daß in einem wohlangelegten Garten auf einem Strauche zugleich anmuthig riechende Rosen und stachlichte Dornen wachsen, daß in einem

wohlgebauten Nest wohlgestallte und lieblich singende Vögel, unterweilen aber auch ein sich selbst zu Spott machender und heßlicher Kukuck oder unersättlicher Raub-Vogel mit ausgebrütet wird, daß auf einem öffentlichen wohlangelegten Wochen-Marckte nebst Cräntzemachern und Cräntzeweibern, die mit wohlriechenden Blumen oder Cräntzen und heilsamen Kräutern handeln, unterweilen ein stinckender Käse- und Steifmatz-Händler seinen Stand findet, nichts desto weniger aber sind diese dem Orte, wo sie ihre Stelle haben, schädlich oder nachtheilig; also ist auch das liebliche, wohlgebauete und angelegte Leipzig von dergleichen Zufall keineswegs befreyet blieben. Allermassen diese Stadt unterweilen auch einen schädlichen Dorn gezeuget, einen undankbaren Guckguck ausgebrütet, und einem, der seinen Namen bei der Nachwelt stinckend gemacht, seine Geburts-Stelle, doch sonder ihrem Nachtheil, nicht versaget. Der ehrsüchtige und denen Evangelischen zu Leipzig gehäßige Christoph Türcke, der untreue und undankbare Chur-Sächsische Cantzler, Nicolaus Crell, der unersättliche und Geldgierige Johann Tetzel sind Beweißes gnug. Jedoch kan niemand diesen den Namen gelehrter, verschmitzter und geehrter Köpffe disputirlich machen, es sey denn, er wollte wie ein blinder von der Farbe urtheilen. Welchen Glantz sie denn auch würden behalten haben, im Fall sie nicht durch Ehrsucht, Verfolgung, heillose Rathschläge, Eigennutz, Betrug und Geitz denselben verdunckelt und ihren Namen einen heßlichen Schandfleck hierdurch angehängt hätten." (Vogel S. 28.)

„Ob der Name Tetzel in Türckischer Sprache so viel als ein Teufel heiße, wie einmahl ein gelehrter Canonicus dem damahligen Bischoff zu Meissen, Johann von Salhausen, der Tetzel wegen seines unverschämten Ablaß-Crams nicht allzugünstig war, diesen Namen also erklärete, worüber der Bischoff zwar hefftig lachete, iedoch kein Wort darauf antwortete, will ich demienigen, der die Arabische Sprache verstehet, zu beantworten überlassen." (Vogel S. 36.)

Nachdem Tetzel seine Studien vollendet, meldete er sich zur Aufnahme bei den Dominicanern in Leipzig. Da wurden ihm „der Gewohnheit nach die Statuta und strengen Gesetze, daß er der Welt sich entschlagen, ein hartes Leben führen, Demuth, Keuschheit, Mässigkeit und in allen Gehorsam erweisen, widrigenfalls strenger Zucht sich unterwerfen müsse, in Versamlung der

gesamten Brüderschafft des Dominicaner- oder Prediger-Ordens vorgelesen, und nachdem er dieses alles zu thun versprochen, ihm sein weltlicher Habit ausgezogen, und biß nach Endigung des Probier-Jahres verwahret, hingegentheils er in diejenigen Kleider, die man denen Novitiis oder Neulingen anzulegen pfleget, mit gewöhnlichen Ceremonien eingekleidet, und darauf dem Magistro Novitiorum zu scharffer Aufsicht anvertrauet worden. Nachdem nunmehr erwehnter Tetzel in aller Gelassenheit und Gedult seine Probier-Jahre ausgestanden, und der damahlige Prior seine Lebens-Art und Sitten genugsam geprüffet und tüchtig befunden, ist er in der Pauliner-Kirche in öffentlicher Versammlung denen Dominicanern, nachdem er Profeß gethan, und das, was ihm der Prior vorgelesen, öffentlich zu halten gelobet, als ein Bruder recipiret, in den Ordens-Habit eingekleidet, nach gewöhnlicher Art eingeweyhet, und also ein Dominicaner oder Prediger-Mönch worden." (Vogel 487 folg.)

„Nachdem nun Tetzel eine Zeit lang als ein Bruder in offt berührtem Kloster sich aufgehalten, und der Prior seinen Fleiß, Geschicklichkeit und Eyfer vermercket, wurde er nicht allein von ihme geliebet, sondern es wurde ihm auch Freyheit verstattet aus dem Kloster heraus zu gehen und zu predigen. Wenig Jahre zuvor war er, nachdem er das dreyßigste Jahr seines Alters zurück geleget, und von unten an in offtgedachtem Kloster gedienet hatte, von dem Bischoff zu Merseburg zu einem Priester geweyhet worden, worauf er seine erste Messe in Leipzig lase, auch noch einige Jahre mit predigen, beten, fasten, wachen und Messe lesen seine Zeit hinbrachte. Zu Anfange des sechzehenden Seculi ward er von dem Prälaten der Dominicaner zu Leipzig nach Zwickau zu predigen geschicket, daselbst er unter grossem Zulauff des Volcks mit grossem Nachdruck und Autorität predigte, seine Zuhörer durch seine Beredsamkeit und Ansehen beweglich und meisterlich an sich lockete, und sich bey ihnen in grosse Gunst und Gewogenheit setzte." (Vogel 51.)

Hier in Zwickau war es, „wo Tetzel unter lautem Beifalle der Menge mit Nachdruck predigte, aber auch den ersten bekannten Beweis von seiner Dreistigkeit und Unverschämtheit ablegte. Er bat sich einst bei dem dasigen Küster zu Gaste; allein dieser entschuldigte sich, weil er zu arm sei einen so hohen Fremdling zu bewirthen. „Geld wollen wir bald bekommen," erwiederte ihm

Tetzel; „sieh doch in den Kalender, was morgen für ein Heiliger sein wird." Der Küster fand den Namen Juvenalis, bedauerte aber, daß dieser Heilige so unbekannt sei. „Wir wollen ihn schon bekannt machen," fuhr Tetzel fort; „morgen läute mit allen Glocken, wie an einem großen Feiertage, und laß die hohe Messe halten." Der Küster gehorchte, und alles strömte herbei. Als die hohe Messe halb beendigt war, bestieg Tetzel die Kanzel und sprach: „O liebes Volk, heute soll ich Euch etwas sagen; würde ich es verhalten, so wäre es geschehen um Eure Seligkeit. Ihr wißt, bisher haben wir die und die Heiligen lange angerufen; aber sie sind nunmehr alt geworden und müde uns zu hören und zu helfen. Heute habt Ihr das Gedächtniß des Juvenalis, und wiewohl er bisher unbekannt gewesen, so laßt es Euch doch lieb sein; denn weil es ein neuer Heiliger ist, so wird er sich unser um desto unverdrossener annehmen. Juvenalis war ein heiliger Märtyrer, dessen Blut unschuldig vergossen worden ist. Wollt Ihr nun seine Unschuld vor Gott auch genießen, so lege ihm jeder heute, da man so eben die hohe Messe hält, sein Opfer auf den Altar. Ihr Vornehmen und Reichen aber, geht den Andern mit einem guten Beispiele voran!" Tetzel, welcher Wächter an die Thüren gestellt hatte, um Niemanden hinauszulassen, bevor er nicht geopfert habe, sah zu, was jeder einlegte; das Opfer war reichlich. Jetzt verließ er die Kanzel, legte auch etwas auf den Altar, und listig lächelnd, fragte er heimlich den Küster: „Haben wir nun genug zur Abendzeche?" (Hofmann 37. folg.)

Tetzel war gerade der rechte Mann für den Ablaßkram. „Nichts mangelte ihm, was ein Gesandter seiner Art haben muß. Seine Gabe, gemein zu gemeinen Menschen zu reden, sicherte ihm den Beifall der Letzteren; seine Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum, gegen Tugend und Laster ersparte ihm die Schamröthe bei seinen muthwilligen Täuschungen, seine Unwissenheit die Furcht vor überlegenen Geistern . . . Man sagt, (!) er habe seine Predigten mit der leisen Aeußerung begonnen: „Mundus vult decipi" (die Welt will betrogen sein) und dann laut fortgefahren: „Darum bin ich hie." Den Grundsatz: Mundus vult decipi, decipiatur ergo, soll (!) selbst der Papst Leo X. einmal, statt der Segensformel vom Vatican herab gesprochen haben." (Hofmann 149. Anmkg.)

Als Tetzel ein andermal in Zwickau war, hatte er gute Einnahme gehabt und wollte sich zur Abreise rüsten. „Ehe er aber diese noch antrat, machte ihm der dasige Pfarrer nebst seinen Kaplänen und Altaristen den Vorwurf, er habe zwar sich und die Seinigen reichlich genug bedacht, aber sie hätten von seinem Ablasse auch nicht so viel genossen, um sich nur einen guten Tag machen zu können. Tetzel entschuldigte sich, er würde gern Etwas für sie gethan haben, wenn sie ihn nur eher daran erinnert hätten; nun aber habe er schon Abschied genommen, und könne auch das Ablaßgeld nicht wieder auspacken. Indessen wolle er ihnen doch zu Gefallen sein, und morgen noch einmal die große Glocke läuten lassen; vielleicht sei noch etwas für sie zu verdienen. Dieses that er auch wirklich, und sieh da! das Volk strömte in die Kirche. Tetzel trat nun auf und begann: „Ich hatte mich zwar angeschickt, heute abzureisen; allein in der vorigen Nacht hörte ich auf Eurem Kirchhofe eine arme Seele jämmerlich winseln und flehen, daß man ihr zu Hülfe kommen und sie aus dem Fegfeuer erretten möge. Hierdurch bin ich bewogen worden, heute noch hier zu verweilen, Messe zu halten, und ein Opfer für die arme Seele anzuordnen. Wer unter uns dieses Opfer unterlassen wollte, der würde dadurch an den Tag legen, daß er kein Mitleiden, mit ihr habe, oder er müßte ein Ehebrecher sein, dem sein Gewissen sagte, daß er nicht würdig sei, an diesem Opfer Antheil zu nehmen. Und damit ihr seht, daß große Noth vorhanden sei, so will ich selbst mit dem Opfer vorangehen.“ In der That war er auch der Erste, welcher opferte, und das Volk folgte ihm so fleißig nach, daß Einer von dem Andern Geld entlehnte, um nur opfern zu können. Denn wer hätte wohl gern ein Ehebrecher sein mögen! Das gesammelte Geld reichte er den Geistlichen und machte sich mit ihnen einen vergnügten Tag.“ (Hofmann 48 f.)

„Es sei erlaubt bei dieser Gelegenheit einen anderen Beleg zu Tetzel's Hinterlist anzuführen, ob man gleich nicht weiß, wo sich diese Anekdote zugetragen hat (!). Er wollte einst, um dem Ablasse mehr Eingang zu verschaffen, der christlichen Gemeine eine Feder zeigen, welche, wie er vorgab, der Teufel dem Erzengel Michael im Streite ausgerauft habe (Offenb. Joh. 12, 7—9.); allein des Nachts schlichen sich lose Buben in Tetzel's Schlafzimmer, stahlen die Feder aus dem Kästchen und legten Kohlen dafür hinein. Tetzel ging des andern Morgens, mit der

Reliquienkapsel in der Hand, in die Kirche, ohne sie vorher geöffnet zu haben, und sprach viel von der Kraft dieser Himmelsfeder. Er öffnete endlich das Kästchen, und — statt der Feder, lagen Kohlen darin. Tetzel ließ sich dadurch nicht irre machen. „Kein Wunder," sagte er, „daß ich bei dem Reichthume an heiligen Reliquien ein unrechtes Kästchen ergriffen habe," und nun fing er an von der Kraft dieser Kohlen, worauf der hl. Laurentius gebraten worden sei, auf's Unverschämteste zu reden." (Hofmann 49. Anmkg.)

„In diesem Stück hat Tetzel zum Vorgänger gehabt einen anderen Ablaß-Krämer, welcher zur Rottenburg am Neckar als ein Meß-Priester Anno 1500 gelebet, und Iselinus oder insgemein Pfaff Eyselin genennet worden, sonst einen verschlagenen Kopff, welcher auch deßwegen zv Rom vom Pabste zu einem Indulgentiario oder Ablaß-Krämer verordnet worden; als er nun wiederum heimkommen, hat er mancherley Heiligthümer mitgebracht, sonderlich aber eine Feder aus dem Flügel des Ertz-Engels Michael, deren Kraft er zum höchsten gerühmet, damit er seine Wahre verkauffen und grosses Geld bekommen möchte. Es hat sich aber begeben, daß er an einem Sambst-Tage Abend zu Alting (welches ein Dorff ist nicht ferne von Tübingen gelegen) in einem Wirthshause eingekehret. Als er aber sich voll getruncken, und seiner Sachen nicht recht wahr genommen, ist ihm sein Heiligthum heimlich aus dem Kästlein entführet worden. Als er nun Morgens auffstehet, seinen Kram auszulegen, und dem Volcke zu zeigen, wird er allererst gewahr, daß man ihm sein Heiligthum weggenommen. Läufft deswegen behend in den Stall, nimmt aus der Krippen in Beysehn der Wirthin (weil er vermeinet, die Wirthin habe Wissenschafft, wer das Kästlein eröffnet) ein wenig Heu, schleust es in das Kästlein und spricht: „Diß ist mein Heiligthum" Welches, als es die Wirthin gesehen, finge sie es an zu verspotten, und zu verlachen. Worauff der Pfaffe gesagt: „Was solts gelten, wenn Du in die Kirche kommst, du wirst's verehren und küssen." Als dieses die Wirthin mit etlichen Schwüren zu thun verneinet, hat der Meß-Pfaffe mit ihr um einen guten Schmauß gewettet. Als er nun in die Kirche kömmt, und als Marck-Schreyer seinem Gebrauch nach, seinen Ablaß-Kram ausgeleget, und dem leichtgläubigen Volcke dessen sonderliche Krafft und Würckung eingelobet, fängt er nach vollendeter Predigt an:

„Sehet, ihr lieben Christen, das ist das Heu, worauf unser HErr Christus zu Bethlehem gelegen, wer dasselbige küßt und verehrt, der wird das gantze Jahr von der Pestilentz (welche damahls im Würtenberger-Lande grassirte) sicher seyn." Die Ehebrecher und Ehebrecherinnen aber lasse es nicht zu, daß die dasselbige verehren. Die Wirthin, die zwar um den Betrug wohl Wissenschafft hatte, aber dabey doch sich des Verlustes des Schmausses befahrete, wolte lange nicht hinzu. Endlich aber, als viel Männer und Weiber das vermeinte Heiligthum zu küssen hinzutraten, hat die Wirthin lieber das Geld als ihre Ehre, um welcher willen sie ohne des verdächtig war, verliehren wollen, ist deswegen auch zuletzt hinzugetreten, hat das Heiligthum ihres Stalles geküsset, zu welcher der Meß-Pfaffe mit etwas leiser Stimme gesagt: „Siehe da! kömst du nun auch, ich habe die Wette gewonnen." (Vogel 346).

„Die Landleute in der umliegenden Gegend wußte er ein Vierteljahr lang besonders dadurch an sich zu locken, daß er neben seinen Ablaßpredigten allerlei Lustbarkeiten, z. B. Vogelschießen, Kletterstangen, Kegelschieben um einen Ochsen, Würfelspiel um Zinn, Pfefferkuchen rc., veranstalte: und damit der Landmann nicht durch Arbeiten verhindert würde, seine Ablaßmärkte zu besuchen, sie gemeiniglich auf Sonn- und Festtage verlegte. So war z. B. der Ablaß zu Merkwitz auf den ersten Sonntag nach Trinitatis, der zu Plaußig auf Johannis, der zu Portitz und Gottscheuna auf Mariä Heimsuchung, der zu Schönfeld auf Laurentii, der zu Hohenheide auf Michaelis angeordnet; und da der gemeine Mann so sehr für Volksfeste dieser Art eingenommen ist, so wurden, selbst noch in den Zeiten nach der Reformation, an einigen dieser Orte, wegen Tetzel's ehemaliger Anwesenheit, sogenannte Ablaßpredigten gehalten, sowie die Landleute an solchen Tagen von ihrer Gerichtsherrschaft einen Tanz und ein Freibier bekamen, und auch wohl noch gegenwärtig bekommen." (Hofmann 59).

Als Luther von seinen Beichtkindern Reue und Vorsatz verlangte, wollten sie sich dazu „nicht verstehen, sondern beriefen sich auf Tetzel's Ablaßzettel, in welchen sie von den gröbsten begangenen und noch zu begehenden Sünden absolvirt worden wären, ohne daß man vorher Reue und Buße von ihnen verlangt hätte. Jedoch Luther blieb dabei: „So Ihr Euch nicht bessert, werdet Ihr alle umkommen." Unwillig über ihres Beich-

tigers Weigerung kehrten einige wieder nach Jüterbogk und klagten Tetzeln, daß Luther keine Rücksicht auf seine Ablaßzettel genommen habe; Andere forderten sogar, wiewohl vergeblich, ihr Geld zurück. Darüber nun gerieth Tetzel in den heftigsten Zorn. Er wüthete und tobte auf der Kanzel gegen die Ketzer, und um zu zeigen, daß er als Inquisitor die Macht habe, alle diejenigen, welche sich dem Papste und seinem Ablasse widersetzten, zu Staub und Asche zu verbrennen, ließ er einige Mal in der Woche auf öffentlichem Markte einen Scheiterhaufen anzünden.“ (Hofmann 78 f.)

Tetzel ließ es aber bei Lobpreisungen seines Ablasses nicht bewenden, „sondern entwarf auch noch eine eigene Sündentaxe. Zu Folge dieser sollte die schändlichste Wollust 90 Tournois (Turonenses) oder 12 Ducaten 6 Caroline (Caronii), Kirchenraub und anderer Diebstahl, sowie Meineid, 36 Tournois oder 9 Ducaten, Todschlag 30 Tournois oder 7 Ducaten 6 Caroline, Hexerei und Zauberei 6 Tournois oder 2 Ducaten, Aeltern- und Geschwistermord 4 Tournois oder 1 Ducaten 6 Caroline kosten. Diese Preise erlitten indessen, nach Maßgabe des Vermögens der Kauflustigen und anderer Umstände, willkürlich bald eine Erhöhung, bald eine Verminderung . . . Daß sich fast überall eine Buhlerin mit 2 Kindern in seiner Gesellschaft befunden habe, versichern wenigstens einige Geschichtschreiber (z. B. Magenau: Kurze Lebensbeschreibung merkwürdiger Männer, S. 109, und Pflaum, Martin Luther, Bdch. 1., S. 54.), wenn diese Meinung nicht etwa gar aus einer oberflächlichen Ansicht eines Schreibens von Luther entstanden ist.“ (Hofmann 69 ff.)

Im Jahre 1513 begab sich Tetzel nach Innsbruck, wo er Ablaß predigte. „Die großen Reichthümer, welche er mit so leichter Mühe erworben hatte, machten ihn hier im höchsten Grade übermüthig, verschwenderisch und wollüstig; und ein Mann, der Andern die Strafe des Meineides, des Mordes, des Ehebruches 2c. für Geld erläßt, wird gewiß auch kein Bedenken tragen, selbst gleiche oder ähnliche Verbrechen zu begehen. Ja, in der That, so geschah es! Tetzel war bald zur Genüge überführt, eine dasige Ehefrau verführt zu haben. Für dieses höchst ärgerliche Beispiel, das er, als ein Mann in einem damals so angesehenen Amte, der Welt gegeben hatte, ward ihm nun die schmählichste Todesstrafe zuerkannt. Er sollte auf Befehl des anwesenden Kaisers Maximilian I. nach dem Landrechte gesäckt und in dem Flusse

Inn ersäuft werden. Allein der ebenfalls zu Innsbruck gegenwärtige menschenfreundliche Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, legte eine Fürbitte bei dem Kaiser ein, und errettete den schweren Verbrecher von der gesetzmäßigen Strafe. Doch ward er zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt und nach Leipzig in den Thurm am Grimmaischen Thore gebracht. Hätten Deutschlands Fürsten streng über dieses gerechte Urtheil gehalten, hätten sie Tetzeln nicht aus seinem Kerker entlassen, dann wäre Luther zwar nie in Streitigkeiten mit ihm verwickelt worden, aber auch die Reformation, dieses einzige Rettungsmittel der tief gesunkenen Menschheit würde vielleicht — bei allen glücklichen, sie begünstigenden Umständen — noch nicht so nahe gewesen sein (!).

Doch anders war es in dem Rathe der Vorsehung (!) beschlossen. Tetzel eben sollte das Werkzeug werden, dessen sie sich bedienen wollte, alsbald Großes und Herrliches zu veranlassen. Daher mußten sich sogar angesehene Personen finden, die nicht blos bei dem Kurfürsten, sondern selbst bei dem Kaiser eine Bitte für Tetzel's gänzliche Befreiung einlegten. Letztere ward auch unter der Bedingung zugestanden, daß er, der vorher Tausenden Ablaß ertheilt hatte, jetzt seiner eigenen groben Ausschweifungen wegen, persönlich Ablaß in Rom suchen sollte. Mit Freuden vernahm der Unverschämte die Nachricht von dieser unverdienten Gnade; denn er hoffte mit Zuversicht, daß ihm der Papst, aus Rücksicht seiner vorigen Dienste, Alles verzeihen und wohl gar eine neue Ehrenstelle ertheilen werde. Dieser päpstlichen Huld um so gewisser zu sein, suchte er sich vor seiner Abreise nach Rom noch einen mächtigen Gönner und treuen Fürsprecher zu verschaffen. Er suchte und fand ihn in dem prachtliebenden und verschwenderischen Albrecht (oder Albert), einem geborenen Markgrafen von Brandenburg, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Erzbischof von Magdeburg, auch Administrator von Halberstadt war" und sich damals gerade in Geldverlegenheit befand. „Der schlaue Tetzel, welcher um diese Verhältnisse wußte, ersuchte den Erzbischof um seine Fürbitte bei dem Papste, damit er um so eher Vergebung erlange und wieder zum Ablaßprediger ernannt werde; „dann," setzte er hinzu, „wolle er für seinen Theil Alles anwenden, um so viel Geld herbei zu schaffen, als der Erzbischof zur Abtragung seiner Schulden bedürfe." Der hart bedrängte Erzbischof, nicht unbekannt mit Tetzel's Fähigkeiten zu solch' einem Geschäfte,

billigte diesen Antrag, — so abgeneigt er auch vielleicht dem Ablaßhandel sein mochte, — aus Eigennutz, und gab ihm nicht nur ein Empfehlungsschreiben an den Papst Leo X., sondern versicherte ihn auch seiner eigenen Fürsorge. So vorbereitet, erschien Tetzel vor Sr. Heiligkeit, und er sah sich, wie er gehofft hatte, nicht getäuscht. Von dem selbst der Wollust im hohen Grade ergebenen Papste (!) erhielt er wirklich vollkommene Verzeihung und, wie wir gleich hören werden, bald darauf sogar einen neuen erweiterten Wirkungskreis." (Hofmann 51—54.)

Wie er diesen benutzte, aber dabei geprellt wurde, lehrt die nachfolgende „wahrhafftige Geschicht": „Als Tetzel in Leipzig eine grosse Summe Geldes zusammen geraspelt hatte, kommt ein gewisser Edelmann, dem Tetzels Betrügereyen nicht unbekannt sein mochten, mit der Anfrage, ob er ihm auch vor die Sünde, welche er im Sinn habe zu begehen, Ablaß ertheilen könte, auf diesen Fall wolte er ihm 10 Thaler geben. Tetzel weigerte sich Anfangs dessen, unter dem Vorwand, es sey ein wichtiger Casus, jedoch, sagte er, wenn er ihm 30 Thaler gebe, so wollte er ihme den begehrten Ablaß (inmassen er von Päbstlicher Heiligkeit volle Gewalt hätte) mittheilen. Als ihm nun der von Adel das verlangte Geld zuschoß, Tetzel auch ihm Brieff und Siegel darüber ertheilete, darbey meynende, er hätte gut gefischet, hatte er doch nur gekrebset. Denn als Tetzel aus Leipzig fort reisete, passete ihm der Edelmann auf den Dienst, fiel ihn an und nahm ihm alles Geld, so er in Leipzig gesammlet, schmierete ihm seine Haut mit dichten Schlägen ein, und ließ ihn darauf nach gethaner Anzeige, wie dieses die Sünde sey, welche er zu begehen im Sinne gehabt, und darüber bereits von ihm Ablaß empfangen, wieder zurück nach Leipzig gehen, dahin sich denn auch der Edelmann mit dem Geld gewendet hatte. Tetzel klagte solche That Hertzog Georgen, an dem er einen gnädigen Herrn hatte, der sich Anfangs sehr darüber erzürnete, doch als der Thäter dem Hertzogen den gantzen Lauff der Sachen erzehlete, und ihm den darüber ertheilten Ablaß-Brieff vorlegte, ließ der Herzog seine Ungnade fallen, und ließ ihn ungestrafft von sich . . . Einige zwar wollen, es hätte sich die Historia mit Tetzeln unweit von Leipzig begeben, allein es hat Paul Seydel, der auch diese Begebenheit erzehlet, ungemerckt, daß er nicht nahe bey Leipzig, sondern in dem Walde zwischen Jüterbock und Treppin von besagtem Edelmann überfallen

worden. Herr M. Fecht meldet in seinen animad versionibus, daß er ein Exemplar von Paul Seydels Lebens-Beschreibung Lutheri gehabt, darinn diese Geschichte mit geänderten Umständen (!) sich befinde, auf dem Rande hätte der Name des von Adel mit diesen Buchstaben D. v. H. uff St. geschrieben gestanden, und muthmasset er nicht ohne Grunde (!), daß er D. v. Hacken auff Stilpen geheissen, weil vor Zeiten nahe bey Jüterbock die Herrn von Hacken das Dorff Stilpen besessen." (Vogel 355 ff.) Den Ablaßkasten aber, den der Edelmann dem Tetzel abgenommen, zeige man noch heute in Jüterbogk.

Dieser Ablaßkasten, „worin die Ablaßbriefe und Zettel nebst dem dafür gelösten Gelde aufbewahrt wurden, war von starken Pfosten, mit vielen Eisen beschlagen, vorn mit zwei päpstl. Wappen (das eine zwei kreuzweise gelegte Schlüssel, das andere sechs Kugeln enthaltend, über jedem die dreifache Krone) verziert, an den Seiten mit zwei Handhaben und oben mit einem Becken versehen. Die vorgebliche (!) Aufschrift desselben:

Sobald der Grosch' im Kasten klingt,
Die Seel' aus dem Fegfeuer springt —

denn so verschieden auch diese angegeben wird, so scheint die angeführte doch dem Zeitalter am angemessensten (!) zu sein — diente Tetzeln aber wohl nur zur Anpreisung des Ablasses. — Noch heutigen Tages zeigt man an mehreren Orten, wo Tetzel sein Wesen getrieben, dergleichen Ablaßkasten; z. B. in der alten Sacristei der Haupt- oder Annenkirche zu Annaberg, in der unterirdischen Kirche des Domes zu Naumburg, in der Sacristei der Haupt- oder Nicolaikirche zu Jüterbogk, so wie zu Aschersleben im Halberstädtischen. Allein Thorheit wäre es, an deren Echtheit zu glauben. Denn dann müßte man annehmen, daß Tetzel an jedem Orte, den er mit seiner Gegenwart beehrte, sich einen neuen Ablaßkasten habe verfertigen lassen; welches doch geradezu wider Albrechts Instruction für die Subcommissarien streiten würde." (Hofmann 24. Anmkg.)

Nachdem nun Tetzel lange genug „sein Unwesen getrieben", trat endlich „das von Gott erwählte Rüstzeug", der „theure Gottesmann", „Prometheus-Luther", „der Erhabne" (Hofmann, S. 157—160), „der allerheiligste Dr. M. Luther" (Hecht S. 114), gegen den „Ablaßkrämer" auf. Vergeblich „tobte Tetzel gegen ihn,"

vergeblich „zündete er Schreckfeuer“ an und drohte den „Glaubensmann“ zu verbrennen, wenn er nicht widerrufe, vergebens „verbrannte er zweimal öffentlich Luther's Schriften“ —

„Doch Luther stehet fest und voll Vertrauen,
Daß Gottes Werk nicht untergehen kann.
Zum Licht gewendet, ruft der Felsenmann:
Mag auch der schwache Leib zu Staub verderben,
Das Göttliche wird doch den Himmel erben!“

(Hofmann S. 175.)

Indeß eilen wir zum Schluß unseres Zerrbildes! Werfen wir, um dessen Umrisse zu vollenden, „einen Blick in Tetzel's Leben zurück, so erscheint uns ein Mensch, wie wir sie noch täglich sehen. Ausgerüstet mit vielen Fähigkeiten und so manchen nützlichen Kenntnissen, mißbrauchen sie dieselben in gleich hohem Grade, und fähig zu jedem Gewerbe, wenn es nur ihrem Vortheile und ihrer Selbstsucht schmeichelt, werden sie nicht selten die Geißel ihrer Mitbrüder, statt die Beglücker derselben. Tetzel's Hang zur Habsucht unterdrückte in ihm die edlere Stimme des Gewissens, und, nicht achtend das Heilige und Hehre, nur fröhnend einer leidigen Ehrbegierde, gab er sich neunzehn Jahre hindurch zum Werkzeuge des schändlichsten Gelderwerbes hin, und ward der unverschämteste Lästerer Gottes und der boshafteste Betrüger des irregeleiteten Volkes. Der durch sein finsteres Zeitalter, durch seine ausnehmende Geschwätzigkeit und listige Gewandtheit, durch die Furcht vor den Drohungen mit Bannstrahl und Scheiterhaufen, welche er allen Verächtern des Ablasses angedeihen ließ, gekrönte Erfolg seines ruchlosen Treibens und Drängens hieß ihn selbst der geheiligten Bande des ehelichen Lebens nicht schonen; er ward Verführer und Ehebrecher. Der blinde Eifer für das sichtbare Oberhaupt seiner Kirche bewog ihn zur unerhörtesten Verleumdung seines erhabenen fürstlichen Wohlthäters, welchem er, nächst dem Kaiser, sein Leben und seine Freiheit verdankte. Der leichte Geldverdienst verleitete ihn zur Schwelgerei und zum Spiele, und da diese keine Grenzen kannten, zur Untreue gegen seine Vorgesetzten. So wie aber die Stimme der Wahrheit über ihn siegte, und der innere, nie zu unterdrückende Richter in ihm erwachte: da sank der sonst so Kecke in sein Nichts zurück, und mit ihm ging die Weissagung jenes erleuchteten Meißnischen Bischofes in Erfüllung — das Ablaßpredigen in Deutschland erreichte auf ewig ein Ende.“ (Hofmann 148 ff.)

Unsere Leser werden es uns hoffentlich nicht verübeln, wenn wir ihnen auch noch ein Beispiel hinsetzen, wie sogar die „Poesie" den armen Tetzel heimgesucht hat. Das nachfolgende Gedicht paßt so schön zu Tetzel's Bild, wie es die Gegner malen, daß wir mit ihm Tetzel's Caricatur schließen wollen.

„Als Pabst Leo der Zehend genant,
Nunmehr fast unmüglich befandt,
Daß er das Römisch Jubel-Jahr
Erlebet, hat er die faule Wahr
Des Ablaß-Krams in Teutschenland
Durch seine Kram-Knecht ausgesandt,
Dazu sich denn ohn all Verdrieß
Johann Tetzel gebrauchen ließ.
Der was jetzt kaum dem Hencker entlauffen,
Als er wegen Ehebruchs solt ersauffen,
Wo nicht der fromme Fürst Friederich
Seiner hätt angenommen sich
Und beym Keyser Maximilian
Ein gnädigste Fürbitt gethan.
Hierbei es aber so nicht blieb,
Aus einem Ehebrecher wurd ein Dieb,
Welcher durch vermeint Gewalt und Macht
Viel Geldes und Guts zu Weg gebracht,
Als er die blinde Welt beredt,
Daß er den Himmel feil tragen thät:
Wenn man nur Geld genug geb dar,
Häts mit den Menschen kein Gefahr,
So bald der Grosch im Kasten klingt,
So bald die Seel in Himmel sich schwingt
Durch diesen teuffelischen Tand
Hat er betrogen sein Vaterland
Bis ihm Gott hat ins Spiel gesehen,
Durch Doctor Luthern seligen,
Welcher ihm seinen Krämer-Tisch,
Gewaltiglich zu Boden stieß,
Daher (Gott Lob) biß auf die Zeit
Der Ablaß-Cram zerstreuet leit,
So bleibet nun Christi Verdienst,
Einig allein unser Gewinst,
Des Tetzels Kram und Pabsts Betrug
Findet bey uns kein Recht noch Fug."

II. Tetzels wahres Bild.



IOANNES TETZELLIVS O.P.
HERETICAE PRAVITATIS INQVIS

Machen wir uns jetzt an die allerdings saure Arbeit, von dem Bilde Tetzel's den Schmutz herunterzuwaschen, mit dem ihn die Gehässigkeit und der Unverstand seiner Gegner beworfen, so finden wir, wie so oft in alten katholischen Kirchen, unter der protestantischen Tünche ein prächtiges, lebensvolles Bild.*)

*) Wir bemerken hier noch einmal, daß wir zum „wahren Bilde Tetzels" als Beweis für Tetzel fast nur die Aussprüche solcher Quellen

Johannes Tetzel wurde in den fünfziger Jahren des 15. Jahrh. (1454 oder 1457?) zu Leipzig geboren. (Vogel 31.) Sein Vater war ein geschickter Goldschmied, d. h. einer jener Künstler, die kostbare Geräthe, heilige Gefäße mit jenem kunstsinnigen Handwerkergeiste ausführten, der heute noch unsere Bewunderung erregt. Der kleine Johannes zeigte frühe Spuren einer besonderen Frömmigkeit und außerordentlicher Geistesanlagen. Die regelrechte Schulbildung erhielt er im Augustinerkloster seiner Vaterstadt, und vollendete dort auch die humanistischen Studien mit dem besten Erfolge. Im Herbste 1482 bezog er die Universität zu Leipzig, wo er in der ersten Rectoratsmatrikel eingeschrieben steht als „Ioh. Tezelius de Lipsia". Bald zeigte Tetzel besondere Neigung für die Redekunst, die er unter Konrad Wimpina lernte, (Vogel 29, 40) und da seinem Fleiße und seiner Lust die schönsten natürlichen Anlagen zur Seite standen, so konnte es nicht fehlen, daß er sich bald vor den meisten seiner Commilitonen aufs vortheilhafteste auszeichnete. Wie's natürlich war, befaßten sich die Vorträge seines Lehrers Wimpina meist mit den theoretischen Momenten der Redekunst, mit Ausdruck, Styl, Anlage, Vortrag, Gestus u. s. w.; um aber auch die Erlernung der praktischen Seiten derselben nicht zu versäumen, besuchte er fleißig die Predigten der Dominicaner. (Vogel 43.) Nachdem er fünf Jahre den Studien obgelegen, erhielt er, unter fünfundfünfzig Candidaten als der sechste, das Baccalaureat der Philosophie am Feste Kreuzerhöhung 1487. (Vogel 29, 46.)

Der häufige Besuch der Predigten der Dominicaner hatte ihm zum Orden selbst Vorliebe eingeflößt; er verließ daher die Studien und nahm ungefähr im zweiten Jahre seines Baccalaureats das Ordenskleid. In der Stille des Paulsklosters zu Leipzig entsagte er den humanistischen Studien gänzlich, um mit desto größerem Eifer seine Zeit den Schriften der Väter zu widmen. Sein klarer Geist entdeckte bald, daß für die Redekunst die Schriften der Väter die reichhaltigste Fundgrube lieferten. Der Sohn des Goldarbeiters besaß Alles, was zu einem Volksredner erfordert wird: einen hellen Verstand, ein gutes Gedächtniß, einen beredten Mund, einen lebendigen Vortrag, eine starke und männliche Stimme, deren Zauber

---

benutzen, die ihm entschieden feindlich gegenüber stehen und also doppelt zuverlässig sind, wo sie loben! —

die schlanke Leibesgestalt noch mehr erhöhte. (Vogel 59.) Tetzel war einer jener Männer, die nicht im Verborgenen bleiben, welche Stellung sie in der Welt immer einnehmen mögen.

Der Fleiß und das Rednertalent des jungen Bruders erregte bald die Aufmerksamkeit des Priors des Klosters, Martin Adam. Bis dahin war er mit seinen Predigten allein auf die Klosterkirche beschränkt gewesen, jetzt wurde ihm auch die Erlaubniß ertheilt, außerhalb seines Klosters zu predigen in dem zum Weichbilde des Klosters gehörenden Ortschaften. Weitere Missionen konnten ihm nicht übertragen werden, da er noch nicht zum Priester geweiht war. Nach damals noch üblicher und altcanonischer Vorschrift konnte Niemand vor dem dreißigsten Jahre die heiligen Weihen empfangen. Diese erlangte Tetzel noch vor Ablauf des Jahrhunderts, wurde von Thilo von Drotha, Bischof von Merseburg, ordinirt und las in Leipzig seine erste hl. Messe. Von jetzt an beginnt die öffentliche Wirksamkeit Tetzel's als Volksredner. (Vogel 44).

Der Protestantismus, und an der Spitze Aller Luther, haben den Tetzel zum „Idioten, ungelehrten Tropf, zum groben Esel" stempeln wollen. Wie ungerecht dies ist, lehrt uns nicht nur ein Blick auf Tetzel's treffliche, uns noch erhaltene Streitschriften, — deren beste Luther dennoch „ein auffallendes Zeugniß und einen Verkündiger seiner (Tetzel's) Unwissenheit" (Löscher II. p. 616.) zu nennen wagt — sondern auch das fast einstimmige Lob seiner Tüchtigkeit bei allen Quellen, den protestantischen nicht minder wie den katholischen. So schreibt Hecht (S. 19): „Ueberhaupt soll Tetzel von bewunderungswürdiger Bescheidenheit gewesen sein und mit größter Würde sich betragen haben, wie Albinus sagt; unverschämt zwar, aber gelehrt nennt ihn Peckensteinius." Wie man „bewunderungswürdige Bescheidenheit" und „Unverschämtheit" zusammenreimen kann, überlassen wir Herrn Hecht, der im Uebrigen also fortfährt: „Wie hervorragend aber seine Gelehrsamkeit gewesen, kann man aus seinem Streit mit Luther erkennen. Daher kam es, daß er die Herzen der Menschen und besonders der gewöhnlichen Leute gewann und ihre Liebe und ihr Wohlwollen sich eroberte. Ein besonders großes Ansehen bei dem Volke aber erlangte sein Name wegen des Lobes seiner Beredsamkeit, und er fing an immer berühmter zu werden und erhielt den Ruf eines für jene Zeit

glänzenden und überaus einnehmenden Redners." „Wie nun," sagt Vogel, (S. 39), „nach dem wohlbekannten Sprüchwort eine Nessel frühzeitig brennet, also haben sich auch bey Tetzeln bereits in seiner Jugend schöne Gemüths-Gaben, ein fähiges Ingenium, sonderbarer Verstand, ein gutes Gedächtniß, ein beredter Mund und scharfes Nachsinnen ereignet, welche verliehene Gaben denn insgesammt durch stete Uebung bey anwachsenden Jahren mercklichen zugenommen und, im Fall er sie nicht gemißbrauchet hätte, ihn sonder Zweiffel bey der Nachwelt würden verherrlichet und Ruhm erworben haben."

Weitläufig erzählen Tetzel's Biographen seine Ehrenstellen und Titel, wie er Baccalaureus, Magister, Doctor und Professor der Theologie, Prior des Klosters, päpstlicher Inquisitor und Nuntius geworden sei. „Von seinen Ehren-Aemtern," sagt Vogel (S. 58), „darinnen er gesessen und welche er verwaltet, kommen wir auf die Lobes-Erhebungen, welche ihm hin und wieder in Schrifften gelehrter Leute zugeeignet werden. Sonderlich lobet ihn Albinus von seiner Leutseligkeit und Freundlichkeit, dahero er hierdurch auch in den Gemüthern, sonderlich derer einfältigen Menschen, Liebe, Huld und Wohlgewogenheit erworben. Der um die gelehrte Welt hochverdiente Hr. Budeus lobet ihn von seiner Beredsamkeit, wodurch er sich bey dem Pöbel in grosses Ansehen gesetzt. Darbey seine ansehnliche Gestalt nicht ein geringes beygetragen. Drum so nennen ihn Albinus, Lindner, Binhart, Varillas einen ansehnlichen, weit beruffenen, hoch- und wohlberedten Prediger. Und weil er eine starcke penetrante Stimme hatte, giebt ihm Herr Pfefferkorn das Lob eines Clamantens. Ueberdiß so war er auch ein scharfsinniger Kopff, wiewohl er seinen Verstand mehr zum Bösen als zum Guten, jedoch zu seinem Vortheil anwendete." „Sollte aber Tetzel ungelehrt, seichte und unerfahren gewesen seyn, so würde Albertus der Ertz-Bischoff zu Mayntz ihm nicht den Tittel eines Commissarii und Ketzermeisters, vielweniger Papst Leo der X. ihme das Prädicat eines päpstlichen Nuncii oder Legatens beygeleget und gegeben haben. Und so man ja darwider die damahls herrschende Simonie und Geldsucht vorschützen wolte, welche diese verblendet, so dürfften die Academischen Promotiones, Ehrenstellen und Aemter, die er bekleidet, ich geschweige der vielen Zeugnisse, Tetzeln dennoch das Wort reden."

Seinem Talente entsprechend hatte Tetzel großen Erfolg: allenthalben strömten die Leute stundenweit herbei, um den gewaltigen Volksredner zu hören. Wohl mag unsere liebearme und so wenig opferwillige Zeit meinen, Tetzel müsse Schwindel getrieben haben, um so ungeheuern Erfolg, um solche Geldspenden zu erlangen; aber sie vergißt dabei gänzlich, daß damals noch kein Luther gelehrt hatte, die guten Werke seien unnütz, ja sogar schädlich zur Seligkeit, sondern daß man sich noch an die Worte der hl. Schrift hielt: „Sammelt euch Schätze im Himmel, wo sie weder Rost noch Motten verzehren, und wo sie die Diebe nicht ausgraben" (Matth. 6,20); denn der „Glaube ohne Werke ist todt" (Jac. 2). Tetzel genoß aber eines solchen Ansehens, daß oft keine Kirche die Menge seiner Zuhörer zu fassen vermochte, daß ihm Erker und Altanen der Häuser zur Kanzel, der Marktplatz Leipzigs zum Tempel dienen mußten. In Dresden räumte ihm sein Jugendfreund, der edle Herzog Georg, dessen Beichtvater er auch war, ein Fenster seines Schlosses ein, damit er von da aus zu der unabsehbaren Menschenmasse rede; in Leipzig holte ihn derselbe mit der gesammten Geistlichkeit ein.

Dies führt uns zu einem anderen Punkte. Man wirft, wie wir gesehen, Tetzel nach seinem Tode unedles Betragen, Schwindel, Betrug, Diebstahl u. s. w. vor. Hiergegen historische Beweise beizubringen, ist überflüssig; denn was würde der geehrte Leser sagen, wenn ich ihn anführe: „Beweise mir, daß Du kein sittenloser Mensch, kein Dieb, kein Mörder 2c. bist?" — Er würde mir mit Recht erwidern: „Das habe ich nicht nöthig, beweise Du Deine Anschuldigungen, sonst bist Du ein Verleumder!" — Wir können aber Tetzel's Unschuld den Anschuldigungen gegenüber auf zwei Wegen zeigen: 1. indem wir die Urtheile der Zeitgenossen prüfen und die Falschheit vieler Anschuldigungen beweisen; 2. indem wir positive Zeugnisse*) für Tetzel's Unschuld beibringen.

Die zeitgenössischen Vorwürfe, also namentlich diejenigen Luther's, erschweren eine Prüfung besonders dadurch sehr, daß

*) Da, wie schon bemerkt, alle ältern Biographen Tetzel's zu seinen erbitterten Gegnern gehören, so ist uns leider wenig überliefert, was zu Gunsten Tetzel's spricht. Aber selbst viele Schmähschriften seiner Feinde sind werthvolle Zeugnisse für Tetzel; sie sind unsere Hauptquelle und lassen hinlänglich seine Unschuld erkennen, obgleich manche noch zu Tetzel's Nachtheil verfälscht worden sind, wie wir aus Vergleichen ersehen. (S. Gröne S. 183.)

sie meist sehr unbestimmt und allgemein gehalten sind, keine greifbaren Thatsachen behaupten, die man prüfen kann, sondern nur unbestimmt von „Uebertreibungen, Betrug, Muthwillen“ reden. Sie zeichnen sich aber dadurch vor späteren aus, daß sie meist weniger gehässig auftreten. Wenn Luther z. B. erzählt, Tetzel habe gegen ihn auf der Kanzel geschimpft, so entzieht sich dies völlig unserer Prüfung; möglich und denkbar ist dies schon, ja es würde nicht einmal als ein so großes Verbrechen anzusehen sein, da Luther nnd seine Anhänger in ihren Worten über die Gegner gewiß nicht wählerisch waren, aber als sichere historische Nachricht dürfen wir es auf Luthers Erzählung hin, der es doch selbst nur von Hörensagen hatte, gewiß nicht annehmen. Luther ferner weiß noch nichts davon zu erzählen, daß Tetzel seine (Ls.) Thesen zu Jüterbogk verbrannt habe, obgleich er mit einiger Verlegenheit erzählt, daß die Studenten von Wittenberg Tetzels Thesen verbrannt haben, wobei es ihm doch eine treffliche Entschuldigung abgegeben hätte, daß Tetzel den Anfang mit dem Verbrennen gemacht hätte. Erst der sehr unzuverlässige Myconius, (1715 von Cyprian edirt), weiß überhaupt etwas von Feuern, die Tetzel angewendet habe; aber bei ihm sind es Schreckfeuer, die Tetzel zur Warnung anzündete; aus diesen Schreckfeuern haben die Späteren dann die Verbrennung der Thesen Luthers gemacht. Vogel läßt den Tetzel sogar in Jüterbogk Luthers „Sermon“ verbrennen, (der damals noch nicht erschienen war) und Hofmann endlich weiß sogar (wohl durch unmittelbare Inspiration), daß Tetzel Luthers Thesen und den Sermon in Jüterbogk und nochmal in Frankfurt verbrannt hat. (Vergl. Gröne S. 122 ff.) — „Aber“, wird man einwenden, „es sagen doch auch katholische Zeitgenossen dem Tetzel Böses nach!“ Allerdings, wenigstens zwei, nämlich Miltitz und der Bürgermeister M. Hasse von Görlitz, die wir deshalb auch näher besprechen wollen.

„Karl von Miltitz, päpstlicher Kammerherr, suchte Luther durch niedere Schmeichelei und Kriecherei zu gewinnen, er knüpfte, ohne sich an den Cardinal Cajetan zu wenden, mit dem geheimen Rath Friedrich's, Degenhard Pfeffinger, Verbindungen an und schalt wie ein Deutscher auf die Mißbräuche der Hierarchie. ... Auch Luther faßte Vertrauen zu dem geschmeidigen Hofmann ... Auch citirte Miltitz wirklich, um seinen guten Willen zu bezeugen,

den anrüchigen Tetzel nach Leipzig.“ So schildert treffend Meyers großes Conversations-Lexikon, Bd. 21., den Miltitz. Er war ein verschmitzter Diplomat, dem jedes Mittel recht war, um zum Ziele zu gelangen. Daß ein solcher Mann, um Luther zu gewinnen, über Tetzel schimpft und ihm vor Luther Unrecht gibt, braucht uns nicht zu wundern. Uebel urtheilen die Zeitgenossen über ihn. Adelmann schreibt über ihn: „Karl von Miltitz ist noch hier; wie doch die Zeit Alles ändert! denn wer hätte glauben sollen, daß aus diesem Erzräuber und Verfolger so plötzlich ein auserwähltes Gefäß worden wäre?“ Luther aber urtheilt über ihn: „Karl von Miltitz, ein stolzer, prächtiger Mann, verkauft sein väterliches Erb um 6000 Gülden, trachtet nach hohen Dingen, zog nach Italien . . . endlich ersoff er jemmerlich im Rhein“ (Colloq. 28.). Miltitz ertrank nämlich, indem er (wahrscheinlich 1529 nicht weit von Mainz) in der Trunkenheit aus dem Nachen fiel. Pallavicini (hist. Conc. Trid. I. c. 18) schreibt von Miltitz, daß er „sich weggeworfen“ und sich als Stellvertreter des Papstes unwürdig benommen habe, daß er „vergessen habe, auf welcher Seite er stehe und unmäßig beim Mahle und im Genuß des Weines“ gewesen und dann auf den Römischen Hof geschimpft habe. Seckendorf meldet von ihm, er sei „wohl betrunken im Rheine zu Grunde gegangen“, Covaris schreibt sogar, daß er „sich in der Trunkenheit in den Rhein gestürzt habe“, allein Cyprian will von diesem „Selbstmord“ nichts wissen, da auch Erasmus Albertus nur melde, er sei „im Mayn ersoffen“, was Albinus bestätige: „er ist im Mayn, nicht weit von Steinau (?) ertrunken und ist das cadaver in drei Monat allererst über Frankfurth gefunden und zu Meintz begraben worden, im Jahr 1529.“ (Diese Nachricht erklärt auch, warum manche melden, er sei bei Mainz ertrunken!)

Wie zweideutig sich Miltitz benahm, lehrt ein Blick in die bei Cyprian („Nützliche Uhrkunden“) abgedruckten Briefe, so daß Cyprian selbst schreibt: „Es ist übrigens aus diesen Briefen Miltizii abzunehmen, daß er vom Verderben des Papstthums gründlich unterrichtet und solches zu entschuldigen, sich nicht getrauet, ob er wohl des Papstes Brod gegessen.“ So ersehen wir z. B. (Cyprian S. 397 u. 402) aus Miltitzens Briefen, daß er dem Churfürsten von Sachsen abräth, Luther an Cajetan nach Coblentz zu senden, denn er (Miltitz) wolle nach Wittenberg

kommen und „so wollte ich mit Ew. Curff. u. fürstl. Gn. weyther davon reden, wann ich bin sunder zweiffel, die sache sol vortragen werden nach allem Willen Ew. Curf. u. fürstl. Gn.“ ja (S. 409) er verspricht sogar, daß er sicher günstiger über Luther richten werde, als irgend jemand, dafür folgt dann aber auch (S. 414 ff.) ein ordentlicher Bettelbrief, in welchem er sich für 200 fl. bedankt, die ihm der Churfürst geschenkt hat, aber meint, er habe dem Churfürst so viele Dienste gethan daß der Churfürst ihm nochmal „2 hundert gulden ferordnen (möge) zu geben, so wil ich mich wieder befleißigen sulchs umb Ew. C. gn. in aller undertänikeyt zu ferdienen“ . . . „Es hat mir och her Fabian von Faylschs angezeygt, daß Ew. C. gn. sol erfahren haben, daß ich etzlicher maßen hab hören lassen mit Excommunication und Censuren wider Dr. Martinus zu handeln, laß ich Ew. C. gn. wissen, daß ichs nihe gedacht. . . . Ew. C. gn. weyß, wy ich mit Doctor Martino in Ew. Cf. gn. zu aldenburgk Beiwesen (Gegenwart) gehandelt; deß wil ich mich halten, und ist mein demuthiges Bitten, Ew. C. Gn. wollt gnediglich ferordnen, daß Dr. Martinus gen Libenwerda in Ew. C. gn. Stadt würde kommen, so wollt ich mich mit ihm vereinigt haben vieler sachen . . . die sache soll wohl hingelegt werden ohne sunderlich nachtayl (Nachtheil) Doctors Martini!“ (Und trotzdem sagt Dr. Körner, daß Miltitz „seinem Herrn treu und mit unverdrossener Beharrlichkeit gedient“ habe!)

Bald nach diesem wirklich schändlichen Bettelbrief, in dem Miltitz offen durchblicken läßt, daß er gegen Bezahlung von 200 fl. die Sache Luthers fördern resp. günstig besorgen wolle, findet sich schon wieder ein neuer Bettelbrief, in dem er sich für je 100 fl. auf 3 Jahre bedankt und zugleich bettelt, der Churfürst möge ihm diese 100 fl. jährlich auf Lebenszeit bewilligen (S. 427 ff.). Dann folgt (S. 433 ff.) wieder ein Bettelbrief für sich und andere in Rom, denen er etwas mitbringen müsse, damit sie ihn beim Papst beschützten gegen die Anklagen des Dr. Eck! Daß endlich Miltitz ganz auf Luthers Seite steht, zeigt der Brief auf S. 449, der, wie gewöhnlich (vgl. z. B. noch S. 524) wieder mit einer Bettelei schließt! Und auf das Zeugniß eines solchen Mannes hin sollte man den Tetzel verurtheilen? Auf das Zeugniß eines Verräthers an der eigenen Sache, das noch zudem an denjenigen gerichtet ist, dessen

Gnade er durch Begünstigung Luthers gewinnen will (an den Rath des Churfürsten von Sachsen)! Das ist von den Katholiken der Hauptzeuge gegen Tetzel!

Der Andere, M. Hasse, wie es scheint, ein unbescholtener Mann, erzählt verschiedene Uebertreibungen von Tetzel, sagt aber dann: „und der torstigen (trotzig) und unzweiffelich unchristlichen Worte und Meynung überaus viel, wie die sagen, die ihn mehr, denn ich, gehört haben.“ Daraus geht klar heraus, daß Hasse den Tetzel zwar selbst gehört, aber dabei nichts Anstößiges vernommen hat, während er das Nachtheilige nur nach der Erzählung anderer Leute wiedergibt, deren Glaubwürdigkeit uns durchaus nicht verbürgt ist.

Prüfen wir nun die über Tetzel erzählten Schwänke, so finden wir, daß ein großer Theil offenbar Anekdoten sind, die schon lange vor Tetzel cursirten, und wie ein altes, abgeschliffenes Geldstück das Bild dessen, auf den sie ursprünglich gemünzt waren, nicht mehr erkennen lassen. Wie also noch heute ein jeder, der eine medizinische Anekdote erzählen will, gewöhnlich anfängt: „Als einst der Doktor Eisenbart“.. u. s. w., wie bei Jagdabenteuern der Freiherr von Münchhausen, bei militärischen Anekdoten der „alte Fritz“ herhalten muß, wie alle Schelmenstreiche von Tyll Eulenspiegel, alle Räubergeschichten von Rinaldo Rinaldini ausgehen, wie alle dummen Streiche zu Schildburg oder zu Abdera passiren, so ist Tetzel im Laufe der Zeit durch die protestantischen Scherze zum Vertreter aller Ablaßschwänke gemacht worden. Ja, man erzählte nicht nur neu erfundene Scherze von ihm, sondern selbst die alten, Jahrhunderte lang vor ihm gebräuchlichen Schwänke mußten unter seinem Namen wieder aufs neue wandern. So sind einige von seinen vorgeblichen Streichen, besonders die von seinem Muthwillen (St. Juvenalis, der neue Heilige; Ehebrecher sind vom Opfergange ausgeschlossen; Reliquien werden leicht fabricirt ꝛc.), fast wörtlich aus dem „Pfaff Amis“, aus Boccaccio's Decameron (6,10) u. a. mittelalterlichen Volkserzählungen auf Tetzel übertragen, worauf schon der protestantische Pfarrer Seidemann in seinen „Erläuterungen zur Ref.-Gesch.“ (S. 1) aufmerksam machte.*) So prellt der „Pfaffe Amis“ eine

*) Dr. Körner, der Seidemann oft citirt, verschweigt wieder gänzlich, was er doch aus demselben wissen mußte, daß diese Schwänke zum Theil älter als Tetzel und deshalb offenbar Fabeln sind!

Bäuerin um einen gebratenen Hahn, liest dann, nachdem er ihn verzehrt hat, bei dreißig Lichtern, die er um sich stellt, herrlich die Messe und ertheilt solchen Ablaß, daß alle Sünden, „die gethan waren und noch gethan werden sollen und wollen, für das ganze Leben" vergeben werden. Für eine zu erbauende Kirche sammelt Amis Geld, will aber keinen Pfennig von ungetreuen Weibern nehmen; natürlich geben alle doppelt und dreifach, um nicht für ungetreu zu gelten. (Lindemann, Lit.-Gesch.) Solche Schwänke, die heute wohl kein Verständiger mehr im Ernste als Beweis gegen Tetzel vorbringen wird, bedürfen daher keiner andern Widerlegung, als des Nachweises ihres Ursprungs.

Anders dagegen ist es mit jenen Nachreden über Tetzel, die bestimmte Thatsachen von ihm behaupten. Hier liegen keine Wander-Anekdoten, sondern Entstellungen und Mißverständnisse vor. So verhält es sich z. B. mit den Jahrmärkten und Belustigungen, die Tetzel veranstaltet haben soll, um die Leute anzulocken, gerade umgekehrt, als wie es dargestellt wird. Nicht Tetzel veranstaltete als Appendix zu seinen Predigten solche Lustbarkeiten, sondern er predigte meist an hohen Festen, wo viele Leute zusammenkamen, und wo, wie noch jetzt auf dem Lande, vielfach die Verkäufer dann auch ihre Zelte aufschlugen und allerlei Lustbarkeiten veranstaltet wurden. Daß Tetzel solche veranstaltet habe, ist natürlich erst Erfindung des 19 Jahrhunderts.

Hinsichtlich der angeblichen Verkündigung des Ablasses ohne Beicht und Reue ist eine ernstere Prüfung nöthig, da dieser Vorwurf einer der gewöhnlichsten und wichtigsten ist. Die Anschuldigung, daß die katholische Kirche selbst Ablaß ohne Beicht und Reue ertheilt habe, wird durch jeden Ablaßbrief und durch hunderte von Zeugnissen aus dem 16. Jahrhundert so schlagend widerlegt, daß man jetzt gewöhnlich eingesteht, daß die Kirche allerdings wahre Reue und Beicht verlangt habe. So führt Vogel (S. 97 ff.) selbst vier Ablaßbriefe aus den Jahren 1489 und 1500 an, die sämmtlich dieselbe Bedingung enthalten: „omnibus et singulis Christi fidelibus vere poenitentibus et confessis . . . dies de injunctis poenitentiis relaxamus." („allen Christen, die wahre Reue haben und beichten . . . erlassen wir . . . Tage von den auferlegten Bußen.") Allein, wendet man jetzt meist ein, die Ablaßprediger, und besonders Tetzel, hätten aus sich, gegen den Willen der Kirche Ablaß ohne Reue verkündet. Mögen immerhin

manche Mißbräuche mit Ablaßpredigten vorgekommen sein, — wofür selbst die Klagen der Bischöfe und Päpste sprechen — so hat doch Tetzel gewiß nicht so gehandelt; denn er lehrt in seinen 106 Antithesen: „Wer seine Sünden wahrhaft bereut und gebeichtet und vorgeschriebener Maßen vollkommnen Ablaß erlangt hat, darf seines Heils sicher sein.“ (60.) „Diejenigen, welche in öffentlichen Thesen setzen, die Ablaßprediger bedienten sich vor dem Volke leichtfertiger und übermüthiger Worte und verwendeten mehr Zeit auf die Erklärung ihrer Ablässe, als auf die Auslegung des Evangelium, ohne sie selbst gehört zu haben, geben von Andern gehörte Lügen und erdichtete Dinge für Wahrheit aus, sind schnell- und leichtgläubig und in gefährlichem Irrthum befangen.“ (102.) — Noch klarer setzt Tetzel die kirchliche Lehre auseinander in seiner Widerlegung von Luther's Sermon: „Im hl. Concilium zu Costnitz ist auf's Neue beschlossen worden, wer Ablaß verdienen will, der muß zu der Reue nach Ordnung der hl. Kirche gebeichtet haben oder sich vorsetzen (d. h. sich vornehmen), es noch zu thun. Solches bringen auch mit gemeinlich alle päpstlichen Ablaßbullen und Briefe.“ — „Denn die Ablaß verdienen, sind in wahrhaftiger Reue und Gottesliebe, die sie nicht faul und träge lassen bleiben, sondern sie entzünden, Gott zu dienen und zu thun große Werke ihm zu Ehren. Denn es ist am Tage, daß christliche, gottesfürchtige, fromme Leute und nicht lose, faule Menschen mit großer Begier Ablaß verdienen.“ — „Denn aller Ablaß wird erstlich gegeben von wegen der Ehre Gottes. Derhalben, wer ein Almos gibt um Ablaßwillen, der gibt es vornehmlich um Gotteswillen, angesehen (abgesehen davon), daß keiner Ablaß verdient, er sei denn in wahrhaftiger Reue und in der Liebe Gottes, und wer aus der Liebe Gottes gute Werke thut, der ordnet sie zu Gott in seinem Leben.“

In einer Predigtskizze Tetzel's heißt es: „Wisse, daß jeder, der gebeichtet und, merke es wohl, reumüthig Almosen in die Büchse gelegt hat nach dem Rathe seines Beichtvaters, daß der vollkommene Verzeihung seiner Sünden haben wird. Hat er die Beichte und das Jubiläum durch den täglichen Besuch des Kreuzes und der Altäre gehalten, so wird er dieselben Ablässe erlangen, als wenn er die sieben Altäre des hl. Petrus besuchte, an denen vollkommner Ablaß gegeben wird.“ „Ihr könnt jetzt

Beichtväter haben, durch deren Gewalt ihr im Leben und in der Todesnoth, selbst in den Reservatfällen, so oft ihr wollt, vollkommne Verzeihung der Strafen, die ihr für eure Sünden verdient habt, erlangen könnt." „Denn nicht durch die Werke der Gerechtigkeit, die wir thuen, hat Gott uns erlöset, sondern durch seine hl. Barmherzigkeit. Es ist darum nöthig, die Rüstung des Herrn anzulegen! Nehmet den Geleitsbrief, den der Stellvertreter unsers Herrn Jesu Christi anbietet; er vermittelt die Befreiung der Seele aus den Händen der Feinde und führt sie mittelst Reue und Beicht sicher und froh, ohne im Reinigungsorte Strafe zu leiden, zu den seligen Reichen. Sie mögen es wissen, daß in den Brief alle Früchte des Leidens Jesu Christi eingeprägt und eingegraben sind, sich dort entfalten, sie mögen erwägen, daß der Mensch jede Todsünde auch noch nach der Reue und Buße 7 Jahre hindurch, sei es in diesem Leben, oder im Reinigungsorte büßen müsse. Wie viele Todsünden werden aber nun an einem Tage begangen, wie viele in einer Woche, wie viele in einem Monat, wie viele in einem Jahre, wie viele in der ganzen Lebenszeit! Sie werden fast unendlich und ziehen eine unendliche Strafe in der Feuerpein des Reinigungsortes nach sich. Und mit diesem Beichtbriefe könnt ihr einmal im Leben in allen, ausgenommen in den, von dem apostolischen Stuhle vorbehaltenen Reservat-Fällen, vollkommene Nachlassung aller bis dahin schuldigen Strafen erhalten. Eine ähnliche Befreiung erhaltet ihr in allen dem Papst sonst nicht aufbehaltenen Fällen, wenn ihr sie nur beichten wollt!"

In der erzbischöflichen Instruction für die Untercommissare aber heißt es: „Auch sollen sie Niemand ohne alle Gnade von sich entlassen, da hier nicht weniger die Seligkeit der Christgläubigen als der Nutzen des Baues gesucht wird. Diejenigen nämlich, welche kein Geld haben, sollen ihren Geldbeitrag durch Gebet und Fasten ersetzen; denn das Himmelreich soll den Reichen nicht mehr als den Armen offen stehn." In der Instruction ist selbst auf alle Lebens- und Familienverhältnisse auf die umsichtigste Weise Rücksicht genommen. „Und obgleich eine Ehefrau über die Güter ihres Mannes gegen seinen Willen nicht disponiren kann, so wird sie doch von ihren Dotal- oder Paraphernal-Gütern, oder von solchen, die ihr sonst auf eine rechtmäßige Art zukommen, wider den Willen ihres Mannes beisteuern können.

Wo sie aber selbst nichts besitzt, oder von ihrem Manne daran gehindert wird, da soll sie die Einlage mit Gebet ersetzen; dieses wollen wir auch von den Söhnen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, verstanden wissen ... Ist ihnen kein Weg gelassen, sich einen Beitrag zu verschaffen, so können sie mit Gebet und Bitten sowohl für sich als für die Verstorbenen die genannten Gnadenschätze erlangen."

Mit dem Vorwurf, daß Tetzel Ablaß aller Sünden ohne Beicht und Reue ertheilt habe, hängen auch jene berühmten „Sündentaxen" zusammen, von denen Vogel schreibt: „Mir ist vor wenigen Wochen (1717!) von einem Liebhaber der Antiquität Tetzels Buß-Tax-Ordnung zugeschickt worden." Danach ließ sich Tetzel bezahlen: „Für Todtschlag 30 Tournois, macht 7 Ducaten und 6 Carolin; für Vater-, Mutter-, Bruder-, Schwester-Mord 4 Tournois oder 1 Ducaten und 6 Carolin; für Kirchendiebstahl, Raub, Diebstahl, Meineid 36 Tournois oder 9 Ducaten." rc. rc. (Vogel S. 202). Welche Unwissenheit oder Bosheit gehört dazu, um ein solches Machwerk vorzubringen, in dem der einfache Todtschlag sieben und ein halb mal höher angesetzt ist, als Vater- oder Muttermord, und der Diebstahl sogar für neunmal schlimmer als Elternmord taxirt ist und auf einer Stufe mit Meineid steht!

Aber die Fälschung zeigt sich auch ebenso sicher darin, daß die Taxen in fremdem, damals in Deutschland wenig oder gar nicht gebräuchlichem Gelde berechnet sind; ja zum Ueberfluß hat der Fälscher sogar die Berechnung falsch gemacht und einmal 6 Tournois = 2 Ducaten, das anderemal 36 Tournois = 9 Ducaten und schließlich gar 90 Tournois = 12 Ducaten und 9 Carolin gerechnet. Fast möchte man glauben, ein Schalk habe den „Diener am Worte Gottes zu Panitzsch" zum Narren gehalten und versucht, bis zu welchem Unsinn sich sein blinder Fanatismus führen lasse! — Und über solche „Sündentaxen" deklamirt Vogel voll sittlicher Entrüstung und mit „Betrübniß des Herzens", und ihm schmieren sie Alle gedankenlos nach. Herr Pfarrer Körner aber verschweigt diese Fälschung wieder ganz!

Das sind die Vorwürfe, mit denen man sich herumschlagen, und die man widerlegen muß! Allerdings ist man nicht immer so glücklich, die Lüge gleich so handgreiflich fassen zu können.

Aehnlich wie mit den Sündentaxen Tetzels verhält es sich mit Tetzels sittenlosem Leben, worüber ebenfalls bei denselben Leuten, die ihm solchen Schmutz andichten, tiefe sittliche Entrüstung herrscht. Daß die ganze Geschichte von Tetzels Ehebruch in Innsbruck rein erfunden ist, beweisen viele Gründe: weder Luther, noch irgend ein Zeitgenosse haben jemals dem Tetzel bei Lebzeiten diesen Vorwurf gemacht, mit dem sie ihn ja sogleich hätten völlig niederschmettern können. Und Luther, der doch sicherlich nicht prüde war, hätte das gewiß nicht unterlassen!

Erst allmählich kommt die Geschichte auf; Luther, der so lange Tetzel lebte, Nichts davon sagte — wir wollen zu seiner Ehre annehmen, weil er nie eine Silbe davon gehört hatte — „läßt (erst 1541) unbestimmt einen harten Verstoß gegen die keusche Sitte ahnen" (wie zart!), bis der „ehrwürdige Mathesius" die Verleumdung „bestimmt und geradeheraus" erzählt. Dann wird statt der Andeutung die „bestimmte" Geschichte auch in Luthers Werke eingeschoben und schließlich immer mehr detailirt. Man weiß sogar, daß er in Leipzig in dem am Grimmaschen Thor befindlichen, 1834 abgebrochenen Thurm gefangen gesessen hat und nach seiner Entlassung aus demselben (dem „Tetzelthurm") hat er sogleich die Ablaßpredigt begonnen. Es ist aber doch klar, daß man nicht so dumm sein konnte, einen Mann mit Ablaßpredigt zu beauftragen, der, öffentlich zum Tode verurtheilt, mehrere Jahre im Gefängniß gesessen hatte und eben glücklich aus Gnade daraus entlassen war. Und gar in Leipzig, dem Orte seiner Haft, soll er sofort mit ungeheurem Erfolg gepredigt haben, er, der gerade aus dem Zuchthaus kam!

Das würde aber unsere Gegner vielleicht noch nicht überzeugen, die Sage vom „Tetzelthurm" aufzugeben, wenn nicht — jener Thurm erst 1577, also fast 60 Jahre nach Tetzels Tod erbaut worden wäre! Das ist doch hoffentlich auch den Freunden des „Tetzelthurmes" einleuchtend, daß Tetzel nicht in einem Thurm gesessen haben kann, der erst 58 Jahre nach seinem Tod erbaut ist! Der sicherste Beweis, daß wir es hier wieder mit einem Schwank zu thun haben, (der ähnlich auch im Pfaffen Amis und bei Boccaccio vorkommt), ist endlich die Chronologie und der Umstand, daß Tetzel überhaupt nie in Innsbruck gewesen ist. Dies fällt selbst Vogel auf, der an der Wahrheit der ganzen Geschichte zweifelt, — bei

Vogel gewiß viel! — und darüber schreibt: „Daß es in Tetzels Jugend nicht geschehen können, erhellt daraus, daß Maximilianus I. erst 1493 Kayser worden ... Die beste Meynung ist, daß es geschehen, kurtz ehe er nach Rom gegangen. Ich bin der gäntzlichen Meynung, **wenn es je geschehen sein sollte,***) daß es 1512 bis 1514 vorgegangen, **denn** zu der Zeit vermißte man Tetzeln in Sächsischen und Brandenburgischen Landen.

Nun kommen wir zu einem der schönsten und beliebtesten Tetzelschwänke: zur Rittergeschichte. Es streiten sich um den Ort, wo sie passirt sein soll, mehr Städte, als über die Geburtsstätte Homers. Daß das Ganze aber nur ein Schwank ist, der aus dem Pfaffen Amis auf Tetzel übertragen ist, beweist schon die Unsicherheit des Ortes, den jeder Erzähler anders angibt, und manche gar nicht dabei nennen. Von dieser Ritteraffaire soll auch noch der Ablaßkasten in Jüterbogk stammen, den der Ritter dem Tetzel abgenommen habe. Solcher Kasten zeigt man ein halbes Dutzend, sie haben aber mit Tetzel Nichts zu schaffen, sondern sind nur die alten Opferkasten, in welche die frommen Gläubigen ihre Gaben für die Armen warfen. Daß Tetzels Kasten die Aufschrift getragen:

„Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die Seel' aus dem Fegfeuer springt",

darf natürlich zur Ausschmückung nicht fehlen. Zum Ueberfluß hat Tetzel in seiner 56. Antithese den Vorwurf Luthers ausdrücklich widerlegt, indem er sagt: „Ist eine Seele gereinigt, so schwingt sie sich, ohne durch etwas gehindert zu sein, zur Anschauung Gottes empor, und wer sagt, dies könne nicht eher geschehen, als bis der Groschen auf dem Boden des Kastens klinge, irrt."

Für viele Vorwürfe, z. B. daß Tetzel seine Ablässe marktschreierisch vertrieben, daß er auf der Kanzel getobt, geschimpft, gegen Luther geflucht und Luthers Schriften verbrannt habe, und so manche andere Anschuldigungen, wird aber als Beweis gar nichts Anderes als die Nachricht vom Hörensagen angeführt. **Wie leichtsinnig** das oft geschieht, dafür ein Beleg. Fürst Georg von Anhalt will in seiner Jugend den Subkommissar Tetzels, Bartholomäus, zu Dessau haben sagen hören, er sehe von dem

*) Dr. Körner verschweigt natürlich wieder diesen ihm sehr unbequemen Zweifel Vogels.

mit dem päpstlichen Wappen versehenen Ablaßkreuze das Blut Christi mild herabfließen; eine solche Gnade habe sich seit dem Leiden Christi nicht mehr ereignet. (S. Georgs Vorrede zu der Predigt vom falschen Propheten S. 48.) Protestantische Schriftsteller, wie Marheinecke, Hofmann 2c., haben sich mit besonderm Behagen dieses fürstlichen Zeugnisses gegen Tetzel und den Ablaß bemächtigt. Wir wollen es näher beleuchten. Der Fürst Georg wurde 1507 geboren und konnte demnach, als er dies gehört haben will, etwa kurz vor dem Ausbruche des Ablaßstreites, höchstens zehn bis elf Jahre alt sein. Und auf solches Kindergeschwätz hin wirft man ohne Bedenken ernsten Männern den schändlichsten Betrug vor!

Fassen wir nun ins Auge, was positiv für Tetzel spricht, so sind dies zuerst seine eigenen Werke. Sowohl die 106 Antithesen gegen Luthers 95 Thesen, wie die Widerlegung von Luthers Sermon von Ablaß und Gnade und die fünfzig Thesen gegen Luther enthalten die katholische Lehre vom Ablaß so klar und schön, daß wir sie wirklich bewundern müssen, wenn wir bedenken, daß sie lange vor den Definitionen des Konzils von Trient verfaßt sind. Hätte aber Tetzel anders gepredigt, als er schriftlich lehrte, so hätten Luther und seine anderen Gegner ja nur zu sagen brauchen: „Ja, diese Lehre vom Ablaß nehme ich auch an; aber so hast du nicht gelehrt". — Aber gerade das Gegentheil geschah. Diese durchaus korrekten Lehren Tetzels, die wir doch selbst beurtheilen können, greift Luther wüthend an und nennt sie „einen auffallenden Beweis und Herold seiner Unwissenheit", und Vogel, Tetzels Biograph, ruft entsetzt aus: „Wie sündlich, gotteslästerlich und verwerflich diese Lehrsätze seyn, kann auch ein einfältiger Lutheraner gar leicht urtheilen." Tentzel aber hat in seiner Reformationsgeschichte darüber geschrieben: „Diese Tetzelische Lehrsätze sind sehr grob und liederlich, es wird darin der Tand vom Ablaß auf's heftigste verantwortet." — Da haben wir also den Maßstab dafür, was die Herren vom reinen Evangelium „sündlich, gotteslästerlich, grob und liederlich" nennen, nämlich: die katholische Lehre vom Ablaß, und nun können wir klar sehen, warum der arme Tetzel „gotteslästerlich, liederlich" u. s. w. gepredigt haben muß: einfach deßhalb, weil er die katholische Lehre vom Ablaß vortrug, die allerdings zur lutherischen Rechtfertigungslehre durchaus nicht paßt!

Merkwürdig ist, daß selbst Vogel den Ursprung des Ablasses ganz vernünftig schildert nnd nur annimmt, daß man später Mißbrauch damit getrieben habe. Er schreibt nämlich: „Soviel anfänglich den Ursprung betrifft, so war in den ersten Kirchen der Gebrauch, daß demjenigen, so gefallen war, denen Götzen geopffert, oder andere große und schwere Sünden begangen hatte, von seinem Beichtvater bei der Absolution eine besondere Busse oder Strafe zu leiden aufferleget wurde, zum Exempel, eine bestimmte Anzahl Pater noster und Ave Maria nach dem Rosencrantze zu beten, oder nach ihrem Vermögen zum Bau und Unterhaltung derer geistlichen Gebäude etwas zu stifften, oder ein Almosen zu geben, sonderbare (besondere) Fast-Tage zu halten, nach Rom und andern angewiesenen Orten zu reisen und Wallfahrten zu halten, barfuß zu gehen, sich zu geisseln, und auf andere Art und Weise seinem Leibe wehe zu thun. Ueber solche Satisfactiones canonicas oder Kirchen-Bussen wurde nach der Zeit so scharff gehalten, daß man unterweilen bey denen Gefallenen entweder die Desperation, oder den Uebergang zu denen Ungläubigen befahren muste; hierzu kam auch, daß die grossen Herren und Gewaltigen solcher strengen und harten Zucht nicht mehr so willig, als vormals sich unterwerffen wolten. Dahero ward der Ablaß oder die Erlassung solcher Straffen als ein Temperamentum und Mittel erfunden, doch geschahe solcher Ablaß ohne Geld und umsonst, nach unsers Heylandes Verordnung: „Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebts auch!“ Wenns hoch kam, so hieß es „um die Vorbitte der Märtyrer willen.“ Die katholische Kirche lehrt bekanntlich vom Ablaß: er ist „eine von der Kirche außerhalb des Bußsakraments ertheilte Nachlassung derjenigen zeitlichen Sündenstrafen, die wir, nach bereits vergebener Sünde, entweder hier auf Erden, oder im Fegfeuer noch abbüßen sollten“, was wir für nichtkatholische Leser zufügen.

Positiv sprechen ferner für Tetzel zwei Urkunden, die Seidemann in seinen „Erläuterungen zur Reformations-Geschichte durch bisher unbekannte Urkunden“ zuerst ans Licht gebracht hat.

Die erste derselben vom 12. Dezember 1517 lautet: Wir Rathmann, Meistern und Geschickten aus Innungen und Gemeinheit zusammt den geschwornen Schoppen des Gerichts uffn Berge vor dem Rolande, auch Graun und Bormeister im Thale der Stadt Halle in Sachsen, Thun allermänniglichen, den dieser unser

offner Brief vorkommt, zu wissen, daß der würdige und andächtige Herr Johann Tezell, der heil. Schrift Baccalaureus ꝛc. uff heuten Dato uff unserm Rathhause, da wir uff seiner Würde an uns, dem Rathe gethane Bete (Bitte) versammelt gewest, vor uns erschienen ist und hat vorgetragen, wie er bezüchtigt und bei vielen tapfern, mächtigen Leuten und Personen angegeben und beredt wäre, daß er der Gnaden Vermögen und Gewalt dieselbige zu vorständigen, hochbeschwerlichen unzuchtiges und fast unehrlichen bei uns vergleicht solle haben, welche Vergleichungen zu Mißbittunge (Mißachtung) der Mutter Maria, alle Zeit Jungfrau reichte." — „Derwegen er bedacht, seine Unschuld zu seiner Nothdurft auszuführen, darauf gebeten, daß wir Unterrede und Gespräche haben und halten wollten oben berührter Rede halben, und was wir uns sammt und in sonderheit hirin mogten erinnern und befinden geschehn oder nicht, seiner Würde deß (darüber) wahrhaftige Kundschaft mit unser jegliches Amtssecret oder Siegel zu geben lassen; solcher Bete nach haben wir an fünf Theilen, als Rathmann, Meistern, Geschickten, geschwornen Schoppen, vor dem Rolande, Salzgraun und Obernbormeistern im Thale uns unterschiedlich beredt und in allen fünf Gesprächen einträchtig vor unser Person uff unser igliches (jegliches) Erinnern einmüthig befunden und bekennen, daß wir solche unschickliche Reden und Hohnsprache von oben bemeld'ten würdigen Herrn untersatzten gemeinen Commissärien bei uns noch sunst nicht haben hören, reden oder predigen, auch keiner von uns davon rede, daß solche mißbittliche (unpassende) Rede von seiner Würde geschehn sein sollte, von andern Leuten nicht gehort. Dieselbige seine Würde wir auch solche Rede halben, wie obsteht, vor unsern Personen unschuldig halten, mit besundern Fleiß bittende, ein Iglicher wolle seine Würde, das auch alle unschuldig wissen: das zur Bekenntniß und Steuer der Wahrheit haben wir obengenannte Rathmann, Meister und Geschickten unser Stadtsecret und wir beschworene Schoppen unser Ingesiegel und ich Hanz Zoch, Salzgreue, mein Insiegel, das wir, die Oberbormeistern hierzu mitgebrauchen vor uns und unsern Personen, unten an diesen unsern offenen Brief wissentlichen lassen hängen."

Das zweite Zeugniß vom 14. December 1517 beginnt nach der gewöhnlichen Eingangsformel mit der Erzählung, daß der Unterzeichnete, Johannes Pals, geistlicher Rechte Doctor, Propst

des Klosters zum Nauenwerk, ord. sti. Augustini (also Ordensgenosse Luthers), Archidiacon, von Dr. Tetzel unterrichtet worden sei, daß er von Vielen Böses nachgesagt bekomme, als ob er unehrerbietig, „mit unschicklichen und unerzogenen Worten“ von Maria gepredigt habe. „Dieweil dann solche angezeigte Bezüchtigungen zu großer Schwäche und Mißbittunge der Himmels-Königin Maria, Aergerniß und Verletzunge, milden Ohren und auch Verkleinerung ehegedachtes Ehren-Johannes Tetzels reichet, und wo die Wahrheit nicht entdeckt, solchen Gnaden unvorwindlichen Schaden gebäret, haben wir uns, als dieses erzordentlichen Richter in Erfahrung der Wahrheit zu kommen befliessen und auf heute alle und jegliche Beichtväter und Pönitentiaro's solcher Gnaden in der Stadt Halle uff unser Lieben-Frauen-Kirchen-Pfarrhof zusammen fordern und vorbitten lassen: als nämlich die würdigen, hochgelahrten Geistlichen und ehrenhaftigen Herrn“ (folgen 34 Namen von Geistlichen) — „und sie, und einem Jeglichen von ihnen insonderheit uff's höchst und fleißigst vormahnet, uns die Wahrheit uff' genannten Artikel zu berichten, doruff sie und ein Jeglicher öffentlich gesaget, daß sie angezeigte unschickliche Worte oder dergl. von oben genannten Ehren Johann Thezel in oder außerhalben seiner Predigten noch kein Gerücht oder Sage dorvon bis uff diese Stunde nicht gehöret, und haltens davor, daß er solches Geruchts, wo sich das irgends ereignet hätte, unschuldig. Des zu Urkunde und Bekenntnuß haben wir diesen unsern offen Brief mit unserm unten anhangenden Propstei-Insiegel sammt unsers hier unten geschriebenen Notarien-Unterschrift, wissentlich befestigen thun lassen.“ Dieses Zeugniß hat noch ganz besonderen Werth durch den Umstand, daß derselbe Dr. Pals einige Jahre später aus dem Orden austrat und protestantisch wurde. (Vgl. Seidemann, S. 3, Anmerkung.)

Angesichts solcher Dokumente fallen weder die Klatschereien des Volkes, noch die Verdächtigungen seiner Feinde irgendwie in die Wagschale, denn die Volksmassen bleiben sich zu allen Zeiten gleich. Welchen Unsinn muß man oft noch jetzt, in unserer „gebildeten und aufgeklärten Zeit“ hören, wenn Leute aus dem Volk erzählen, was der Prediger gesagt habe! Und gar nach einer außerordentlichen Volksmission, nach Jubiläumspredigten u. a. ungewöhnlichen Anlässen, werden oft die heitersten Mißverständ-

nisse kund. Und wenn dies schon ohne böse Absicht so leicht wegen der Schwerfälligkeit der Auffassung noch jetzt geschieht, wie wenig Werth kann dann ein verständiger Mann auf solche Schwätzereien legen, die zu einer Zeit entstanden sind, die, ohnehin des Spottes voll, auf die Ablaßpredigt das reichste Maß ihrer Satire ergoß, während dem Angegriffenen fast alle jetzt vorhandenen Mittel der Abwehr fehlten. Nur nebenbei wollen wir darauf aufmerksam machen, wie parteiisch Dr. Körner seine Arbeit färbt, wenn er S. 87 f. an diese Dokumente, (von denen zusammen er wohlweislich nur c. 14 Zeilen wörtlich mittheilt, und von diesen nehmen die ganz unwichtigen Titel Tetzels 7 Zeilen ein, während nur 3 Zeilen überhaupt den Gegenstand berühren, — eine herrliche Illustration zum Wahlspruch „Wahrheit und Liebe!") ganz frischweg, natürlich ohne alle Beweise, die Behauptung knüpft: „Hat Tetzel sie (die bestrittenen Aeußerungen) in Halle nicht gesprochen, so hat er sie oder Aehnliches in Zerbst oder in Jüterbogk und anderwärts gesprochen." Geradezu eine Ironie auf ehrliche geschichtliche Darstellung aber ist es, wenn er absichtlich verschweigt und bei einem so wichtigen Dokumente die entscheidenden Worte ausläßt, daß die genannten Zeugen 1) weder „in- oder außerhalben seiner Predigt" Tetzel so haben reden hören, ja daß sie sich 2) ausdrücklich „in Erfahrung der Wahrheit zu kommen beflissen (also doch auch sonst erkundigt) haben, und daß sie trotzdem 3) „bis uff diese Stunde" von dem ganzen Geschwätz nicht einmal ein „Gerücht oder Sage gehöret", ja daß sie überhaupt, 4) selbst „wo sich das (Gerücht) irgends ereignet hätte", „halten sie davor, daß er solches Gerüchtes unschuldig." Dazu muß man noch berücksichtigen, daß ausdrücklich „alle und jegliche" Beichtväter „in der Stadt Halle" zugezogen waren, die doch gewiß nicht zufällig alle Freunde Tetzels waren. Daß diese alle, die doch seine Wirksamkeit, seine Predigt kannten, ihn geradezu für unfähig einer solchen Aeußerung erklären, ist ein so eklatantes Zeugniß für Tetzel, wie es nicht schlagender gedacht werden kann.

Es ist auch undenkbar, ja geradezu unmöglich, daß ein so unbescholtener und hochherziger Fürst wie der junge Herzog von Sachsen in so inniger Freundschaft mit Tetzel gestanden hätte, wenn dieser ein elender Heuchler und Betrüger gewesen wäre.

Ebenso unmöglich wäre Tetzels wirklich großartige Wirksam-

keit, der ungemeine Erfolg und die Gewalt gewesen, die er über die Herzen ausgeübt; denn das kann nur der, der aus voller Ueberzeugung der Wahrheit spricht. Daß Tetzel auch nicht Schuld an der Glaubensspaltung war, hat ihm Luther selbst mit den Worten geschrieben: „Er solle sich keinen Kummer machen, denn die Sach' sei von seinetwegen nit angefangen, sondern habe das Kind viel einen andern Vater.“ (de Wette I. 336.)

Ein schönes amtliches Zeugniß hat dem Tetzel ferner sein Provinzial Hermann Rab ausgestellt; es allein genügt schon, um den Haß gegen Tetzel zu erklären und die Anschuldigungen zu entkräften. Es ist vom 3. Januar 1519 datirt, an Miltitz gerichtet und lautet: „Ehrwürdiger Vater in Christus und Herr. Ich freue mich sehr, daß mir Eure Herrlichkeit erlauben an Sie zu schreiben. Ich hatte gehofft mich in freundschaftlichem Gespräche mit Ihnen über so großes Ungemach zu trösten, das mir in diesen Tagen überkommen ist. Möge der Herr dem Martin Luther gnädig sein, der sehr bemüht ist und war, uns unschuldig mit in seine Sache zu verwickeln, um seinen Muth etwas zu kühlen. Was er aber dem ehrwürdigen Vater, Magister Johann Tetzel, anthut und angethan hat, weil er das Ansehen des apostolischen Stuhls selbst zu seinem eignen Nachtheile vertheidigt hat und nicht zu vertheidigen abläßt, wie das seine Volksreden darthun und Alle bezeugen müssen, die ihn gehört haben, weiß Jeder, der die Appellations- und übrigen Schriften jenes Martin liest und hört. Ich wüßte in der That Niemand aufzufinden, der soviel für den Ruhm des apostolischen Stuhls gethan und gelitten hätte und noch leidet. Wenn das unser heiligster Vater wüßte, ich zweifle nicht, daß er ihn auf entsprechende Weise auszeichnen würde. **Mit welch' lügenhaften Verleumdungen er aber überschüttet wird, die man bis ins Unzählige ihm andichtet, davon hallen alle Straßenecken wider.** Dieserhalb empfehle ich denselben Ew. Ehrwürdigen und Herrlichkeit und des heiligen Stuhles Schutze, für welchen er bis zu den Banden kämpft, als den aufrichtigsten Freund und Herrn... Gegeben zu Leipzig am 3. Januar im Jahre des Heils 1519.

Bruder Hermann Rab, Provincial von Sachsen.“

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist endlich das im magdeburger Staatsarchiv befindliche, von Hennes („Albrecht von Brandenburg“) und jetzt wieder von Körner mitgetheilte Schreiben des

Erzbischofs Albrecht v. Brandenburg (vom 13. Dez. 1517) an seine Kommission zu Halle, eine Antwort auf den Bericht der letzteren über Luthers Auftreten gegen Tetzel. Bedenkt man, daß die erzbischöfliche Kommission in Halle die Predigt und das ganze Leben Tetzels aus nächster Nähe sah und kannte, und auch über Luthers Angriffe und deren Grund oder Ungrund leicht Erkundigungen einziehen konnte und das sogar pflichtmäßig mußte, so begreift man, wie sehr es zu bedauern ist, daß der Bericht dieser Kommission über Luthers Auftreten gegen Tetzel nicht mehr, weder im Original noch in Abschrift oder Entwurf zu „finden" ist. Jedenfalls sprach er sich sehr entschieden für Tetzel und gegen Luther aus, das behaupten wir nicht so ohne Beweis, sondern das ergibt sich klar und scharf aus dem Antwortschreiben des Erzbischofs, wird aber natürlich von Dr. Körner tendenziös verschwiegen, denn daß es ihm auffallen mußte, trauen wir seinem historischen Takte doch zu. Und offen gesagt! — wir glauben auch, daß es sich eben deßhalb nicht mehr „vorfindet" im magdeburger Staatsarchiv, „in welches doch die Akten der ganzen damaligen Kirchenprovinz zusammengeflossen sind" (Körner), weil es zu günstig für Tetzel war!

Doch auch die zum Glück noch erhaltene Antwort des Erzbischofs ist vom größten Werthe für die Beurtheilung Tetzels und ein glänzendes Zeugniß für seine Unbescholtenheit.

In demselben heißt es nämlich, daß durch „des berührten Mönches (Luthers) trotziges Vornehmen" (wir citiren nach Körners Mittheilung) „das arme unverständige Volk geärgert und in beschwerlichen Irrthum geführt" werde. Darum habe er (der Erzbischof) „des Mönches (Luthers) Sätze (die 95 Thesen), dessen Traktat („Sermon von Ablaß und Gnade"), und andere Schriftstücke (nach Körners Meinung die Eingabe vom 31. Okt. 1517) nicht nur den Theologen und Kanonisten seiner Universität Meinz zur Begutachtung überwiesen, sondern auch selbst mit gelehrten Männern die Sache besprochen. (Man sieht hieraus, daß Erzbischof Albrecht die „Bedeutsamkeit der Sache" sehr wohl begriff, ebenso wie der Papst, dessen energische Briefe die Hinfälligkeit der auch von Körner wieder aufgewärmten gewöhnlichen Phrase von dem „das Mönchsgezänk geringachtenden Papst" aufs klarste beweisen.) „In Folge dessen sei mit Einmüthigkeit beschlossen worden, sowohl den beigelegten, in Anwesenheit der gedachten Ge-

lehrten vorgelesenen inhibitorischen Prozeß wider jenen Mönch anzustellen, als den ganzen Handel dem Papst zuzutragen, in der Hoffnung, Se. Heiligkeit werde solche Maßregeln ergreifen, daß dem Irrsal, bei Zeiten wie es noth thue, gesteuert werde"

„Ein Auszug des Protokolls werde hiermit . . . nebst dem besiegelten Prozesse mit dem Begehren übersandt, das Alles unter Zuziehung etlicher verständiger hochgelehrter Männer mit hohem Fleiße gleichfalls in Berathung zu nehmen und sorgfältigst zu erwägen, wenn aber bei dieser Berathung befunden werde, daß der Prozeß... gut, tauglich und zweckdienlich sei, so soll derselbe dem erzbischöflichen Subkommissär Herrn Johann Tezel zugeschickt und (durch diesen?) dem fraglichen Mönch in Wittenberg zu intimirt (zugestellt) werden, damit sich der giftige Irrthum unter dem gemeinen Volke nicht weiter fortpflanze."

Diese Stelle ist schon allein für Tetzels Rechtfertigung von der größten Bedeutung, denn sie beweist 1) daß die erzbischöfliche Kommission ganz entschieden für Tetzel und gegen Luther aufgetreten war, da sich der Erzbischof, der zudem auch Luthers eigene Schriften gelesen und geprüft, so entschieden gegen den „vermessenen", „trotzigen Mönch" und seinen „giftigen Irrthum" ausspricht, weil er den Ablaß „und unseren Subkommissarius" (Tetzel) angegriffen. Albrecht hält also offenbar diese Angriffe auf Tetzel für völlig grundlos, sonst könnte er nicht 2) den Befehl ertheilen, den Prozeß gegen Luther dem Tetzel zuzuschicken, diesen also zum Mitberather zu machen. Das zeigt uns, daß Tetzel wenigstens das volle Vertrauen seiner Vorgesetzten besaß, daß diese ihn der behaupteten Schlechtigkeiten unfähig halten.

Noch ehrenvoller aber ist der folgende Passus desselben Schreibens für Tetzel; darin wird der Kommission mitgetheilt, daß der Erzbischof (nachdem er die Besoldung der dem Tetzel untergebenen Kommissarien geprüft) und auch der Papst die Ausgaben für zu hoch hielten, 2c. „eine so große Anzahl von Sub-Kommissaren allem Anscheine nach unnöthig sei und vom Negotio nicht ertragen werden könne." — Wir bemerken schon hier, daß nur die Kosten für die dem Tetzel untergebenen Kommissare, nicht Tetzels eigene Ausgaben beanstandet werden, daß also nicht Tetzels an-

geblich zu großer persönlicher Aufwand, sondern „die Besoldung eines so zahlreichen Personals“ vermindert werden soll.

„Uebrigens sei dem Erzbischof zu Ohren gekommen, daß etliche Untercommissare, in Predigten, die sie gehalten und in Gasthäusern, wo sie ihren Aufenthalt gehabt, mit ihren Reden und Thun Unschicklichkeiten sich zu Schulden gebracht, die ihnen selbst und dem hl. Negotio zum Nachtheil, zur Unehre und zu arger Nachrede gereichen.“

„Des Erzbischofs ernstlicher Befehl und Wille gehe dahin, daß die Administrationsbehörde hierüber mit dem erzbischöflichen gemeinen Subkommissar Herrn Joh. Tetzel sich ins Einvernehmen setze, um die großen Unkosten, welche die Besoldung eines so zahlreichen Personals verursache, so weit dies ohne Schaden für die Sache möglich, zu ermäßigen und zu vermindern, sowie daß derselbe die ihm unterstellten Ablaßkommissare ernstlich bedeute, sich für die Zukunft in Predigten, Worten und Werken und sonst allenthalben schicklich, züchtig, ehrenhaft und wie es ihr Stand erheische, wohl zu verhalten.“ Wenn Tetzel sich durch diese Befehle von Seite der Administration beschwert fühle, sollten sie ihm dies Schreiben zeigen, damit er sehe, daß der Erzbischof selbst es so wolle.

Diese Stelle ist für Tetzel völlig entscheidend. Nehmen wir die Sachlage: Tetzel wird von Luther wegen seiner angeblichen Mißbräuche getadelt, die erzbischöfl. Kommission referirt darüber dem Erzbischof und dieser nennt nach Untersuchung der Sache den Luther einen „vermessenen Mönch“, der „giftigen Irrthum“ aussät, läßt dem hart angegriffenen Tetzel selbst die Anklageschrift gegen seinen Feind vorlegen und befiehlt der Kommission, sich mit Tetzel „ins Einvernehmen zu setzen“, damit die Zahl der Unterkommissare vermindert werde, (soweit es Tetzel für nöthig finde) und diese selbst von Tetzel zum Guten ermahnt würden. Nur wenn der Erzbischof auch nicht eine Spur von Schuld an Tetzel wähnte, konnte er so handeln; hätte er dagegen Tetzel irgendwie für schuldig gehalten, so würde er selbstredend doch mindestens den Kommissaren im Allgemeinen (also Tetzel eingeschlossen) durch die Administratoren zu größerer Vorsicht rc. gemahnt haben. Es ist dieser Befehl, daß Tetzel die Untergebenen ermahnen soll, (während Luther ihn angegriffen) gleichsam ein Vertrauensvotum, ebenso wie die Einsicht in die Prozeßschrift

gegen Luther, die ihm gestattet wird, damit er sich selbst von den Schritten überzeugen könne, die sein Herr zu seiner Rechtfertigung thut. Endlich wird durch dieses Schreiben auch die ganze Fabelei von Tetzels Geldgewinn &c. widerlegt, da der Erzbischof, nachdem er genaue Abrechnung und Bericht über die Ausgaben erhalten und daraus ersehen hat, daß diese „weit über 300 fl." monatlich betragen, kein Wort des Tadels fällt, als ob Tetzel zu viel Geld erhielte, sondern nur befiehlt, daß wo möglich das Personal vermindert würde, nicht aber, daß der Einzelne geringeren Gehalt bekäme.

Wenn nun Dr. Körner nicht weiß, warum man Tetzel diesen Befehl des Erzbischofs vorlegen sollte, falls er sich „beschwert" fühle, und daraus Tetzels Schuld folgern will, (er macht die Ueberschrift: „Tetzels und der Subcommissarien Rektifikation!"), so können wir ihm Auskunft geben: Tetzel konnte sich sehr wohl dadurch beschwert fühlen, (wenn er noch so unschuldig, ja ein Heiliger war) daß man ihm die Zahl der Gehülfen vermindern wollte, die man ursprünglich ihm gegeben, weil dadurch natürlich die Arbeit und Last für ihn, den Mann von 60—70 Jahren, bedeutend vermehrt wurde. Die Konjektur des Hrn. Dr. Körner schwebt somit völlig in der Luft und entbehrt jeder Grundlage; im Zusammenhang mit all den Vertrauensbeweisen für Tetzel aber wird sie geradezu — absurd.

Doch eilen wir zum Schlusse unserer Darstellung: Tetzel, der, selbst nach dem Zeugniß seiner Gegner, „unermüdlich seinem Herrn und der Kirche seines Zeitalters gedient" (Körner), war noch am späten Abend seines Lebens mit Schmach und Spott überschüttet, mit den herbsten Angriffen auf seine Ehre gekränkt worden. Zudem sah er, wie dieselben Leute, die seiner persönlichen Ehre nicht schonten, auch die Kirche und den Glauben aufs heftigste befehdeten: das alles brach dem Greis das Herz.

Während die leipziger Disputation stattfand, lag Tetzel in den letzten Zügen. Er erlebte nicht mehr den traurigen Triumph, daß Luther sich offen nicht nur als Feind der „Mißbräuche", sondern als Gegner des ganzen katholischen Glaubens entlarvte, für ihn war die Zeit des Kampfes und Leidens vorbei. Wie der protestantische Augenzeuge M. Sebastian Fröschel erzählt, starb Tetzel „unter derselbigen Disputation, unter ihrem, der Mönche, Salve. Wie sie draußen in den Kirchen Salve regina, mater

misericordiae singen“, da lag er im Todeskampfe, und „als die Mönche anhuben zu singen Sub tuum praesidium confugimus, sancta Dei genitrix, („Unter deinen Schutz fliehen wir, hl. Gottesmutter“) . . . da gab er seinen Geist auf.“ (Wahrscheinlich am 7. August 1519, um 6 Uhr Abends.)

Tetzel wurde, wie das protestantische ‚Leipziger Tageblatt und Anzeiger‘ vom 29. Mai 1879 S. 3108 berichtet, „im Chore der Paulinerkirche beigesetzt, die höchste Auszeichnung, welche man ihm im Tode anthun konnte, indem die Dominikaner ihre eigentliche Begräbnißstätte auf dem Klosterkirchhofe hatten.“ Daß diese Auszeichnung das (natürlich auch von Körner wiederholte) Märchen: er habe 2000 fl. gestohlenes Ablaßgeld hinterlassen, völlig ausschließt, leuchtet ein.

Die undankbare Mitwelt hat den treuen Streiter in den ferneren Kämpfen — die nach seinem Tode erst recht entbrannten — vergessen; so ruht er nicht nur als „unbeweinter Vergessener, wie brav er gekämpft auch hat“, sondern er ward auch noch nach dem Tode fort und fort vom Hasse seiner Feinde verfolgt. Und wir sind jetzt, nachdem seine Gegner Jahrhunderte lang das Material in ihrem Sinne „aufbewahrt“ resp. „verloren“ haben, nicht mehr im Stande, Alles klarzustellen; um aber die Verleumdungen seiner Gegner zu entkräften und zu zeigen, daß alle üble Nachrede nur von Parteileuten ausgeht, dazu reichen die Mittel noch immer aus, und dazu möchten auch diese Blätter das ihrige beitragen.

„Die Schul-Aera Falk“ bietet einen historisch merkwürdigen und kritisch bedeutungsvollen Beitrag zur Schulfrage und verdient recht ernst gelesen zu werden, nicht nur von jedem Lehrer und Schulfreunde, sondern auch von jedem preußischen Minister und Volksvertreter, überhaupt von jedem, der ein Herz hat für die heilige Sache der Erziehung.

Rheinisch-Westfälische Schulzeitung v. 16. Nov. 1880.

Der Verfasser beherrscht ein sehr reiches Material und mit gewandter Feder entwirft er ein Bild von der Schul-Aera Falk. Wer den Standpunkt des Verfassers (Centrum) theilt, wird das Buch mit hoher Befriedigung lesen, wer dagegen auf einem andern Boden steht, wird aus dem Buche Manches lernen.

Preuß. Schulblatt v. 4. Jan. 1881.

Hinter dem Pseudonym E. Deutschmann verbirgt sich ein tüchtiger Schulmann. Wir müssen anerkennen, daß er frei ist von den Schlagwörtern des Ultramontanismus und daß er alles mit größter Gewissenhaftigkeit prüft. Die Lektüre dieser Broschüre ist uns eine sehr interessante gewesen &c.

Neue Pädagogische Zeitung v. 8. Jan. 1881.

Der Verfasser sucht an der Hand der Geschichte und verschiedener behördlicher Erlasse nachzuweisen, daß die Schulaufsicht mit Falk eine prinzipielle Aenderung erfahren habe und schildert uns dann den leidenschaftlichen Kampf um das Princip, wobei uns die reiche Belesenheit, der frische Stil, der die Schrift zu einer angenehmen Lektüre macht, und die ruhige Objectivität besonders angenehm berührt. Wir können die Schrift nur nachdrücklich empfehlen.

Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht VIII. Jahrg. No. 13.

Von dem Standpunkte des Verfassers aus sind die in der Inhaltsübersicht gebotenen Aufsätze so erschöpfend und man muß es zugeben, trotz des entschiedenen Standpunktes, auch dem Gegner so gerecht werdend behandelt, daß wir unser Vorurtheil abschüttelten und mit großem Interesse dem Verfasser durch die reiche Fülle der durch die Falk'schen Schulreformen hervorgerufenen Literatur folgten &c. Wir können die Schul-Aera Falk als interessanten Beitrag zur Schulgeschichte und Schulreform bestens empfehlen.

Pädagogische Zeitung v. 24. Febr. 1881.

Wie gründlich der Verfasser in der Behandlung der einzelnen Kapitel des vorliegenden 1. Heftes verfahren ist, ersehen wir aus seiner Verwerthung der Literatur, welche über die nun abgelaufene Periode der preußischen Schulgeschichte sowohl in größeren politischen Zeitungen, als in pädagogischen Fachblättern pro et contra angewachsen ist. Ja, wir erhalten dadurch „ein vollständig literarisches Bild des abgelaufenen Schulkampfes“. Was die Persönlichkeiten anbelangt, so läßt der Verfasser nach allen Seiten hin Billigkeit, Wahrheit und Gerechtigkeit in vollem Maße walten ... Diese wenigen Mittheilungen mögen einstweilen genügen, um unsere Leser zu veranlassen, mit der höchst interessanten Schrift sich selbst eingehender bekannt zu machen.

Rektor K. Widmann in dem Magazin für Pädagogik vom März 1881.

Das Sechstagewerk.

von

Dr. Constantin Gutberlet.

§ 1. Einleitung.

Die Behandlung des Hexaemeron d. h. des auf sechs Tage vertheilten biblischen Schöpfungsberichtes (Genes. 1) kann sich auf einen dreifachen Standpunkt stellen. Man kann erstens, die Göttlichkeit der heiligen Geschichte vorausgesetzt, den reinen exegetischen Zweck verfolgen, ein genaues unumstößliches Verständniß des biblischen Sechstagewerkes zu ermitteln, sei es, daß man dabei nur die dem heil. Texte immanenten hermeutischen Regeln anwendet, sei es, daß man auch die Ergebnisse der Naturforschung, welche sich mit der göttlichen Urkunde zu berühren scheinen, in Berücksichtigung zieht. Man kann aber auch zweitens ein blos apologetisches Interesse an dem Hexaemeron haben und die Glaubwürdigkeit der heil. Schrift gegen die von Seiten der Wissenschaft erhobenen Einwürfe zu vertheidigen suchen. Man kann endlich drittens in der Apologie so weit gehen, daß man aus den hierher gehörigen naturwissenschaftlichen Resultaten eine Bestätigung der biblischen Daten beizubringen sucht.

Auf welchen von diesen drei Standpunkten sollen wir uns nun in dieser Abhandlung stellen? Der letzte ist von Manchen wohl mit mehr Eifer als Besonnenheit vertreten worden, zu einer Zeit, wo die naturwissenschaftlichen Resultate noch nicht so weit ins Detail eingegangen waren, um sie, wie bereits geschieht, gegen die biblische Darstellung ins Feld zu führen. Wir behaupten keine principielle Unmöglichkeit der Bestätigung der heil. Schrift durch wissenschaftliche Forschungen: thatsächlich haben manche historische Angaben der heil. Schrift durch

die Entzifferung der Keilschriften und Hieroglyphen eine schlagende Rechtfertigung gefunden; und in ähnlicher Weise wäre es nicht undenkbar, daß die eine oder andere Angabe der Bibel wie z. B. das Stillstehen der Sonne über Gabaon, das Erscheinen des Sternes über der Krippe des Erlösers von einem fortgeschrittenen Stadium der Astronomie ihre Bestätigung und naturwissenschaftliche Deutung erhielten. Jedoch in Bezug auf das Sechstagewerk sind wir nicht gerade in der Lage, aus der Paläontologie oder Geogonie eine Bestätigung des biblischen Berichtes wenigstens im Einzelnen und ohne Widerspruch beizubringen.

Aehnliches müssen wir vom erstgenannten, exegetischen Standpunkte sagen. Schon seit dem hl. Augustinus ist die Auslegung des 1. Kapitels der Genesis strittig und ist in jetziger Zeit noch mehr Gegenstand der verschiedensten Meinungen geworden. Das kann nun freilich nicht hindern, eine Exegese zu versuchen, und ist ein solcher Versuch für Jeden nothwendig, der von irgend welchem Standpunkte aus das Sechstagewerk betrachtet. Doch ist eine speciell exegetische Behandlung zu sehr Fachsache, als daß wir an dieser Stelle uns in dieselbe einzulassen brauchten. Es wird aber auch, wenn wir uns auf den zweiten Standpunkt, den der passiven Vertheidigung, stellen, durchaus nicht nöthig sein, *eine* exegetische Auffassung des Kapitels über allen Zweifel gestellt zu haben.

Es soll darum im Folgenden unsere Aufgabe sein, darzuthun, daß zwischen einer *jeden vernünftigen* Auslegung des Hexaemerons und den *sicheren* Ergebnissen der Naturwissenschaften nicht der mindeste Zwiespalt besteht. Bei dieser Fixirung unserer Aufgabe können wir zu einem unanfechtbaren Resultate gelangen, das von Jedem zugestanden werden muß, mag er im Uebrigen sich den Bericht der Genesis deuten wie er will, und mag er sich über die Entstehung der Welt, der Erde und der Organismen eine Meinung gebildet haben wie er will. Denn das müssen wir mit allem Nachdrucke gleich im Anfange betonen und in dem ganzen Verlaufe der Darstellung stets gegenwärtig behalten, daß wenn die hl. Schrift im Widerspruch mit den Naturwissenschaften stehen soll, man einerseits nur gesicherte Resultate der letztern einer allen Regeln der Hermeneutik entsprechenden Auffassung des Bibeltextes entgegen stellen darf.

Können wir somit auch dem Leser nicht eine neue interessante Auffassung in Aussicht stellen, so erreichen wir durch unsere Methode den weit größeren Vortheil, daß wir einerseits eine Uebersicht über die gangbaren Meinungen und den jetzigen Stand der Frage geben,

andererseits alle brauchbaren Elemente gegen den gemeinsamen Feind vereinigen.

Um dem Leser die Vergleichung zu erleichtern, lassen wir den biblischen Text zunächst folgen.

§ 2. Der Schöpfungsbericht der Genesis.

Kap. I. 1. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.

2. Aber die Erde war wüste und leer, und Finsterniß war über dem Abgrund, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.

3. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.

4. Und Gott sah das Licht, daß es gut war und schied das Licht von der Finsterniß.

5. Und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht; und es ward Abend und Morgen, ein Tag.

6. Auch sprach Gott: Es werde eine Veste in der Mitte des Wassers und sondere Wasser von Wassern.

7. Und Gott machte die Veste, und sonderte die Wasser, welche unter der Veste waren, von denen, so ober der Veste waren. Und also geschah es.

8. Und Gott nannte die Veste Himmel, und es ward Abend und Morgen, der zweite Tag.

9. Es sprach aber Gott: Es sammle sich das Wasser, so unter dem Himmel ist, an einen Ort, und es erscheine das Trockne! Und also geschah es.

10. Und Gott nannte das Trockene Erde und die Sammlungen der Wasser nannte er Meere. Und Gott sah, daß es gut war.

11. Und er sprach: Es sprosse die Erde Gras, das grünet und Same macht, und Fruchtbäume, die da Frucht tragen, nach ihrer Art, in denen selbst ihr Samen sei auf Erden! Und also geschah es.

12. Und die Erde sproßte Gras, das grünet und Samen macht nach seiner Art, und Bäume, die da Frucht tragen, die alle ihren Samen haben nach ihrer Art. Und Gott sah, daß es gut war.

13. Und es ward Abend und Morgen, der dritte Tag.

14. Es sprach aber Gott: Es sollen Lichter werden an der Veste des Himmels, zu scheinen Tag und Nacht, und sie seien zu Zeichen und zu Zeiten, und zu Tagen und zu Jahren;

15. damit sie scheinen an der Veste des Himmels und erleuchten die Erde! Und also geschah es.

16. Und Gott machte die zwei großen Lichter, — das größere Licht, zu beherrschen den Tag, das kleinere Licht, zu beherrschen die Nacht — und die Sterne.

17. Und er setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie auf die Erde herableuchten,

18. und beherrschen den Tag und die Nacht, und scheiden das Licht von der Finsterniß. Und Gott sah es, daß es gut war.

19. Und es ward Abend und Morgen, der vierte Tag.

20. Auch sprach Gott: Es bringe hervor das Wasser kriechendes Thier mit lebendiger Seele, und Geflügel über der Erde unter der Veste des Himmels!

21. Und Gott schuf die großen Wasserungeheuer, und jedes Wesen, das lebt und webt, das die Wasser hervorbrachten nach seinen Arten, auch alles Geflügel nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war.

22. Und er segnete sie, und sprach: Wachset und mehret euch, und erfüllet die Wasser des Meeres; und die Vögel sollen sich mehren auf Erden!

23. Und es ward Abend und Morgen der fünfte Tag.

24. Und Gott sprach: Es bringe die Erde hervor lebende Wesen nach ihrer Art, zahmes Vieh und Gewürm und die Thiere der Erde nach ihrer Art. Und also geschah es.

25. Und Gott machte die Thiere der Erde nach ihren Arten, und das zahme Vieh, und alles Gewürm der Erde nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war.

26. Und er sprach: Lasset uns den Menschen machen. . . .

Kap. II. 1. Also ward vollendet Himmel und Erde und all ihre Zier.

2. Und Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das er gemacht; und ruhte am siebenten Tage von allen Werken, das er gemacht.

3. Und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er am siebenten ruhete von allen seinen Werken.

Dieser großartig einfache Bericht bietet an und für sich dem Verständnisse wenig Schwierigkeit, und wie man ihn Jahrtausende lang nach seinem natürlichen Wortlaute auffaßte, so gibt es wissenschaftliche Erklärer, welche trotz der inzwischen hervorgetretenen Schwierigkeiten ihn ganz buchstäblich fassen zu müssen glauben. Augustinus war der Erste, der aus rein äußeren Gründen von dem Wortlaut abgehen und eine idealere Bedeutung aufstellen zu können glaubte. Diese Gründe waren

nun freilich nicht triftig; die Stelle Sir. 18,1: **Creavit omnia simul** durfte er nicht übersetzen: Gott schuf Alles auf einmal, sondern: Alles zumal, und seine Rücksichtsnahme auf die Manichäer, welche den Wortlaut des alten Testamentes verunglimpften, durfte ihn nicht zu einer allegorischen Fassung verleiten, die zwar voll der tiefsten und erhabensten Gedanken, aber dem Texte nicht ganz gerecht wird.

Die mittelalterlichen Theologen haben nicht blos diese Gedanken, die auch z. B. die **cognitio matutina** und **vespertina** der Engel unabhängig von der Auffassung des Schöpfungsberichtes ihre Wahrheit behaupten, sondern auch die ideale Deutung des Berichtes auf Augustins Ansehen hin insofern adoptirt, als sie dieselbe der buchstäblichen an die Seite stellen. Daraus können wir wenigstens das entnehmen, daß, wenn wir triftige Gründe hätten, den Text etwas freier zu interpretiren, wir nach dem Dafürhalten des großen Kirchenlehrers dazu vollkommen berechtigt wären. Solche Gründe sind denn in neuerer Zeit mit großer Dringlichkeit an den Exegeten herangetreten. Wir besitzen neben dem biblischen einen natürlichen Bericht über die Schöpfung, der der Naturwissenschaft entnommen ist. Beide Berichte greifen so in einander ein, daß man sich einer Vergleichung derselben nicht entziehen kann, beide erheben so nachdrücklich Anspruch auf Glaubwürdigkeit, daß es gefordert erscheint, eine combinirende Ausgleichung beider zu versuchen.

§ 3. Der naturwissenschaftliche Schöpfungsbericht.

Nach astronomischen, geologischen, paläontologischen und naturhistorischen Forschungen wird uns mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit in Betreff der einzelnen Punkte folgende Kosmogonie und Geogonie geboten.

Vor vielen Millionen Jahren waren Sonne, Planeten und Trabanten noch nicht isolirte Körper, sondern sie bildeten eine einzige homogene Masse im Zustande der höchsten Verdünnung, eine riesige, über das gegenwärtige Sonnensystem hinausragende von West nach Ost rotirende Gaskugel oder einen einzigen ungeheuren Nebelfleck, wie sie nach Herschels Untersuchungen noch jetzt in den verschiedensten Formen als unregelmäßige, kugelförmige, elliptische, spiralförmige und ringförmige Gebilde in den verschiedensten Graden der Verdichtung ungemein zahlreich im Weltraume verbreitet sind. Diese Nebel scheinen sich gegenwärtig noch in dem Bildungsprozeß zu befinden, welchen unser Sonnensystem bereits durchgemacht hat und zusammen mit

diesen wie den unzähligen anderen Systemen sich einstens in der sogleich zu beschreibenden Weise aus einem Welt-Urgasball abgesondert zu haben. Dadurch, daß die im weiten Raume zerstreute Materie zu einem Centrum sich vereinigte und die Bewegung derselben sich in Wärme umsetzte, entstand eine so hohe Temperatur, daß alle stofflichen Theile sich dissociirten und das Ganze einen einzigen homogenen Nebel bildete. Da die einzelnen Theile desselben anziehend auf einander wirkten und aus der Summe dieser anziehenden Kräfte das Bestreben aller Theilchen entstand, nach einem Mittelpunkte zu gravitiren, so mußte die Nebelmasse sich verdichten. Mit der zunehmenden Verdichtung des Gasballs mußte nach den Kepler'schen Gesetzen die Geschwindigkeit der Axendrehung zunehmen, und in Folge dessen die Centrifugalkraft immer größer werden. Als sie bis zur Größe der Gravitation oder der Mittelpunktsanziehung angewachsen war, lösten sich da, wo die Geschwindigkeit der Drehung am größten war, also am Aequator des Gasballs, einzelne Theile los, welche in Folge des Beharrungsvermögens ihre Bewegung von West nach Ost beibehielten und nun als freischwebende Ringe fortfuhren, in dieser Richtung um die centrale Hauptmasse ihre selbstständigen Bahnen zu beschreiben.

Während die Anziehung des Centralkörpers groß genug war, um eine Zerstreuung der losgelösten Ringmassen in dem Weltraum zu verhindern, wirkten diese nach wie vor anziehend auf einander und verursachten sich gegenseitig nach Maaßgabe ihrer Umlaufzeiten Störungen in den Bewegungen; die Folge war, daß die Ringe zerrissen und ihre einzelnen Bestandtheile als selbstständige Massen unter dem Einflusse der gegenseitigen Anziehung ebenfalls die Kugelgestalt annahmen. Da die äußersten Theile der Ringe nach der Ablösung die größte Geschwindigkeit in der Richtung von West nach Ost, die inneren die kleinste Geschwindigkeit in eben dieser Richtung hatten, so mußten nach erfolgter Zerreißung die äußeren Schichten in dieser Richtung voraneilen und die nunmehr isolirten Gasbälle, die Planeten, eine Axendrehung von West nach Ost annehmen, während ihre Bewegung um die centrale Masse in derselben Richtung unverändert fortdauerte. Derselbe Vorgang konnte auch an den isolirten Gasbällen in Folge ihrer allmählichen Verdichtung sich wiederholen; es bildeten sich aus ihnen Ringe zweiter Ordnung, wie wir sie heute noch am Saturn sehen, und aus diesen ebenfalls zerreißenden Ringen kleinere Begleiter, die Monde oder Trabanten, welche wieder in derselben Richtung sich um ihre Axen drehen und ihre Planeten um-

kreisen mußten, wie diese selbst ihre Bahnen um ihren Centralkörper, die Sonne, beschrieben.

Wendet man sich von dieser Kant-Laplace'schen Kosmogonie zur Entwickelung unserer Erde, so mußte ihr verhältnißmäßig kleiner Gasball in dem kalten Weltraume schnell eine Abkühlung erfahren, wodurch die Stoffe von der schwersten Schmelzbarkeit, deren Verdunstung also bei hohen Wärmegraden erfolgt, zunächst tropfbar flüssig werden und im weiteren Verlaufe den festen Aggregatszustand annehmen und zwar zunächst an der der Ausstrahlung am meisten ausgesetzten Oberfläche. So bildete sich eine feste Erdrinde. Stoffe von leichterer Schmelzbarkeit gingen erst später in flüssigen und festen Zustand über und die schmelzbarsten bewahrten ihren gasförmigen Zustand am längsten, sodaß einmal der Zustand eintrat, in welchem ein fester Erdkern von einem flüssigen Meere und dieses von einer Gas-Atmosphäre umgeben war. Natürlich war dieses Meer und dieses Luftmeer unserem Meerwasser und unserer atmosphärischen Luft sehr unähnlich, da in beiden zahllose Stoffe aufgelöst waren.

Diese chemische Beschaffenheit des Meeres trug wesentlich dazu bei, die durch fortgesetzte Ausstrahlung des flüssigen Kernes erhärtete Rinde außer den mechanischen Reibungen und Zerklüftungen auch chemisch zu verändern. In die durch Zusammenziehung der erkaltenden Rinde erstandenen Risse drang die Flüssigkeit ein, kam dabei in Berührung mit dem feurig-flüssigen Kern, der seinerseits durch die Spalten hervorbrach und die Oberfläche mannigfach veränderte. Unter dem Einflusse dieser physikalischen und chemischen Processe bildeten sich die tiefsten von Menschen beobachteten Urgebirge, der Granit und darüber deutlich geschichtete Silicatgesteine: Gneiß, Glimmerschiefer, Urthonschiefer. Während die Plutonisten dabei dem Feuer die Hauptrolle zuerkennen, nehmen die Neptunisten mit Verwerfung eines feurigflüssigen Zustandes der Erde die Bildung jener Gesteine, da sie zum Theil Bestandtheile von sehr verschiedener Schmelzbarkeit enthalten, aus einem wässerigen oder breiartigen Urzustande an.

In diesen Gebirgsmassen finden sich noch keine Ueberreste von Pflanzen und Thieren. Dieselben traten erst auf, nachdem die Erdoberfläche durch Einwirkung des Wassers und der Luft, durch Zerbröckelung und Verwitterung der Mineralien eine vegetationsfähige Beschaffenheit erhalten hatte. Die ersten Pflanzen und Thiere sind Meeresbewohner: Fucoiden und Farnkräuter, Polypen, Echinodermen, Brachiopoden, Cephalopoden, Crustaceen und selbst schon Fische. Auch die geologischen Bildungen dauerten fort. Durch Spalten und Risse

dringen die Urgesteine aus dem Erdinnern heraus und bilden die ersten niederen Gebirge. Es entstehen Inseln mit Landpflanzen, namentlich ungeheure Mengen von Gefäßkryptogamen, welche das Material zu den Steinkohlenlagern liefern. Soweit reicht die paläozoische Periode. In der darauf folgenden mesozoischen Zeit bilden sich durch Fortsetzung jener Processe Berge und Thäler entschiedener aus, das Wasser sammelt sich mehr in größeren Massen, es entstehen Continente. Es traten sodann höhere Thierformen auf, Reptilien und Säugethiere, höhere Pflanzenformen: Monokotyledonen und Spuren von Dikotyledonen, deren Arten aber jetzt nicht mehr existiren. Erst in der nächstfolgenden känozoischen Periode nähert sich die Flora und Fauna der unserigen, auch die Unterschiede der Klimate machen sich bemerkbar. Ob auch menschliche Ueberreste dieser Periode angehören, ist zweifelhaft; jedenfalls nähert sich in der weiteren Entwickelung die Erde immer mehr der Gestalt, die sie seit geschichtlicher Zeit aufzeigt.

§. 4. Verhältniß des biblischen zum natürlichen Schöpfungsbericht.

Wie ist nun dieser Schöpfungsbericht mit dem biblischen, mit dem er wenigstens dem ersten Anscheine nach so wenig Aehnlichkeit hat, in Einklang zu bringen?

Die Annahme Derjenigen, welche behaupten, alle Formationen des Erdinnern mit ihren Versteinerungen seien so von Gott geschaffen, wie sie uns vorliegen, oder gar, die Versteinerungen seien gar nicht organischen Ursprungs, sondern lusus naturae, ließe allerdings den biblischen Bericht seinem vollen Wortlaut nach bestehen, aber sie ist so ungeheuerlich, daß man sie nicht weiter zu berücksichtigen braucht. Aehnliches gilt auch von der Meinung Scheuchzer's, die Versteinerungen rührten alle von der Sündfluth her. Man braucht blos an das von diesem Arzte für eine Sündfluthsmensch gehaltene fossile Reptil zu erinnern, um zu beurtheilen, auf welche Kenntnisse sich diese Meinung stützt.

Die Versuche, welche eine wissenschaftliche Prüfung verdienen, kann man auf folgende Formen zurückführen:

1. Die Einen verlegen das Sechstagewerk vor die geologischen Perioden.
2. Die Anderen nach dieselben.
3. Andere zwischen dieselben.

4. Wieder Andere **in** dieselben.

5. Manche endlich stellen es **über** dieselben.

Die drei ersten Ausgleichungsversuche haben vor den beiden letzteren den Vorzug, daß sie am besten dem Wortlaute des biblischen Textes zu entsprechen scheinen, während die beiden letzteren von der nächsten Bedeutung der Worte abgehen müssen. Dagegen liegen die Schwierigkeiten für die ersteren auf wissenschaftlichem Gebiete, während die letzteren diesem eher gerecht werden, oder doch nicht mit ihm in Collision gerathen, wie der fünfte Erklärungsversuch. Dieser letzte hat der Wissenschaft gegenüber, der er den biblischen Text ganz entrückt, den leichtesten Stand, dagegen liegen seine Schwierigkeiten wieder mehr auf exegetischem Gebiete. Zwischen dem dritten und vierten Versuch besteht gleichfalls dies Verhältniß, daß der erstere exegetisch schwieriger sich durchführen läßt als der letztere, dafür aber dieser naturwissenschaftlichen Bedenken unterliegt, die jenen nicht treffen. Man sieht, keinem der Erklärungsversuche fehlt es an Schwierigkeiten, der eine trifft sie auf exegetischem, der andere auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wenngleich in verschiedenen Grade. Wir haben darum nicht sogleich von vorneherein ein Recht, eine Erklärung, die wie die erste ernstlichere Einsprüche seitens der Wissenschaft als alle anderen erfährt, darum ohne nähere Prüfung bei Seite zu setzen.

§ 5. Das Sechstagewerk fällt vor die geologischen Perioden.

Bosizio, der Hauptvertreter dieser Meinung, verlegt die Bildung der Versteinerungen führenden Schichten nicht erst oder doch nicht alle erst nach die Sündfluth, sondern in die ganze geschichtliche Zeit, welche von der Beendigung der sechstägigen Schöpfung bis jetzt verstrichen ist. Da nun die Geologen zur Bildung dieser Schichten Millionen und Millionen von Jahren postuliren, so müssen ihre Schlüsse als unhaltbar bezeichnet werden. Um dies zu begründen, weist er auf die Aussagen der bedeutendsten Geologen selbst hin, welche gestehen, daß ihre Folgerungen eher auf ein Errathen als auf ein strenges Schließen sich stützen. Der Mensch, bemerkt v. Volger, trat auf den Schauplatz, als der Vorhang schon gefallen war, nun muß er aus den Decorationen auf das Drama schließen. Auch der Streit der Plutonisten und Neptunisten über die wesentlichsten Punkte der Geologie ist nicht geeignet, großes Vertrauen

gegen ihre Theorien einzuflößen. Die nüchterneren Geologen sind auch von den Millionen Jahren, mit denen man seither so freigebig um sich warf, bereits zurückgekommen. Man berechnete früher, daß ein Hochwald zusammengestampft und verkohlt nur 3½ Zoll Kohlenschichte liefert, demnach wären zu einem Kohlenflötz von 3 Fuß Mächtigkeit hundert Generationen Hochwald, 10,000 Jahre erforderlich. Nun gibt es aber Kohlenlager über 300 Fuß Mächtigkeit; für sie wäre also über 1 Million Jahre nöthig, die dazwischen liegenden Sandstein- und Schieferthonschichten nicht mitgerechnet. Die Kohlenschichten bilden aber nur einen winzig kleinen Theil aller Organismen enthaltenden Ablagerungen. Dagegen ist aber zu erinnern, daß die Steinkohlenvegetation nicht Hochwald, sondern Morast- und Strandvegetation war und so die größte Aehnlichkeit mit der Torfbildung darbot. Auf den Marschflächen sproßten zunächst die succulenten Stigmarien, zwischen ihnen aber schossen in dichtem Gedränge Sigillarien und Calamiten zu einem Walde von kolossalen rohrartigen Stämmen auf. Nun bildet sich aber in Norddeutschland in fünf Jahren schon eine Fuß dicke Torfschicht. Dieser Proceß mußte aber in der Urzeit, da die Temperatur der Erde noch überall eine tropische und die Atmosphäre mit Kohlensäure geschwängert war, viel energischer vor sich gehen, es mußten jene schnell aufschießenden Vegetabilien bedeutend stärkere und schnellere Schichtenbildungen erzeugen. Nimmt man noch dazu die nicht unwahrscheinliche Annahme der Neptunisten, daß der Hauptbestandtheil der Steinkohlen nicht vegetabilischer, sondern unorganischer Kohlenstoff ist, so schwinden die Millionen Jahre zu Tausenden und Hunderten zusammen; denn auch die Verkohlung selbst braucht nicht so viel Zeit als man früher geglaubt. Man hat schon in 1—2 Jahren aus Pflanzen, die man bei hoher Temperatur unter Wasser hielt, Braun- und Steinkohlen, wenn auch ohne Bitumen, erhalten.

Aus der Menge Kalkes, die sich aus einem mittelmäßig kalkhaltigen Trinkwasser absetzt, läßt sich berechnen, daß die Wassermasse einer Kubikmeile auf 2000—3000 Quadratmeilen ausgebreitet in 1—2 Monaten verdunstet und 100—200 Millionen Kubikklafter Kalk absetzen wird. Noch schneller würde der Proceß vor sich gegangen sein, wenn die Ablagerung, worauf die krystallinische Beschaffenheit selbst des dichten Kalksteines hinweist, eine chemische gewesen ist. Zwar wird der Kreide-Kalk hauptsächlich aus mikroskopischen Infusorienpanzern gebildet, aber nach Ehrenberg sind diese

Thiere im Stande, durch Selbsttheilung unter günstigen Umständen aus einem Individuum in 8 Tagen sich zum Volumen der ganzen Erde zu entwickeln.

Die gänzliche Versteinerung der Organismen in der Zeit von 6000 Jahren kann auch keine Schwierigkeit machen, da Thierknochen, die man im Liasschlamm vergrub, schon nach Jahresfrist versteinert waren.

Aus den unorganischen Ablagerungen läßt sich noch weniger eine so ungeheure Zeitdauer der geologischen Perioden ableiten, da einerseits auch dem Laien in der Naturwissenschaft klar ist, daß durch die gewaltigen Ueberfluthungen und Aufwühlungen sich zahlreiche mächtige Schichten bilden konnten und anderseits auch hervorragende Vertreter der Wissenschaft daran erinnern, daß man eigentlich nur das relative Alter der Schichten, d. h. ihre zeitliche Aufeinanderfolge, nicht aber das absolute bestimmen könne.

Aber noch eine andere Schwierigkeit hat Bosizio zu lösen. Wenn alle organischen Wesen innerhalb 6 Tagen geschaffen worden und also die Versteinerungen alle der Zeit nach dem Sechstagewerk angehören sollen, so müßten letztere Organismen aus allen Reichen und Klassen und selbst menschliche Ueberreste neben einander enthalten. Nun steht es aber bei den Paläontologen fest, daß eine stufenweise Entwickelung der Organismen stattgefunden hat, daß in den untersten Schichten sich nur die unvollkommensten Thiere und Pflanzen finden, die höheren Thiere und menschliche Ueberreste erst in den obersten vorkommen.

Darauf läßt sich erwiedern, daß die Erdoberfläche noch viel zu wenig untersucht ist, als daß man schon mit Bestimmtheit sagen könnte, in den untersten Schichten fänden sich noch keine Versteinerungen höherer Wesen, insbesondere von Menschen. Die Arbeiten in der Tiefe der Erde sind angesichts des großen Volums der letzteren mit dem Kritzeln auf einem Globus vergleichbar; der größte Theil der Erde, der Meeresgrund und der erste Schauplatz des Menschen, das große Asien, ist den Geologen noch unbekannt. Der Fortschritt der Organismen von niederen zu höheren in den auf einander folgenden Schichten wird von bedeutenden Forschern, wie dem Russen Kutorga bestritten und auch von anderen Geologen durch eine terripetale Entwickelung modificirt. Wenn aber zugegeben wird, daß die Entwickelung durch äußere Bedingungen mit bestimmt worden sei, so bleibt blos übrig, daß die Organismen in den ihnen angemessenen Medien gelebt und untergegangen seien. Thatsächlich finden sich auch bereits höhere Wesen vereinzelt in den tieferen Schichten.

Was ist nun von einer solchen Ansicht zu sagen? Es ist dem Vertheidiger derselben das Verdienst nicht abzusprechen, daß er die anspruchsvollen Angaben vieler Männer der Wissenschaft auf ein bescheideneres Maß reducirt hat; ob dasselbe aber in Wahrheit so klein geworden, daß die geschichtliche Aera hineingepaßt, mag dahin stehen. Freilich sind die Angaben der Bibel über das Alter der Menschheit auch nicht kritisch ohne alles Bedenken, aber schwer wird dasselbe sich zu der Zeit ausdehnen lassen, welche die Geologie wohl mit Recht fordern kann. Am wenigsten befriedigt die Erklärung des Fehlens von Menschenresten in der tieferen Schichtung, sie gleicht sehr der Ausflucht der Darwinisten, welche das Fehlen der von ihnen geforderten unzähligen Uebergangsformen durch die mangelhafte Erforschung des Erdinnern zu erklären versuchen.

Wenn nun demnach dieser Ausgleichungsversuch wenig annehmbar erscheint, so könnte er dennoch als zulässig erscheinen, wenn man in keiner anderen Weise die Bibel mit der Wissenschaft in Einklang bringen könnte. Denn wir wissen ganz sicher, daß die hl. Schrift nur unfehlbare Wahrheit enthält. Will die Naturwissenschaft sie bekämpfen, so muß sie ganz evidente Resultate vorbringen. Nun zeigt aber die Darlegung von Bosizio mindestens, daß die langen Perioden und die Trennung der höheren Formen der Organismen von den niederen nicht so evident ist, daß der biblische Bericht nothwendig falsch sein müsse. Damit ist aber blos die absolute Möglichkeit eines Ausgleichs gegeben, und wenn wir uns darauf beschränken wollten, möchte ich fast lieber den Gedanken von Bosen aufgreifen, der die Schichtenbildung mit ihren untergegangenen Welten mit dem Fluche Gottes über die Natur nach dem Falle der Stammeltern in Verbindung bringt. Dieser Fluch bringt eine Störung in den Gang der natürlichen Ursachen, dieser kann dann nicht mehr nach rein physikalischen und chemischen und biologischen Gesetzen erklärt werden. Von einem Widerspruch der letzteren gegen die Bibel kann somit nicht die Rede sein. Freilich steht auch unter den Theologen nicht fest, ob jene Störung natürlicher oder übernatürlicher Art war; wenn aber der biblische Bericht über das Sechstagewerk nicht anders gerechtfertigt werden könnte, müßte man ein übernatürliches Eingreifen Gottes in die äußere Natur nach der Sünde voraussetzen.

§ 6. Das Sechstagewerk fällt nach den geologischen Perioden.

Als Hauptvertreter dieser Theorie kann Kurtz bezeichnet werden,

obgleich sie auch von anderen namhaften Theologen und Geologen vertheidigt wird oder doch vertheidigt wurde. Sie führt den Namen der Restitutionstheorie, weil ihr Hauptgedanke der ist, daß das Chaos, welches im zweiten Vers des 1. Capitels der Genesis berichtet wird, die Vernichtung einer früheren Schöpfung bezeichne, welche durch das Sechstagewerk wieder hergestellt wurde. Dieses enthält also eine zweite Schöpfung in eigentlicherem Sinne des Wortes als es sonst von den Theologen genommen wurde. Diese verstehen unter **creatio secunda** die im Heraemeron dargestellte (erste) Bildung der Welt, während der erste Vers: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, die Erschaffung des Stoffes die **creatio prima** berichtet, aus welcher Gott die Welt bildete. Die Restitutionstheorie findet aber in diesem ersten Verse schon eine **creatio secunda**, die Herstellung der Welt in ihrer Ordnung und Bildung und beruft sich dabei auf die Ausdrücke Himmel und Erde, welche keinen bloßen Stoff, sondern unterschiedene und geordnete Bildungen bezeichnen. Demgemäß soll auch der 2. Vers nicht übersetzt werden: Die Erde war, sondern ward wüst und leer.

Fragt man nach dem Grunde jener Zerstörung der ursprünglichen Schöpfung Gottes, so wird derselbe in dem Falle der Engel gesucht. Die Versteinerungen und Katastrophen, welche die Geologie in der Urzeit nachweist, können, so behauptet man, nur in einen gottwidrigen Eingriff in das Werk Gottes ihre Erklärung finden; die grauenhaften Ungeheuer, wie sie die Versteinerungen darbieten, können nicht das Werk Gottes sein, der Teufel muß Gottes Bildungs-Plan durchkreuzt haben, dies Ringen der Natur nach Formen, die Gottes würdig seien, dieses Bilden und Zerstören weist auf feindselige Einflüsse hin. Und wenn man die Himmelskörper den Engeln als Wohnstätte zuweisen muß, so konnte eine Erde, wie sie uns die geologischen Perioden offenbaren, nicht die Wohnung für seelige, sondern nur für unselige Geister sein, die eine Entwickelung der Erde zur Wohnstätte für Menschen nicht ungestört geschehen lassen konnten.

Zur Begründung dieser Auffassung kann man außerdem Vortheile, daß man das Sechstagewerke ganz buchstäblich verstehen kann und jeder Widerstreit zwischen Bibel und Geologie im Princip beseitigt ist, auf den Raub, Tod und alle Uebel hinweisen, die die urweltliche Schöpfung verunstaltet haben, während doch nach der hl. Schrift erst durch die Sünde Tod und Elend in die Welt gekommen ist, und überhaupt nicht

Folge dessen sein kann, was Gott unmittelbar gemacht; durch die Hand des Teufels sind auch jene urweltlichen Uebel in die Welt gekommen.

Daß Moses von jenen Millionen von Jahren umfassenden Zeiträumen, von jenen gewaltigen Entwickelungen und Katastrophen, von jenen zahllosen Pflanzen und Thieren nicht ein Wort berichtet, sondern nur den Erdzustand mit dem lakonischen Ausdrucke: „die Erde war wüst und leer" kaum andeutet, kann nicht im Mindesten befremden. Er spricht seinem religiösen Zwecke gemäß nur von dem, was Bezug hat auf den Menschen und auch von diesem nur, insofern es Bezug hat auf die religiöse Belehrung des Menschen. Nun hat aber der Mensch nur mit den Werken der sechs Tage, mit denen der Urwelt gar nichts zu thun.

Diesem Ausgleichungsversuch können wir nur bedingt zustimmen. Es ist sehr zu bedauern, daß derselbe durch die Teufelstheorie so verunstaltet worden und in dieser Form so leicht mit Spott zurückgewiesen werden kann. Sonst enthält er so viele Vorzüge, daß er unter den annehmbaren Erklärungsversuchen des Hexaemerons einen Platz verdient. Die Beweise freilich, die man für seine exclusive Berechtigung vorbringt, sind wenig triftig. So liegt gar keine exegetische Nöthigung vor „Himmel und Erde" im 1. Verse von der schon gestalteten Welt zu verstehen; man kann recht wohl darunter die Weltstoffe verstehen; aber selbst wenn man jene Deutung fest halten wollte, so folgt nicht, was die Restitutionisten wollen, daß das Sechstagewerk eine Wiederherstellung des Himmels und der Erde enthält, es führt dann nur im Einzelnen aus, was Vers 1 summarisch angekündigt hatte. Denn die Uebersetzung: „die Erde war wüste" ist zum Mindesten nicht allein berechtigt; das erat der Vulgata muß als durchaus richtig zugegeben werden.

Was nun gar die Einmischung des Teufels anlangt, so beruht die Beweisführung dafür lediglich auf Mißverständnissen und phantastischen Träumereien. Man begreift kaum, wie der so geistreiche Kurtz sich zu folgender Beweisführung verstehen konnte, welche darthun soll, daß die Fixsterne von Engeln bewohnt seinen. Dort oben fällt der Unterschied zwischen Solarem und Planetarem weg; denn die Fixsterne haben keine Planeten. Dieser Gegensatz entspricht aber dem Unterschied zwischen Männlich und Weiblich, zwischen Befruchtendem und Empfangendem. Also müßen die Engel, welche nicht heirathen und nicht geheirathet werden, wohnen, wo ein Gegensatz zwischen Mann und Weib nicht besteht, auf den Sternen.

Die Katastrophen der Urwelt, welche nur durch teuflischen Eingriff erklärlich sein sollen, werden einmal nicht von Allen als so gewaltsam zugegeben; sodann aber haben dieselben ihre sehr natürlichen Ursachen in den Hebungen und Senkungen des Bodens, welche bis in unsere Zeit fortdauern, mögen dieselben nun neptunistisch oder vulkanistisch zu erklären sein. Durch solche Senkungen wurde eine Landvegetation und Fauna überfluthet und sodann in den abgelagerten Schichten begraben und versteinert, durch die Hebungen wurde wieder Boden für eine neue Vegetation gewonnen, bis auch diese wieder überfluthet wurde.

Die abenteuerlichen Vorstellungen von dem fratzenhaften Aussehen der urweltlichen Ungeheuer sind einerseits sehr übertrieben, andererseits beweisen sie für die Einmischung des Teufels nicht das Mindeste. Die Ungeheuer finden sich zumeist in der Ordnung der Reptilien, während unsere Fauna noch größere Ungeheuer in der Klasse der Fische und der der Fischsäugethiere nachweist. Ihre uns befremdenden Formen haben ihre Analogie auch in der Jetztwelt, ja in dieser gibt es für unser Gefühl so ekelhafte und unschöne Thiere, daß die Vertheidiger der Teufelshypothese consequent auch diese mit dem Teufel in Verbindung bringen. Im Uebrigen zeigt sich in der urweltlichen Fauna und Flora dieselbe Zweckmäßigkeit, Symetrie und Schönheit wie in der gegenwärtigen, wobei freilich bestehen bleibt, daß eine Weiterentwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen stattfindet, die mit den Planen der göttlichen Schöpferweisheit recht wohl vereinbar ist.

Noch viel weniger beweisen die Uebel, Krankheiten, Schmerzen und der Tod der Urwelt, für ein Eingreifen des Teufels. Wir wissen allerdings, daß die Uebel, welche die Menschheit heimsuchen, durch die Sünde der Stammeltern in die Welt gekommen sind, und dies nicht darum weil die Uebel, der Tod und die Leiden nicht natürlich wären, sondern weil Gottes Güte aus reiner Gnade über Gebühr die menschliche Natur derselben überhoben hatte. Eine solche übernatürliche Unsterblichlichkeit und Schmerzenslosigkeit ist aber keinem Thiere je zu Theil geworden, es leidet und stirbt mit Naturnothwendigkeit. Dies sind Uebel, wenn man sie einseitig betrachtet; bringt man sie aber in Beziehung zu dem ganzen Wesen, zu der ganzen Species, zu der ganzen Natur, zum Weltganzen, so sind sie nicht als wahre Uebel, sondern als zweckmäßige Einrichtungen zu bezeichnen.

Sieht man von dem teuflischen Beiwerk und von der wenig zu-

treffenden Begründung der Restitutionshypothese ab, so kann sie nicht als unzulässig bezeichnet werden; gäbe es keine leichtere Ausgleichung, so würde ich sie bereitwillig adoptiren. Sie bedarf ja keiner andern Begründung, als daß sie dem biblischen Berichte gerecht wird und denselben mit der natürlichen Forschungen in Entwicklung bringt; daß ersteres der Fall sei, geben auch Gegner von ihr zu und ist einleuchtend, da die Uebersetzung: die Erde war wüste, mit der Restitution auch ganz verträglich und das ward nicht als unzulässig bezeichnet werden kann. Die Widersprüche, gegen die Geologie und Paläontologie, welche man noch in ihr finden will, halte ich nicht für durchschlagend.

Man sagt, daß die Thiere der geologischen Perioden vor dem Chaos bereits Augen hatten und folglich sahen, während nach der Restitutionshypothese das Licht erst nach dem Chaos entstand; daß die Pflanzen bereits Jahresringe zeigen, und also unter dem Wechsel der Jahreszeiten heranwuchsen, während die Sonne, von deren jährlicher Bewegung die Jahreszeiten abhängen, erst am vierten Tage in das jetzige Verhältniß zur Erde gesetzt wurde.

Darauf läßt sich erwidern, daß auch vor der Verwirrung des Vers. 2 schon Licht da war, aber es fehlte noch die zweckmäßige und dauernde Scheidung von Licht und Finsterniß, wie sie im im Sechstagewerk festgesetzt wurde. Zwischen Perioden regelmäßiger Abwechselung von Finsterniß und Licht, von Sommer und Winter, in denen die Bäume Jahresringe bildeten, fallen Perioden extremer Kälte und dauernder Dunkelheit, welche durch die noch nicht abgeschlossenen kosmischen Entwickelungen der Sonne und der Erde verursacht wurden. Auf solche Anomalien weisen die vorweltlichen Eiszeiten hin und der Mosaische Bericht setzt sie voraus, wenn er die Sonne erst am vierten Tage am Himmel erscheinen läßt, während doch vorher schon Licht und darum wohl auch Sonnenschein vorhanden war, und vor dem vierten Tage schon Tage also Abwechselung von Licht und Finsterniß erwähnt wird.

Wenigstens ist die Möglichkeit von Licht und eines periodischen Wechsels von Licht und Dunkelheit, von Wärme und Kälte nicht zu bestreiten, nicht einmal dann, wenn man ihn von der Sonne unabhängig macht. Die Wissenschaft hat so viele Quellen des Lichtes und der Wärme nachgewiesen, daß man darum für die Zeit jener kosmischen Bildungen nicht in Verlegenheit zu gerathen braucht. Dieselben Erscheinungen beobachtet man ja noch jetzt an jenen Sternen und Ster-

nensystemen, welche uns das Teleskop und Spektroskop in ihrer Entwicklung aufweist.

Von mehr Bedeutung könnte folgender geologischer Einwurf gegen die Restitution erscheinen. Dieselbe setzt voraus, daß zwischen Jetztwelt und Vorwelt eine strenge Grenze bestehe, welche durch das Chaos bezeichnet wird. Die Jetztwelt ist durch das Sechstagewerk eingeleitet worden, dieses fand aber im Chaos eine vollständige Verwüstung vor, in welcher Alles Leben untergegangen war. Nun aber zeigt die Geschichte des Erdinnern durchaus keine hervorstechende Katastrophe in der dem Auftreten des Menschen unmittelbar vorausgehenden Zeit. Die Organismen der Vorzeit sind nicht durch eine Kluft von der der Jetztzeit getrennt; jedenfalls ist dieselbe nicht größer, als sie zwischen den Versteinerungen der tieferen Schichten besteht. Eine große Zahl der letzten vorweltlichen Fauna und Flora stimmt mit der unsrigen überein.

Darauf läßt sich antworten, daß das in Vers 2 erwähnte Chaos nicht nothwendig eine Verwüstung bezeichnet, welche von den vielen andern, wie sie bei dem Uebergange von einer geologischen Periode zur andern angenommen werden muß, sich auffallend unterscheidet. Sie wird darum von der Bibel erwähnt, weil sie dem Sechstagewerke den Boden bereitete; die früheren Katastrophen brauchten ebenso wenig wie die geologischen Entwickelungen mit ihrem Fortschritte der Organismen erwähnt zu werden. Allerdings werden in den früheren Perioden nicht so allgemeine Ueberfluthungen angenommen, wie sie doch Vers 2 zu berichten scheint; man erklärt vielmehr die Erscheinung, daß die Organismen einer früheren Periode sich zum Theil in der darauffolgenden wieder finden, durch den rein localen Charakter der durch Ueberfluthungen bewirkten Zerstörungen, doch fehlt es auch nicht an Geologen, welche für jede neue Periode eine gänzliche Neuschöpfung annehmen, welche sich an die vorausgehende anlehnt. Doch wie dem auch sei: das Sechstagewerk leitet jedenfalls eine Neuschöpfung ein und lehnt dieselbe an die unmittelbar vorhergehende Periode an. Darum kann die letzte Ueberfluthung eine ganz allgemeine gewesen sein, und zwischen der Jetztwelt und Vorwelt ist doch keine Kluft. Erklären wir dies etwas näher.

Die geologischen Entwickelungen stellen offenbar einen Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen dar; es liegt ein Plan in der Entwickelung: die Organismen drängen nach ihrer höchsten Vollendung im Menschen hin, in den aufeinanderfolgenden Perio-

den wird mehr und mehr die Erde zur Wohnstätte für den Menschen bereitet. In wie weit die Vervollkommnung durch die Naturkräfte herbeigeführt werden kann, wie oft und in welcher Weise der Schöpfer dirigirend und schaffend eingegriffen, ist wissenschaftlich schwer zu bestimmen und die heilige Schrift belehrt uns auch nicht darüber: es lag nur in ihrem Interesse, uns das letzte Stadium der Entwickelung vorzuführen, in welchem unmittelbar das Haus für den Menschen hergestellt und ausgestattet, und seine Mitbewohner ins Dasein gesetzt wurden. Ob dabei Gott unmittelbarer eingegriffen als bei den früheren Schöpfungen, bleibt dahin gestellt, erwähnt wird hier das Eingreifen Gottes wegen der nächsten Beziehung der letzten Schöpfung zum Menschen. Hat er nicht mehr eingegriffen als früher, so erklärt sich leicht, warum hier keine größere Kluft zwischen den Organismen besteht als früher, hat er aber mehr eingegriffen, dann hat er doch die Continuität mit der Vorwelt nicht abbrechen dürfen, weil sonst der fortschreitende Entwickelungsplan gerade an der Stelle, wo er seine abschließende Vollendung finden sollte, abgebrochen worden wäre. Auch die große geschichtliche Fluth zur Zeit Noe's hat keine einschneidenden Spuren hinterlassen, wenigstens erklärt man die reliquiae diluvianae jetzt meistentheils durch vorgeschichtliche Ueberschwemmungen. Und wenn vielleicht die Sündfluth blos localer Natur gewesen sein sollte, so sind hervorstehende Spuren von ihr auch in Asien noch nicht entdeckt worden. Wenn man aber dafür auf die kurze Dauer derselben und ihre übernatürliche Veranlassung sich beruft, so weiß man auch nicht, wie lange das Chaos gedauert und nach den natürlichen Verhältnissen von Wasser und Land ist auch die Entstehung jener vormenschlichen Ueberfluthung nicht zu bemessen.

Daß aber die Fluth des Chaos stattgefunden und in ihrer Art eine ganz ungewöhnliche Katastrophe gewesen, dafür können sogar geologische Gründe herbeigezogen werden. Elie de Beaumont nimmt mit mehreren Geologen an, daß die höchsten Gebirge die jüngsten sind, die Cordilleren, eine der ausgedehntesten und höchsten Bergketten, vielleicht das allerjüngste. Burmeister verlegt nun diese großartigsten Durchbrüche, welche natürlich Ueberfluthungen im Gefolge hatten, in die dem Auftreten des Menschen unmittelbar vorhergehende Periode. Auch die Eiszeit wird mit außerordentlichen Hebungen und Senkungen des Landes in eine ziemlich recente Periode vor dem Menschen verlegt.

Mir scheint, daß in dieser Weise die Schwierigkeiten gegen

die Restitutionshypothese abgeschwächt, oder doch Möglichkeiten, sie zu lösen, so angedeutet sind, daß man nicht ein so hartes Verdict gegen sie aussprechen kann, wie dies vielfach geschieht.

§ 7. Das Sechstagewerk fällt zwischen die geologischen Perioden.

Diese von dem italienischen Barnabiten Pini vorgetragene Ausgleichung hat wenig Beachtung gefunden, obgleich sie den Vortheil bietet, die buchstäbliche Auffassung des Sechstagewerkes festzuhalten und dabei all den geologischen Schwierigkeiten zu entgehen, welche die beiden vorigen Fassungen treffen. Es wird dabei angenommen, daß die geologischen Perioden ganz in der Weise und in den langen Zeiträumen verliefen, wie sie von der Wissenschaft dargestellt werden. Ihren Abschluß aber bildete immer ein besonderes Eingreifen Gottes, das einen wirklichen Tag gedauert haben kann. Demnach beschloß die Erschaffung des Lichtes am ersten Schöpfungstage die erste geologische Periode, die Scheidung des oberen und unteren Wassers am zweiten Tage die zweite Periode u. s. w. Was die natürliche Entwickelung nicht zu Stande bringen konnte, das vollendete der Schöpfer durch unmittelbares Eingreifen.

Man hat gegen diese Auffassung den Einwand erhoben, daß sie der biblischen Darstellung nicht gerecht werde, da dieselbe den Morgen des zweiten Tages ebenso unmittelbar auf die Nacht des ersten folgen lasse, wie die Nacht des zweiten Tages auf dessen Morgen. Jedenfalls ließen sich schwer Millionen von Jahren dazwischen schieben. — Ich möchte auf diese Schwierigkeit nicht so viel Gewicht legen, da die heil. Schrift sich häufig eine gewisse Nachlässigkeit in der Aneinanderreihung der Thatsachen zu Schulden kommen läßt, und mit einer gewissen kindlichen Naivetät Thatsachen durch „darauf“, „damals“ mit einander verbindet, die weit aus einander liegen.

Noch weniger Eindruck macht eine andere Bemerkung, daß nämlich die Schöpfungswoche, in dieser zerklüfteten Weise gefaßt, ein wenig passendes Vorbild für die menschliche Sabbathwoche abgebe, wie es doch vom Zwecke des Hexaemeron gefordert werde. Denn nach meinem Bedünken ist jede, wenn auch noch so freie zeitliche Deutung der Schöpfungswoche weit geeigneter, die zeitliche Sabbathwoche vorzubilden, als die ideale Deutung, welche in dem Sechstagewerk nur sechs unzeitliche Momente im göttlichen Schöpfungsplan findet. Und doch muß gerade die ideale Deutung das größte Gewicht auf den vorbild-

lichen Charakter des Sechstagewerkes legen, wie sie es wirklich darauf legt. Denn ist die Schöpfungswoche nicht historisch, dann hat ihre Gliederung nur einen ideellen Charakter, und dieser ideelle Charakter ist eben, wenn man sich nicht einseitig einer formellen Zahlensymbolik in die Arme werfen will, in der Vorbildung der menschlichen Woche zu suchen. Die Pinische Auffassung aber verkennt diesen vorbildlichen Character der Schöpfungswoche nicht, jedenfalls entspricht ihr historisches Sechstagewerk diesem Charakter besser, als die sechs Gedanken des göttlichen Schöpferplanes.

Wenn ich darnach diesen Ausgleichsversuch vorwurfsfrei erachte, so kann ich ihm dennoch keinen so außerordentlichen Werth beilegen. Denn ihm sind dieselben Schwierigkeiten zu lösen, wie den Concordisten, welche die Tage der Bibel mit den geologischen Perioden identificien. Die Hauptschwierigkeit der concordistischen Auffassung liegt in der Aufeinanderfolge der Perioden, deren Deckung mit den Tagen der Bibel nachzuweisen ist. Vorliegende Fassung muß aber dieselbe Reihenfolge der Perioden festhalten, da ja eine Periode durch je einen biblischen Tag beschlossen wird. Hat man aber die concordistische Theorie gegen ihre Beanstandungen sicher gestellt, dann ist es nicht sehr dringend, zu jener, immerhin etwas gesuchten Deutung, zurückzugehen, denn die Fassung der Tage als Perioden und nicht als natürliche Tage kann in der That keine ernste Schwierigkeit bereiten, wie wir jetzt sehen werden.

§ 8. Das Sechstagewerk fällt in die geologischen Perioden.

Die am allgemeinsten recipirte Ansicht ist die, daß die aufeinanderfolgenden Tage der Bibel den aufeinanderfolgenden geologischen Perioden vollkommen entsprechen, daher der Name concordistische Theorie. Sie hat also vor Allem nachzuweisen, daß die Fassung des Wortes Tag in dem Sinn eines längeren Zeitraumes eventuell einer Millionen Jahre langen Periode zulässig sei.

Man kann zu diesem Zwecke auf den sehr freien Gebrauch des Wortes Tag in der heiligen Schrift überhaupt hinweisen; an jenem Tage heißt häufig soviel als: in jener Zeit, insbesondere wird aber das Wort „Woche", was im Hebräischen wie im Griechischen **hebdomas** eigentlich nur Siebenzahl bedeutet, von größeren Zeiträumen gebraucht; man denke nur an die siebzig Wochen des Daniel, welche ohne weiteren Beisatz Jahrwochen bezeichnen. Nun ist aber der Be-

griff der Woche im Sechstagewerk der maßgebende: der Mensch soll arbeiten sechs Tage und am siebenten ruhen, wie Gott sechs Tage geschaffen und am siebenten geruht, und diesen Tag gesegnet und geheiligt hat; Exod. 20. 9. ff. Es gehört zu den hauptsächlichen religiösen Wahrheiten, welche das 1. Kapitel der Genesis direct lehren will, daß die Schöpfungswoche ein Vorbild der menschlichen Woche ist. Wenn aber dies, dann konnten, ja in gewissem Sinne mußten die den sechs Tagen der Woche entsprechenden sechs Schöpfungsabschnitte, mochten sie eine Dauer haben, welche sie wollten, mit dem Worte „Tag" bezeichnet werden. Damit ist aber auch zugleich die Begränzung des Abschnittes durch Morgen und Abend von selbst gegeben; diese Bezeichnungen verlangen nicht mehr natürliche Tage als der Ausdruck Tag selbst.

Es ist allerdings wahr, daß man ohne triftige Gründe von dem eigentlichen nächstliegenden Sinne der Worte nicht abgehen darf, weil schon nach Ausweis der Erfahrung ohne Einhaltung dieser Regel die abenteuerlichsten Auffassungen der Schrift zum Vorschein kommen; in unserem Falle sind aber solche Gründe gegeben. Zunächst deutet ja die Schrift selbst unzweideutig eine weitere Fassung des Wortes Tag an, indem sie den siebenten Tag für die Ruhe Gottes ansetzt, diese Ruhe aber, d. h. das Einstellen neuer schöpferischer Einrichtungen schon mehrere tausende Jahre dauert. Auch die drei ersten Tage können unmöglich im eigentlichsten Sinne des Wortes verstanden werden, da ja erst am vierten Tage jenes Verhältniß der Sonne zur Erde festgesetzt wurde, von welchem, wie der Bericht ausdrücklich hervorhebt, der Wechsel von Tag und Nacht abhängt, und die Zeitmessung bedingt wird. Selbst die Vertheidiger der 24stündigen Tage müssen die drei ersten als künstliche, jedenfalls nicht ganz eigentliche Tage fassen. Doch wenn wir auch solche directe Andeutungen der Schrift nicht hätten, wenn die geologischen Perioden sich wirklich ganz ungezwungen mit den sechs Tagen identificiren lassen, oder wenn doch diese Identificirung besser als jede andere Fassung die Schwierigkeiten, welche dem Hexaemeron seitens der Wissenschaft entgegentreten, löst, so ist dies mehr als hinreichender Grund, von der eigentlichen Bedeutung abzugehen; daß dies aber wirklich der Fall sei, wollen wir im Folgenden nachzuweisen versuchen. Ich halte mich dabei zunächst an die von Güttler aufgestellte Concordanz.

Naturwissenschaft.	Bibel.
Im Anfange war die formlose Materie, aus welcher sich der Komos [Erde und alles was nicht Erde (Himmel) ist] bildet.	Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde.
Die heiße Erdkugel entbehrte des organischen Lebens und war umgeben von einem dichten Dunstkreise dampf- und gasförmiger Urstoffe, welche tropfbar flüssig wurden und als Urmeer die ganze Erde bedeckten.	Aber die Erde war wüst und leer. Finsterniß war über dem Abgrund und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.
Hierdurch verminderte sich die Dichtigkeit des Dunstkreises, das diffuse Licht außerirdischer Sphären beleuchtete den Erdkörper.	Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.
Gewaltige dampfförmige Atom-Ansammlungen stellten die ursprüngliche Finsterniß wieder her, bis das Licht aus diesem Kampfe siegreich hervorging und dauernd die eine oder andere Erdhälfte erleuchtete.	Und Gott schied das Licht von der Finsterniß und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht.
Aus dem einen Theil gas- und dampfförmiger Elemente entstand die normale Lebensluft, während ein anderer im Gegensatz zu der gasförmigen Atmosphäre zu tropfbar flüssigen Massen sich vereinigte.	Und Gott machte das Firmament und sonderte die Wasser, welche unter dem Firmament waren, von denen, welche über dem Firmament waren.
Die Bildung der azoischen Urgebirge bewirkte einen Unterschied zwischen Festland und Meer, welcher in den geologischen Perioden die Erde zur Ausgestaltung brachte.	Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser, so unter dem Himmel ist und es erscheine das Trockene! Und Gott nannte das Trockene Land und die Sammlungen des Wassers nannte er Meer.

Es entstand zuerst eine Vegetation.	Und Gott sprach: Es lasse die Erde sprossen Grünes, Kräuter, welche Samen tragen, und Fruchtbäume, welche Frucht bringen. Und es brachte hervor die Erde. . .
Inzwischen waren auch die kosmischen Prozesse vollendet, das Licht hatte in Sonne und Sternen seine regelmäßigen Träger gefunden.	Und Gott machte die zwei großen Leuchten, ein großes Licht zu beherrschen den Tag, und ein kleines Licht zu beherrschen die Nacht und die Sterne.
Vegetation und Gestirne bildeten die Existenzbedingungen des animalischen Lebens, welches sich zugleich mit der Pflanzenwelt in einer bestimmten Stufenfolge entwickelte.	Und Gott schuf die Wasserthiere . . . . . .

Dieses concordistische Schema bietet in seinem geogonischen Theile eine so befriedigende Genauigkeit, daß es wegen einzelner Schwierigkeiten, wie sie z. B. von der Paläontologie erhoben worden, nicht aufgegeben werden darf, daß vielmehr auch in dieser Beziehung eine Ausgleichung zu versuchen ist, welche sich auch durchaus nicht als unausführbar herausstellt. Diese Schwierigkeiten sind folgende:

Unter den Versteinerungen treten die niedrigsten Wasserthiere nicht zwei Perioden später (am 5. Tage), sondern gleichzeitig mit den Pflanzen schon am dritten Tage auf. Auch in den Perioden nach dem 3. Tage treten neue Pflanzengattungen, sowie neue Wasserthiere nach dem fünften Tage auf. Schließlich sind die Landthiere schon in den tieferen Schichten vertreten, sind also nicht erst am 6. Tage geschaffen worden.

Auf ersteres Bedenken läßt sich antworten, daß das unter den tiefsten Schichten mit Versteinerungen liegende s. g. azoische Gebirg wohl als metamorphes Gestein anzusehen ist. Seine krystallinische Beschaffenheit ist nicht ursprünglich, sondern ist durch Umbildung aus Organismen führenden Schichten entstanden. Darauf weist die bis in's Schwarze spielende Farbe des Urthonschiefers hin; verkohlte Pflanzenüberreste würden diese Färbung am einfachsten erklären. Man ist der Ansicht, daß selbst der Kohlenstoff als Mineral sowohl in der Krystallisation des Anthrazit wie in der des Diamant vegetabilischen Ursprungs sei. Damit ist aber eine weitgehende Umbildung der Pflan=

zen der Urzeit zugegeben. Doch wie dem auch sei, die Geologie kann sich nicht rühmen, so genau alle Erdschichten untersucht und ihren ursprünglichen Character festgestellt zu haben, daß sie eine Priorität der Pflanzen vor den Thieren bestreiten könnte. Secchi sagt darum in dem geologischen Theile seines **Fisica terrestre**: Nicht die Geologie, sondern nur die Physiologie kann die Frage entscheiden. Physiologisch ist aber ausgemacht, daß die Existenz der Thiere von der der Pflanzen bedingt ist. Manche glauben, die Meerthiere, welche zusammen mit den ersten Pflanzen gefunden würden, hätten so große Aehnlichkeit mit den unvollkommenen Pflanzen, daß sie von den Alten für solche gehalten worden seien, weßhalb Moses, der nicht nach naturwissenschaftlichen Systemen, sondern nach der Anschauung seiner Zeit schrieb, sie nicht von den Pflanzen zu sondern und eigens zu erwähnen brauchte. Diese Bemerkung hat Manches für sich, aber man braucht sie nicht nothwendig, da die vorigen Andeutungen allen Widerspruch heben, selbst wenn man die unvollkommensten Pflanzen (und Thiere) für diejenigen hält, welche am dritten Tage erschaffen wurden. Es gibt aber eine andere Combination des biblischen Berichtes mit der paläontologischen Aufeinanderfolge der organischen Wesen, welche die Schwierigkeit, die die Gleichzeitigkeit der Thiere und Pflanzenschöpfung bereitet, gar nicht aufkommen läßt und die übrigen vorher dargelegten Bedenken zugleich mitbeseitigt. Dieselbe wurde zuerst von Ebrard, Professor in Erlangen, in folgender Weise ausgeführt.

Das erste Kapitel der Genesis gibt keine Aufschlüsse über das Detail der Bildung der Erdoberfläche und der nacheinander auftretenden Organismen. Gleichwohl muß aber diejenige Reihenfolge der Schöpfungen, welche hier geoffenbart wird, der objectiven Wirklichkeit entsprechen, so nämlich, daß sie den Gang der Geschichte der Erdbildung und ihrer Organismen nach den Hauptumrissen angibt. Wie würde sich aber die Geschichte der Erde und ihrer Organismen darstellen, wenn die Ergebnisse der Geologie nach ihren Hauptumrissen kurz zusammengefaßt werden sollten?

Ein Naturforscher, welcher sich dieser Aufgabe unterzöge, würde nicht blos auf die Qualität, sondern auch auf die Quantität der in den einzelnen Formationen vorkommenden organischen Reste Rücksicht nehmen. Er würde von den spärlichen, sehr selten und vereinzelt vorkommenden organischen Resten in der untersten Schichten absehen; dagegen würde die Steinkohlenformation hier als wirkliches, wichtiges, epochemachendes Hauptglied erscheinen. Da sind es nicht einzelne

sporadische Organismen, die hier und da auftreten; da zeigt sich vielmehr die Erdoberfläche, soweit sie aus dem Meere hervorragt, bedeckt mit einer Riesenvegetation, mit welcher verglichen die sämmtlichen organischen Ueberreste aus der früheren Periode sammt den Thierüberresten aus der Kohlenperiode selbst geradezu als verschwindende Größe erscheinen. Will man also die dominirenden Hauptglieder in der Reihe der Schöpfungen Gottes aufführen, so muß man sagen: nachdem zuerst Strecken Landes aus dem Meere hervorgetreten waren, war die erste massenhaft und dominirend auftretende Welt von Organismen eine Welt von Pflanzen. Gerade so lesen wir es aber in der Genesis Vers 1, 9—13.

Die organischen Reste in der folgenden, mesozoischen Periode erscheinen ihrer Menge nach wiederum gleich Null, es sind nur schwache Fortsätze der einmal geschaffenen Pflanzenwelt, dagegen tritt in dem dieser Periode angehörigen Muschelkalke der Triasgruppe zum ersten Male massenhaft eine Thierwelt auf: Polypen, Korallen, Radiaten, Terebrateln, Muscheln, Schnecken und auch bereits Eidechsenarten. Diese Ueberreste sind in unglaublicher Menge vorhanden, so daß ganze ungeheure Steinmassen oft ganz aus den Ueberresten der Schalen jener Thiere zu bestehen scheinen. Welch ein Gewimmel von Thieren muß in jenen Gewässern gewesen sein, aus welchen der Muschelkalk sich niederschlug! Die Juraformation erscheint uns dann lediglich als die zweite nur noch vollkommenere und massenhaftere Periode dieses Auftretens der Wasserthiere; es treten andere neue Gattungen und Arten auf, aber der Hauptcharakter der Bildungsperiode bleibt derselbe. Wie also in der Steinkohlenformation das Pflanzenreich massenhaft und dominirend auftritt, so im Muschelkalk das Reich der schwimmenden und kriechenden Wasserthiere. Genau so lesen wir es Genes. 1, 20 ff. Aber die Vögel, die doch auch am 5. Tage erschaffen wurden? Daß die Gerippe der Vögel sich nicht so gut erhalten konnten, als die der Eidechsen und die Muschelschalen, ist begreiflich. Die Wasserthiere lebten im Wasser oder Schlamm und wurden alsdann nach ihrem Verenden im Schlamm begraben, vom Schlamm durchdrungen und so durch Versteinerung erhalten. Die Vögel, auf dem trocknen Festlande lebend, verwesten.

Wir dürfen also von vorneherein nicht erwarten, massenhafte Spuren von Vogelgerippen zu finden, und aus diesem Befunde keine falschen Schlüsse gegen ein massenhaftes Vorgekommensein von Vögeln ziehen. Vereinzelte Spuren von Vögeln finden sich aber in der That

in derselben geologischen Periode. Vereinzelte Spuren von Säugethieren kommen schon im Jura vor, aber diese vereinzelten Ansätze verschwinden völlig gegen das Auftreten einer fertigen Welt von Säugethieren, welche uns erst in dem känozoischen Molassengestein begegnet.

Diese Parallelisirung der drei Tage organischer Schöpfungen mit den drei Hauptperioden der Paläontologie ist so frappant, daß Jedermann geneigt sein muß, wenigstens ihr seine Beachtung zu schenken. Sie erklärt, wie die Schöpfungen über die betreffenden Tage hinausgehen, ja dieselben schon anticipiren konnten, und doch mit Fug gesagt werden konnte, daß die Pflanzen am 3., die Wasserthiere und Vögel am 5., die Landthiere am 6. Tage geschaffen worden seinen. Um dies noch begreiflicher zu finden, hat man bemerkt, daß dem Beobachter der Schöpfungsperioden die paläozoische Perioden ebenso als Schöpfungszeit der Pflanzen, die mesozoische als Schöpfungszeit der Meeresthiere u. s. w. erscheinen mußte, wie der vierte Tag als Tag der Sonnen- und Sternenschöpfung obgleich beide nur ein Bruchtheil der Werke jenes Tages waren; beide Gestirne nahmen die Aufmerksamkeit des Zuschauers vollständig in Anspruch.

Ich möchte aber zur Rechtfertigung jener Parallelisirung noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der von den Vertheidigern der idealen Auffassung des Hexaemerons besonders betont wird, der aber die chronologisch-historische Deutung ganz und gar unberührt läßt. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Schöpfungsvorgang, welcher natürlich von keinen Menschen beobachtet und dem Moses mitgetheilt werden konnte, von Gott dem Adam höchst wahrscheinlich in einer Vision geoffenbart sei. Wir haben also die Darstellungsweise des Berichtes nach Analogie der prophetischen Auffassung von geschichtlichen Ereignissen zu beurtheilen. Man darf nun freilich in der Idealisirung nicht so weit gehen, daß man die Geschichte aufgibt, wie die streng idealistische Fassung thut; dies verbietet, wie wir bei Besprechung dieser Ansicht sehen werden, der Wortlaut und der religiöse Zweck des Hexaemerons. Wohl aber müssen wir den idealen Charakter der G e s c h i c h t e der Schöpfung bei der Auslegung in Betracht ziehen.

Es ist aber eine charakteristische Eigenthümlichkeit der prophetischen Schilderung von Begebenheiten, daß sie auf detaillirtere Angaben nicht eingeht, sondern h e r v o r s t e h e n d e M o m e n t e aus den einzelnen Zeitabschnitten heraushebt. Man vergleiche z. B. die Vorausverkündigungen, welche der sterbende Jakob von den Schicksalen seiner Söhne gibt und

die Prophezeihungen (nicht Wünsche) des Patriarchen Noe über die Zukunft seiner drei Söhne. Man könnte die Erfüllung für sehr unvollkommen halten, was von dem einen Sohn gesagt wird, hätte auch zum Theil vom andern gesagt werden können. Die Auswahl wird nach einem bestimmten religiösen Zweck getroffen, der dabei so sehr maßgebend ist, daß die herausgehobenen Ereignisse nicht einmal die in sich hervorragendsten zu sein brauchten. Wenden wir dieses auf das in der Vision geschaute Hexaemeron an, so hat der Bericht seine volle Wahrheit, wenn die an den einzelnen Tagen verzeichneten Schöpfungswerke charakteristische Momente der betreffenden Perioden bilden; derselbe würde sogar von der historischen Wahrheit nicht abweichen, wenn die herausgegriffenen Werke der einzelnen Tage nicht die an sich großartigsten in den betreffenden geologischen Perioden wären, sondern nach einem bestimmten Plane ausgewählt wären. Es hätte z. B. der Bericht gerade nur sechs ausheben können, um ein Vorbild der menschlichen Woche zu erhalten, oder gerade solche nach einander anführeu können, welche in ursächlichem Zusammenhange oder doch im Abhängigkeitsverhältnisse zu einander stehen.

Ich sage nicht, daß die ausgehobenen Werke nicht die wichtigsten in ihrer Periode sind, ich behaupte nur daß es nicht nothwendig wäre. Weil sie es thatsächlich sind, so haben wir sogar eine genauere Darstellung als zur Concordanz schlechthin nothwendig ist. Sollten aber einmal die paläontologischen Entdeckungen einen anderen Thatbestand ergeben, andere Organismen und andere Processe als die wichtigsten in den betreffenden Perioden darthun, was durchaus nicht zu befürchten steht, so würde auch dann unsere Parallelisirung noch zu Recht bestehen, weil jedenfalls wahr bleibt, daß die Werke der Schöpfungstage Momente in jenen Perioden sind.

Aber wird man sagen: Sind wir nicht mit unserer Concordanz vollständig in die ideale Fassung des Sechstagewerkes gerathen? Das ist ja gerade deren Hauptgedanke, daß die sechs Tage nur sechs Momente im Schöpferplane Gottes sind, welche in einem ursächlichen Zusammenhange zu einander stehen und nur wegen der Sabathwoche auf diese Zahl festgesetzt worden. —

Allerdings gebe ich zu, daß die concordistische Fassung durch die ideale eine Vertiefung und Ergänzung erfahren kann, und die ideale sich nicht exclusiv gegen erstere stellen darf. Thut sie dies, dann halte ich sie für unzulässig, jedenfalls hat unsere Concordanz mit einer solchen Idealität nichts zu thun. Das Wesentliche der concordistischen Theorie liegt in der Zeitlichkeit und chronologischen

Aufeinanderfolge der sechs Tage; diese ist es, welche vor allem festzuhalten ist, um die sechs Tage der Schöpfung als Vorbild der menschlichen Woche hinstellen zu können; diese Zeitlichkeit, welche die Idealisten aufgeben, bringt unsere Auffassung zu voller Geltung.

Nachdem mit dieser Auffassung die Hauptschwierigkeiten gegen den mosaischen Bericht überhaupt und die Concordanztheorie insbesondere beseitigt sind, machen einzelne Bedenken keine große Schwierigkeit mehr. Es wird nach einigen Schöpfungstagen hinzugefügt: Gott sah, daß es gut war, nach einigen nicht. Letzteres geschieht darum, weil das betreffende Werk noch nicht abgeschlossen, der göttliche Plan noch nicht vollkommen realisirt war. Wenn also nach dem dritten Tage gesagt wird, Gott sah daß es gut war, so wird damit die Pflanzenschöpfung als eine vollendete bezeichnet. Nun treten aber auch in den folgenden Perioden noch neue Pflanzenarten auf. — Ein Werk Gottes kann gut und der Plan Gottes realisirt genannt werden, wenn es in der Natur a n g e l e g t ist, mag die Entwickelung auch noch so lange dauern. Die Approbation Gottes steht auch schon nach dem ersten Werke des dritten Tages, der Bildung der Meere und des trocknen Landes, und doch bedurfte letzteres noch sehr der Vervollkommnung und ersteres hatte wenigstens noch nicht seine Bewohner, hatte also gewiß den Plan Gottes noch nicht am dritten Tage vollkommen realisirt.

Ebenso läßt sich der Einwand leicht beseitigen, daß die Pflanzen der Steinkohlenperiode, in welche wir den dritten Tag verlegen, schon Jahresringe zeigen, also unter dem Wechsel von Sommer und Winter emporgewachsen sein müssen, während die Sonne erst am vierten Tage die Erde erleuchtet. —

Wenn man annimmt, daß die dichte Erdatmosphäre vor dem vierten Tage den Anblick der Sonne verhüllt, so folgt daraus nicht, daß die Sonne gar keinen Einfluß auf die Vegetation gehabt. Wenn auch die Sonne ein ganzes Jahr von den Wolken bedeckt wird, wie dies noch jetzt an manchen Orten, die fast gar keinen Tag Sonnenschein haben, bisweilen vorkommt, so bilden die Bäume doch Jahresringe. Zur Vegetation ist kein directes Sonnenlicht nöthig, es reicht diffuses hin, wie es auch der dichteste Wolkenschleier aussendet. Die Wärme aber, welche die Sonne bei bedecktem Himmel der Erde zusendet, ist der Vegetation ganz besonders günstig und kann jene Ueppigkeit der Flora erzeugen, wie sie in dem feuchteren Klima der Tropen jetzt nur noch lokal, in der Urzeit aber

wegen des Einflusses der Erdwärme auf einem großen Theile der Erdoberfläche vorkommen konnte. Diese höhere Erdwärme schließt nicht jeden Winter aus, sondern stumpfte nur den Gegensatz zwischen Sommer und Winter ab, ermöglichte also ein winterliches Stillstehen des vegetabilischen Lebens nach sommerlichem starkem Wachsthum, wovon die Jahresringe Zeugniß ablegen.

So glauben wir die concordistische Deutung des Hexaemerons in einer Weise gefaßt und in soweit gegen ihre Angriffe gerechtfertigt zu haben, daß Niemand, wenn er nicht das Wort Gottes absichtlich verunglimpfen will, einen unversöhnlichen Widerspruch zwischen Bibel und natürlicher Schöpfungsgeschichte behaupten kann. Wir machen sie darum nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu der unsrigen, wollen damit aber andere Auffassungen, die sich mit der unsrigen nicht vereinigen lassen, nicht präjudiciren. Im Gegentheil, die sinnigen Gedanken, welche die folgende idealistische Fassung bietet, wollen wir gerne mit der Concordanz verschmelzen.

§ 9. Das Sechstagewerk steht über den geologischen Perioden.

Diese Ansicht geht von dem Grundgedanken aus, daß die heil. Schrift durchaus nicht den Zweck hat, wissenschaftliche Aufschlüsse zu geben, sondern einzig nur uns religiöse Wahrheiten mitzutheilen. Im Hexaemeron ist also weder von Astronomie noch von Geologie und Paläontologie als Wissenschaften die Rede. Die sechs Schöpfungstage sind nur sechs Abschnitte des göttlichen Schöpfungsgedankens, die zum Theil gleichzeitig, zum Theil nach einander realisirt worden sind. Die einzelnen Momente stehen in causalem nicht aber gerade in chronologischem Zusammenhange, z. B.: erst müssen die Pflanzen da sein, ehe die Thiere, die ohne vegetabilische Nahrung nicht existiren können, auftreten. Erst muß das obere Wasser von dem unteren geschieden sein, d. h. erst eine Atmosphäre mit Wasserdampf sich gebildet haben, ehe Pflanzen leben konnten. Daher wird vor deren Auftreten am dritten Tage die Bildung der Atmosphärilien am zweiten Tage, das Erscheinen der Thiere erst am fünften Tage berichtet. Zugleich gliedert und verbindet die sechs Schöpfungsmomente eine schöne Architektonik, die schon der heil. Thomas bemerkt hat. Die drei ersten Tage enthalten drei Werke der Scheidung: des Lichtes von der Finsterniß, der Atmosphäre von dem irdischen Wasser, des Meeres vom Lande. Diesem Ternar geht ein Ternar

von **Ausschmückungen** an den drei letzten Tagen parallel. Der vierte Tag schmückt das Werk des ersten Tages durch Sonne, Mond und Sterne aus, der fünfte das am zweiten Tage entstandene Meer mit schwimmenden und kriechenden Thieren, und die Luft mit Vögeln. Der sechste Tag enthält die Ausschmückung des festen Landes, welches am dritten Tage gebildet worden. Wie aber am dritten Tage sogleich noch die Erschaffung der Pflanzen berichtet wird, so hat auch der sechste zwei Werke: außer der Erschaffung der Landthiere die des Menschen.

Dies die Grundgedanken der sogenannten idealen Auffassung des Hexaemerons, welche nach Vorgang des heil. Augustinus in neuerer Zeit von **Michelis**, **Reusch**, aber ganz besonders von **Schäfer** ausgeführt worden ist. Derselbe sagt nach Darlegung der oben skizzirten architektonischen Anlage des Sechstagewerkes: „Fassen wir jetzt die Dreizahl ins Auge. Auf die heil. Zahl der Drei ist es bei den Scheidungen und Schmückungen allein abgesehen und nicht auf wissenschaftliche Vollständigkeit. Es hätten gewiß leicht Hunderte von Scheidungsprozessen bei der Bildung des Kosmos aufgezählt werden können, aber Alles blieb unerwähnt und nur drei repräsentiren das Ganze. Die erste Scheidung betrifft die obere Region des Aethers, die Lichtregion, die zweite die mittlere, die Luftregion, und die dritte die irdische. Die Reihe geht nicht nur von oben nach unten, sondern betrifft auch immer dichtere Gebiete. Wer verkennt hier den architektonischen Bau, den Charakter des künstlich Vollendeten? Aber die Dreizahl ist die Wichtigste als Signatur der Gottheit. Und um gleich beizufügen, daß die Scheidungen nicht Selbstzweck, sondern auch Bedingung des Schmuckes sind, wird bei der dritten Scheidung gleich der Pflanzenschmuck über der Erdoberfläche erwähnt. Hiermit wird noch ein weiterer Zweck erreicht, daß wir nämlich im ersten Ternar vier Werke Gottes erhalten. Vier ist die Signatur des Menschlichen, der Welt, des ökumenischen oder katholischen Charakters des Reiches Gottes. . . . Ebenso wird den Werken des zweiten Ternars der Mensch angereiht, um die Vierzahl wieder voll zu machen. Nun sollte doch klar sein, warum die Werke so und nicht anders auf einander folgen, während beim Schöpfungsvorgange die Sache doch ganz anders verlief. Sechs ist keine heil. Zahl an sich: sie ist wohl zweimal drei und Vorbedingung der heil. Sieben; sieben ist die Verbindung von drei und vier, von Göttlichem und Menschlichem, ist also Signatur der Religion, die am siebenten Tage auch eingeführt

wurde. In dem mystischen Inhalt der Siebenzahl liegt der Grund, warum die Woche nicht fünf oder acht Tage umschließt und die Vermuthung ist begründet, daß Gott wegen der Heiligkeit dieser Zahl den siebenten Tag als heiligen festgesetzt hat."

Das sind gewiß sehr sinnreiche Gedanken, die Structur des Sechstagewerkes erscheint als herrliche Architektonik, aber noch sinnreicher und Gottes würdiger wäre sie, wenn sie nicht blos in rhetorischer Anlage besteht, sondern auf historischer Wahrheit beruht. Die Menschen ordnen die Worte und Gedanken kunstreich, aber der Schöpfer und der Urheber der heil. Schrift disponirt die Dinge und Ereignisse zu schönster Harmonie. Die ideale Auffassung hat also gar keinen Grund, sich mit der concordistischen in Opposition zu setzen, sondern allen Grund, sich durch sie ein festes Fundament zu sichern. Von concordistischem Standpunkte kann und muß man alle die sinnreichen Momente, die sich im Schöpfungsberichte auffinden lassen, acceptiren, die ideale Auffassung läßt sich mit jenem Standpunkte sehr wohl vereinen, und die Polemik, die sie gegen ihn führt, ist unberechtigt, ja bringt sie selbst zum Sturze. Diese Polemik weist immer darauf hin, daß die heil. Schrift keine Wissenschaft lehre, sondern nur religiöse Wahrheiten vortrage. Ganz recht, aber kommt sie nicht häufig in die Lage, die religiösen Wahrheiten an Thatsachen anzulehnen, welche als solche Gegenstand der Wissenschaft sind? Die Bibel trägt keine Geschichtswissenschaft vor, und doch sind die zahlreichen Thatsachen, welche sie berichtet, Gegenstand der Alterthumswissenschaft und die Schrifterklärung hat die Concordanz der Bibel mit dieser Wissenschaft nachzuweisen. Freilich lehnt sich die Offenbarung meistens an die naturwissenschaftlichen Anschauungen ihrer Zeit an, um leichter verstanden zu werden. Aber im Hexaemeron handelt es sich nicht um Anschauungen der Juden, sondern wir haben eine positive göttliche Mittheilung, die um das Mindeste zu sagen, sich ebenso gut an die faßbarste zeitliche Aufeinanderfolge anlehnen kann, als an eine architektonische und symbolische Struktur, welche erst spät im Berichte entdeckt worden ist. Aber auch der Zweck der religiösen Belehrung, nämlich das Urbild der Woche mit dem Sabbath in der Schöpfungswoche aufzustellen, wird durch Angabe von Zeitabschnitten besser erreicht, als durch Theil-Gedanken Gottes; im Gegentheil, dieser Zweck kann in der streng idealistischen Fassung kaum erreicht werden. Es ist gar nicht einzusehen, wie ein siebentheiliger Schöpfungsplan das Vorbild von einer Woche sein soll, nach deren Ablauf der Mensch ruhen

soll, wie Gott nach seinen sechs Werken geruht, und den Sabbath heiligen soll, wie Gott den siebenten Schöpfungstag geheiligt. Was ist der siebente Ruhetag Gottes, wenn die sechs Tage blos Werke Gottes ohne zeitliche Aufeinanderfolge sind? Er ist dann ein bloßes Nichtschaffen, er ist der Gegensatz zum Wirken, eine reine Negation und diese ist ganz sicher nicht heilig. Die Vertreter der idealistischen Deutung scheinen sich die Sache viel zu leicht zu machen, wenn sie nachweisen, daß die Tage des Hexaemerons nicht buchstäblich genommen zu werden brauchen, und nun ohne weiteres Momente des Planes Gottes darunter verstehen! Wenn man weiß, daß das Wort Tieger in bestimmtem Zusammenhange nicht ein Thier bezeichnen soll, so kann man doch nicht jeden beliebigen Begriff damit verbinden; es muß auf das tertium comparationis Rücksicht genommen werden.

Ein solches bietet sich aber zwischen Tag und Theil des Schöpfungsplanes Gottes nicht dar. Man scheint dasselbe in der Siebenzahl suchen zu wollen: wie der Tag der siebente Theil der Woche ist, so ein Schöpfungstag der siebente Theil des göttlichen Schöpfungsgedankens, das ist aber jedenfalls sehr weit hergeholt, nur sehr unnatürlich kann etwas, weil es der siebente Theil eines Ganzen ist, ein Tag genannt werden; so könnte man auch einen der sieben Arme des Leuchters im Tempel einen Tag nennen. In der ganzen heil. Schrift kommt eine solche metophorische Ausdrucksweise nicht vor. Tag bezeichnet immer nur einen Zeitabschnitt, so verschieden auch im Uebrigen die Bedeutungen dieses Wortes sein mögen. Man hat den Grund der Benennung auch darin suchen wollen, daß dem Adam, welcher den ganzen Vorgang in der Vision schaute, jede einzelne von den sieben Abschnitten des Schöpfungsplanes wie ein Tag vorkam; aber wie ein solcher Schein die Vorbildlichkeit der Schöpfungswoche für die menschliche Woche begründen soll, ist schwer einzusehen. Eine bessere Begründung ließe sich wohl der Darstellung von Kurtz entnehmen. Er sagt: „Der Concipient des Schöpfungsberichtes hat in prophetischer Erleuchtung zur Theilnahme an göttlicher Autopsie erhoben, mit dem Geistesauge geschaut, was vorging, ehe noch ein menschliches Auge vorhanden war, das Kunde von diesen Ereignissen hätte geben können, er hat dann in Worte übersetzt, was er im Geiste geschaut, er hat geschildert, was er geschaut hat und hat es so geschildert, wie er es geschaut hat. Es sind lauter prophetisch-historische Tableau's, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Scenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas, eine

Hauptphase der Entwickelung darstellen. Vor dem Blick des Sehers entfaltet sich eine Scene nach der andern, bis endlich in der Siebenzahl derselben der historische Verlauf der Schöpfung sich ihm vollständig dargestellt hat."

Dies ist allerdings unter Voraussetzung eines historischen Verlaufes der Schöpfung gesprochen; aber man könnte sich doch denken, daß die einzelnen Theile des Schöpfungsplanes dramatisch sich vor dem Auge Adams entwickelten, und ein jeder durch ein Aufziehen des Vorhanges eingeleitet und durch das Fallen desselben abgeschlossen wurde. Es wurde hell (Morgen), und es wurde dunkel (Abend) für das Auge des Zuschauers, und so könnte wohl die dazwischen fallende Scene bildlich als Tag bezeichnet werden. Aber immerhin bleibt dabei schwach begründet, wie die Schöpfungswoche als wahres Vorbild der menschlichen Woche dienen kann.

Jedenfalls darf man bei der Schriftauslegung nicht weiter sich vom eigentlichen und nächstliegenden Sinne entfernen, als es triftige Gründe verlangen. Nun glauben allerdings die Idealisten solche zu haben, indem sie die Fassung der Tage als längere Zeitabschnitte ebenso für unthunlich erklären, als die buchstäbliche Deutung. Wir haben aber gesehen, daß die Einwände gegen die concordistische Auffassung, also gegen die Deutung der Tage als Perioden nicht Stich halten; jedenfalls ist die Harmonisirung der biblischen Tage mit den geologischen Perioden nicht so gesucht und gekünstelt, wie die Fassung der Tage als unzeitliche Gedanken Gottes. Dagegen ist die Benennung Tag für einen Schöpfungsabschnitt so natürlich, daß man sie kaum als übertragen bezeichnen kann. Es handelt sich ja um Werke Gottes, eine Arbeitswoche Gottes wird geschildert; da muß man schon auch von allen äußeren Gründen abgesehen, an großartige Entwickelungen und an solche Zeiträume denken, die das Ewigen würdig sind, vor dem Tausend Jahre wie ein Tag sind. Wenn uns nun die Erdgeschichte solche Perioden aufweist, die mit den bilischen Tagen combinirt werden können, dann erscheint es fast kleinlich und engherzig, noch Tage von 24 Stunden unter den Schöpfungstagen zu verstehen. Sollte wirklich einmal die Geologie und Paläontologie solche Resultate zu Tage fördern, daß eine Concordanztheorie nicht mehr haltbar wird, dann erst halte ich hinreichenden Grund gegeben, das Hexaemeron rein ideal zu deuten (vorausgesetzt, daß man den Ausdruck Tag doch noch besser rechtfertigt, als bis jetzt geschehen), daß dies je eintrete, ist mir sehr unwahrscheinlich, im Gegentheil hege ich die Zuversicht,

daß weitere Forschungen die Concordanz immer mehr erweitern und befestigen werden.

Schluß.

Zur Vervollständigung unserer Apologie des biblischen Hexaemeron müssen wir noch einige Einwürfe berücksichtigen, die entweder alle oben dargelegten Erklärungsversuche treffen, oder doch bei deren Besprechung noch nicht gelöst wurden.

Moses, sagt man, spricht von Licht, wo noch keine Sonne da ist, ja von Tag und Nacht, bevor die Sonne den Tag und der Mond die Nacht erleuchtete und bestimmte. — Es gehört in der That eine enorme Gedankenlosigkeit dazu, sich einzureden, Moses habe nicht gewußt, daß die Sonne der Erde das Licht gibt, oder er sei so entsetzlich ungeschickt gewesen, trotzdem schon von Licht und Tag vor der Sonne zu sprechen. Viele bedeutende Naturforscher fanden im Gegentheil in dieser Trennung des Lichtes von der Sonne einen Zug ungewöhnlicher Wissenschaft, die die Entdeckungen der Neuzeit um Jahrtausende anticipirt habe. Wenn ich nun auch nicht dem Moses so ungewöhnliche Kenntnisse beizulegen mich genöthigt sehe, weil ich im Gegentheil glaube, daß er sie nicht haben konnte, so finde ich gerade in dieser Trennung einen Hinweis auf eine von Gott mitgetheilte objektive Thatsache, die von der neueren Physik und Kosmogonie nur bestätigt wird. Ich halte es nicht mehr für indicirt, jenem Einwurfe durch die Frage zu begegnen, was denn das Licht sei, sondern glaube, daß man so viel vom Licht weiß, um sein Auftreten vor der Sonne begreiflich zu finden. Die Wissenschaft hat einen so innigen Zusammenhang zwischen der Wärme und deren höherer Bewegungsform, dem Lichte einerseits und allen andern Naturkräften andererseits nachgewiesen, daß man um Lichtquellen ohne Sonne nicht verlegen zu sein braucht. Insbesondere hat die Astronomie aus jetzt noch beobachtbaren kosmischen Vorgängen an Nebelflecken, Kometen, veränderlichen Sternen u. s. w. die Thatsächlichkeit von von Lichtphänomenen und eines Wechsels von Licht und Finsterniß auch ohne Centralsonne dargethan.

Aber sagt man, die Astronomie weist nach, daß nicht erst der Planet und dann der Centralkörper, sondern umgekehrt erst die Sonne und dann die Erde sich gebildet hat; die Bibel stelle das Verhältniß aber umgekehrt dar.

Die Darstellung der Bibel ist nicht eine Kosmogonie, sondern eine Geogonie. Nachdem sie allgemein die Erschaffung der ganzen

Welt berichtet, beschränkt sie sich auf die Entwickelung der Erde zum Wohnplatz des Menschen. Sie hat sich also nicht mit der Wissenschaft auf den heliocentrischen, sondern mit der allgemein menschlichen Auffassung auf den geocentrischen Standpunkt zu stellen. Von der Erde aus betrachtet wird die Sonne am vierten Tage, sie wird nicht erst geschaffen (barah) wie es im 1. Vers vom Himmel und Erde heißt, sondern gemacht (casah); für die Erde wurde die Sonne erst am vierten Tage das was sie ist. Damit ist auch bereits die Schwierigkeit beseitigt, die sich aus der Fortpflanzung des Lichtes ergibt. Das Licht hat zwar eine Geschwindigkeit von 42,000 Meilen in der Sekunde, aber manche Sterne sind soweit von uns entfernt, daß Tausende von Jahren erforderlich sind, um ihr Licht in unser Auge gelangen zu lassen. Wie konnten also am vierten Tage die Sterne erscheinen, wenn sie selbst am ersten Tage geschaffen waren?

Diese Schwierigkeit kann höchstens Diejenigen treffen, welche unter den Tagen Zeiträume von 24 Stunden verstehen, und von diesen wiederum nur die, welche vor den 6 Tagen keine natürlichen Entwicklungs-Perioden zugeben. Diese werden dann sagen müssen, daß Gott, der die Sterne leuchtend schuf, sie auch bereits die Erde erleuchtend erschaffen konnte, ohne daß das Licht so viel Zeit brauchte. Es war dazu nur nöthig, daß er unmittelbar selbst den zwischen Sterne und Erde befindlichen Aether erregte, wie derselbe sonst blos von Lichtquellen erregt wird. Dies wäre freilich eine Art Wunder, aber für den göttlichen Schöpfungsmorgen nicht so auffallend. Eine mehr natürliche Erklärung wäre folgende: Wenn gesagt wird, Gott habe die Sterne am vierten Tage an den Himmel gesetzt, so sind damit jedenfalls nicht nothwendig alle gemeint. Manche sind ja erst später erschienen oder entdeckt worden, manche werden nie, wenigstens nicht mit bloßem Auge gesehen. Die Wahrheit des biblischen Textes bleibt also bestehen, wenn an jenem Tage diejenigen Sterne sichtbar wurden, welche ihr Licht bereits auf die Erde entsenden konnten.

Weiter findet man einen argen Irrthum darin, daß die Sterne an die Himmelveste gesetzt worden, daß überhaupt von einer Erschaffung der Veste die Rede ist, daß die Veste die obere Gewässer von den unteren trennt. — Die Schrift schließt sich bei solchen Ausdrücken an die Anschauungen des Lebens und nicht an die Wissenschaft an. Aber auch die Wissenschaft, obgleich sie ganz andere Vorstellungen von der Natur hat, bedient sich solcher populärer Aus-

drucksweise, die der Anschauung entnommen eine sehr lebhafte Anschaulichkeit bietet.

Von einer Veste spricht die heil. Schrift nicht; das Wort rapia, bezeichnet Decke, Gewölbe, und auch die Wissenschaft bedient sich des Wortes Himmelsgewölbe, obgleich sie weiß, oder doch annimmt, daß die Rundung nur eine physiologische Ursache in unserer Augenmuskeldrehung hat, und die blaue Farbe nach den interessanten Experimenten von Tyndall nur in einer starken Verdünnung der Atmosphäre ihre Erklärung findet. Gott machte also das Firmament (von Erschaffung ist im Text keine Rede), d. h. er bildete die Atmosphäre. Dadurch daß dieselbe das verdampfte irdische Wasser in sich aufnahm, entstand das Wasser über der Veste, aus welchem auch wissenschaftlich der Regen erklärt werden muß.

Eine ernste Schwierigkeit wird man wohl kaum darin suchen, daß nach der natürlichen Kosmogonie erst der gasförmige Zustand der Materie und dann der flüssige auftreten mußte, während nach der Bibel, wenigstens nach der eben erklärten Scheidung der oberen Gewässer von den unteren der umgekehrte Proceß angenommen werden müßte. — Allerdings kann und muß man die Uratmosphäre früher setzen als das Urmeer; denn die abnehmende Temperatur erzeugt erst aus dem luftförmigen Aggregatszustand den flüssigen; aber in Vers. 6 ff. ist nicht mehr vom Urmeer wie in Vers 2, und nicht mehr von Urgas die Rede, sondern von der Bildung des Wassergehaltes der atmosphärischen Luft. Dieser entstammt aber wie jetzt so auch nach der ersten Bildung einer für Thiere und Menschen entsprechenden Atmosphäre der Verdunstung des Wassers. — Aber, sagt man, das Urmeer des Vers 2 setzt eine Bildung der Erde auf neptunistischem Wege voraus, während die größere Zahl der Geologen die plutonistische Bildung behauptet.

Darauf könnten wir erwidern, daß wir getrost die Neptunisten und Plutonisten erst ihren heftigen Streit auskämpfen lassen können, ehe wir ihre Streitfragen mit der Bibel in Einklang zu bringen uns genöthigt sehen. Die Wahrheit aber ist, daß an der fraglichen Stelle nur von einer Ueberfluthung der Erde die Rede ist, nicht von einer Bildung der Urgebirge aus flüssiger Auflösung, wie sie die Neptunisten voraussetzen. Die Mitwirkung von Ueberfluthungen bei der Bildung von Organismen führenden Schichten leugnen auch die Plutonisten nicht. Die Bibel spricht aber blos von dem Zustande der Erdoberfläche vor dem Auftreten der organischen Wesen, über die Bildung des Erdinnern sagt sie kein Wort.

Die Leichenverbrennung

unter dem Gesichtspunkte der Volkswirthschaft und öffentlichen Gesundheitspflege

von

Dr. **L. Schütz.**

In den Zeiten des Alterthums war die Bestattung der Todten je nach den verschiedenen Rassen und Stämmen der Völker eine sehr mannigfaltige, auch wenn von den unwesentlichen Formen und Umständen der Leichenbeerdigung ganz abgesehen wird. Die Reiterstämme der Mongolen und Tartaren bestatteten ihre Todten auf ebener Erde und führten alsdann aus Steinen und Erde gebildete Hügel, sogenannte Kurgane und Mogili's, über ihnen auf, deren Höhe zuweilen 40 Meter und noch darüber beträgt. Die Völker der indogermanischen Sprachfamilie, z. B. die Kelten, Griechen, Römer, Germanen und Gallier, setzten die Leichen in Erdgräben bei, bald mit, bald ohne Anwendung von Särgen, und errichteten dann Steindenkmäler darüber, die Kelten z. B. in der Form eines sogenannten Dolmen oder Cairn d. i. eines Steintisches oder Steinkreises, die Römer in der Form eines mit einer Inschrift versehenen Grabsteins. Die semitischen Völkerschaften, unter welchen besonders die Hebräer und Etrusker zu nennen sind, begruben ihre Todten bald in Grüften, bald in natürlichen oder künstlichen Höhlen, welch letztere wieder entweder vereinzelt oder nach Weise einer Nekropole angelegt waren. Die Aegypter und Nubier endlich balsamirten die Todten ein, um sie in unterirdischen Grüften und Labyrinthen als Mumien dauernd aufzubewahren.

Von all den verschiedenen Weisen der Todtenbestattung ist im Wandel der Zeiten und Sitten seit ungefähr 2000 Jahren nur das Begraben der unversehrten Leichen übrig geblieben. Die civilisirten Völker der alten und neuen Welt, gleichviel zu welcher Religion sie sich bekennen, Christen und Juden, Mohamedaner, Buddhisten und Chinesen, sie alle begraben heutigen Tags ihre Todten; auch bei den unkultivirten Negern Afrikas und den Rothhäuten Amerikas ist dies der Fall, ja selbst die Hindus, bei denen, wie bei einigen kleinen Stämmen im Himalajah und an der Grenze von Birma, die Leichenverbrennung sich bis in die neueste Zeit hinein erhalten hat, fangen allmählich an, die Leichenbeerdigung auch für ihre höheren Volks-Kasten, für die Bramanen und Krieger, einzuführen. Wenn man nun annimmt, daß die Kultur und Civilisation, sie im allgemeinen d. i. ohne Rücksicht auf ihren jedesmaligen Träger betrachtet, im Laufe der Jahrhunderte fortschreitet und daß die ungetheilte Ausbreitung einer Sitte auf deren Zweckmäßigkeit schließen läßt, was beides wohl Niemand im Ernste bestreiten wird, so ist nach dem Zeugniß der Geschichte die Leichenbeerdigung sowohl die zweckmäßigste, als die einer gebildeten Nation würdigste Bestattung der Todten.

Trotzdem ist in neuerer Zeit innerhalb gebildeter Nationen wiederholt der Versuch gemacht worden, die Leichenbeerdigung auf dem ganzen Erdenrund abzuschaffen und sie durch die Leichenverbrennung zu ersetzen. Der erste Versuch dazu wurde in Frankreich zur Zeit der französischen Revolution gemacht, damals also, als ja auch so manche andere heidnische Gebräuche repristinirt werden sollten. Eine Kommission des Rathes der Fünfhundert erließ nämlich am 25. Brumaire des 6. Jahres der Republik (1797) eine Verordnung, wodurch die Leichenverbrennung in ganz Frankreich eingeführt werden sollte; man schlug ein darauf bezügliches Gesetz vor und setzte für den besten Entwurf desselben einen Preis aus, woraufhin 40 Memoires eingereicht wurden, aber es blieb dabei, weil Napoleon dieser Neuerung keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von jener Zeit an ruhte die abenteuerliche Idee bis in die Mitte des laufenden Jahrhunderts. Da tauchte sie auf einmal in mehreren Städten Europa's zugleich auf, unter andern auch in Berlin, wo J. Grimm im Jahre 1849 in der Akademie der Wissenschaften das System der Leichenverbrennung empfahl und förmlich in Vorschlag brachte. Allein dazumal wollte die Idee noch nicht recht zünden. Erst seit ungefähr zwanzig Jahren hat man angefangen, sich dafür zu erwärmen, zu

begeistern und für die Realisirung derselben Propaganda zu machen. Nach und nach wurden in den verschiedensten Städten Leichenverbrennungs-Vereine gegründet, so zu London, Paris, Zürich, Wien, Breslau, Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, Bremen, Gotha; man hielt bald hier bald dort öffentliche Versammlungen unter dem hochtrabenden Namen „Europäischer Congreß für Feuerbestattung ab"; an Gemeinderäthe und Parlamente wurden förmliche Anträge auf gesetzliche Einführung der Leichenverbrennung gestellt; es wurden in mehreren Städten, z. B. in Mailand und Gotha, Verbrennungsöfen aufgerichtet und Experimente damit gemacht, Ballett-Tänzer und -Tänzerinnen, wie die von Hamburg und Dresden, verpflichteten sich, ihre Leichen verbrennen zu lassen, — kurz man überbot sich im Ersinnen und Anwenden von Mitteln, die Idee der Leichenverbrennung zu verbreiten und in die Praxis umzusetzen.

Die krematistische Bewegung hat in England, Frankreich, Oesterreich, Italien, Deutschland und in der Schweiz so ziemlich gleichzeitig begonnen, hat aber nirgendwo einen rascheren und größeren Aufschwung genommen, als in Italien und Deutschland. Es dürfte daher von naheliegendem Interesse sein, die Gründe kennen zu lernen, zu prüfen und zu widerlegen, mit welchen man sich bemüht, der Leichenverbrennung auf Kosten der Leichenbeerdigung das Wort zu reden.

Manche Sonderlinge gibt es, welche in dem Prozeß der Leichenverbrennung etwas ästhetisch Schönes finden, und empfehlen sie daher aus ästhetischen Gründen. Prof. Dr. Gottfried Kinkel z. B., „der sich", wie er in seinem Dünkel auf dem ersten europäischen Congreß für Feuerbestattung von sich rühmte, „sein Leben lang betrachtend mit der Kunst beschäftigt hat", behauptet, die Verbrennung (der Leichen) sei ästhetisch schöner, als das Erdgrab, sie sei eine dem Gefühl wohlthuende Sache, denn rasch verdampfe der Leib in den offenen, freien Aether, unsichtbar senken die Stoffe, aus denen die Natur ihn bildete, auf Acker und Wiese sich hinab, um wahr und wesentlich, und nicht blos symbolisch, in Baumblatt und Blüthe aufzuerstehen". *) Andere meinen, es entspreche der Schönheit des menschlichen Leibes, durch das reine, läuternde Feuer zerstört zu werden; noch Andere träumen davon, daß die Leiche aus

*) Vergl. seine Broschüre: Für die Feuerbestattung. Berlin 1877. S. 7 u. 15.

dem Verbrennungsofen gleich dem Vogel Phönix aus der Flamme in die Höhe steige, und wieder Andere schlagen vor, die Asche der verbrannten Leiche einer theueren Person mit der Erde des Blumentopfs zu mischen, und dann Pflanzen oder Blumen hineinzusetzen, um auf diese Weise die Substanz des Verstorbenen gewissermaßen zu sehen und zu riechen. *) Doch das alles sind nur Albernheiten und Frivolitäten, denen man eigentlich schon zu viel Ehre anthut, wenn man sie erwähnt.

Andere Gründe, welche vorgebracht werden, um die allgemeine Einführung der Leichenverbrennung zu empfehlen, sind hergenommen vom Gebiete der Nationalökonomie oder Volkswirthschaft und noch andere von dem der Hygieine oder öffentlichen Gesundheitspflege. Erstere wie letztere sind von ernster Natur und tragen wissenschaftliches Gepräge; sie sind darum auch einer ernsten Prüfung und wissenschaftlichen Widerlegung werth.

I. Der Gesichtspunkt der Volkswirthschaft.

Zunächst sollen diejenigen Gründe beleuchtet und gewürdigt werden, welche man unter dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie oder Volkswirthschaft zu Gunsten der Leichenverbrennung geltend macht. Da heißt es denn, durch die Beerdigung der Todten, welche überall die Anlage eines Kirchhofs nöthig macht, schädige man das Kommunal-Vermögen in hohem Maße, und zwar schon einmal dadurch, daß man dem Ackerbau der Gemeinden für immer einen großen Theil des bebaubaren Landes entziehe, was bei dem System der Leichenverbrennung gänzlich vermieden werde. Nun ist es allerdings richtig, daß durch die Anlage eines der Seelenzahl einer Gemeinde entsprechenden Kirchhofs ein größeres oder kleineres Stück Land für den Ackerbau unbenutzbar und somit werthlos gemacht wird. Aber wie klein ist doch der Flächenraum, den der Kirchhof einer Gemeinde einnimmt, im Verhältniß zu ihrer ganzen Gemarkung, wie gering ist also das Kapital, welches dem Gemeindevermögen durch Anlage eines Kirchhofs verloren geht oder wenigstens unproduktiv gemacht wird! Nach einer ganz genauen Berechnung, welche auf Grund der Bodenstatistik vom Jahre 1839 angestellt worden, verlor jeder Einwohner Belgiens, die Bevölkerungsziffer vom Jahre

*) J. Creus: Leichenbeerdigung und Leichenverbrennung. Paderborn 1879. S. 22; A. Wernher: Die Bestattung der Toden. Gießen 1880. S. 23.

1875 angenommen, durch die Anlage der Kirchhöfe ein- für allemal ein Stückchen Land im Werthe von sage und schreibe rund 80 deutschen Reichspfennig, und zufolge einer ähnlichen Rechnung büßte jeder Einwohner Spaniens, die Einwohnerzahl vom Jahre 1879 zu Grunde gelegt, durch die für die Kirchhöfe verwendeten Grundstücke ein- für allemal für seinen Kopf die runde Summe von 20 Pfg. ein.

Wie ganz anders summiren sich die Verluste an Grundstücken und baarem Geld bei dem System der Leichenverbrennung! Auf den ersten Blick könnte es freilich Jemanden zweifelhaft erscheinen, daß auch durch die Leichenverbrennung jeder Gemeinde ein größerer oder kleinerer Theil ihrer Gemarkung verloren gehe; und dennoch ist das der Fall. Es soll ja nämlich, so schlagen die Krematisten d. i. die Anhänger des Leichen-Verbrennungssystems, selbst vor, die Leichenasche mit dem übrigbleibenden Knochenpulver aus dem Verbrennungsofen sorgfältig gesammelt und in Töpfen oder Urnen aufbewahrt werden, ähnlich wie es bei den alten Römern und anderen Völkern des Alterthums geschehen sei. Und wenn man dann fragt, wo die Urnen aufzustellen seien, so hört man z. B. aus dem Munde Kinkel's die Antwort: „Unter der Obhut der Gemeinde; denn in unseren Wohnhäusern verbitten wir uns jeden sentimentalen oder menschenvergötternden Reliquiencultus". *) Ueber die Verwirrung der Begriffe von Pietät gegen die Todten und Menschenvergötterung, sowie über den Haß gegen die Verehrung der Reliquien, welche aus Kinkels Worten klar herausleuchten, braucht man kein Wort zu verlieren, weil die ganze Motivirung sich selbst richtet. Was ist aber gegen den Vorschlag selbst zu sagen, wonach von seiten der Gemeinden zur Aufnahme der Aschenurnen große Generaldepots, oder, mit den Krematisten feiner ausgedrückt, Urnenhöfe und Urnentempel nach Art der unterirdischen Kolumbarien der alten Römer angelegt werden sollen? Wenn dieser Vorschlag ausgeführt würde, so kehrten die den Krematisten verhaßten Kirchhöfe in der Gestalt von Urnenhöfen einfach wieder, und damit ginge das Terrain, welches man durch Beseitigung der Kirchhöfe und der Leichenbeerdigung den Gemeinden zurückerstatten will, für sie auf anderem Wege wieder verloren. Aber noch mehr, als dies würden die Gemeinden im Laufe der Zeit einbüßen; denn während die Theile eines Kirchhofs nach einem größeren oder kleineren Cyklus von Jahren zu Beerdigungen von neuem benutzt werden können, und in Folge

*) A. a. O. S. 16.

dessen, falls die Bevölkerung des Ortes nicht wesentlich zunimmt, niemals vergrößert zu werden brauchen, müßten ja die Urnenhöfe oder Urnentempel, worin die Urnen mit den unzerstörbaren Leichenaschen aufgestellt werden sollen, mit dem Zunehmen der Jahre auch immer mehr ausgedehnt werden.

Zu diesen stets wachsenden Verlusten an Grundstücken kämen aber für jede Gemeinde auch noch die baaren Auslagen. Zunächst wären solche Auslagen nöthig für die Einrichtung eines Urnenhofes oder für die Erbauung eines Urnentempels, welch letzterer nach der Forderung der Krematisten jedes Mal ein monumentalartiges Gepräge tragen soll, ähnlich demjenigen, welcher in dem Aquarium zu Dresden bereits aufgeführt ist. Zu diesen Auslagen, welche an sich schon groß genug sind, kämen sodann die viel größeren Kosten für Aufrichtung eines Verbrennungsofens oder gar noch einer förmlichen Verbrennungskapelle, woran sich der Urnentempel als ein besonderer Flügel nach dem Willen der Krematisten anlehnen soll. Der Preis der Verbrennungsöfen variirt je nach ihrer Größe und Konstruktion zwischen 480,000 und 16,000 Mark. Da nun jeder Verbrennungsproceß, selbst in den Oefen von vollkommenster Konstruktion, ungefähr zwei Stunden dauert, so hätte man z. B. in einer großen Stadt oder für einen Komplex kleinerer Ortschaften, worin durchschnittlich 24 Personen täglich sterben, zum wenigsten 4 Oefen nöthig und dafür, den billigsten Preis der Oefen angenommen, eine Ausgabe von 64,000 Mark zu machen. Dazu hätte man aber auch noch die Kosten eines Reserveofens zu rechnen, welcher angeschafft werden müßte, um, falls einer der andern Oefen plötzlich unbrauchbar würde, der dadurch eintretenden Unterbrechung der Verbrennungsoperation vorzubeugen.

Weiterhin hätte die Gemeinde das Material und Personal zu bezahlen, welches durch die Bedienung, Unterhaltung und Ausbesserung der Oefen erheischt wird; und auch diese Ausgaben erscheinen wahrlich nicht gering, wenn man auf der einen Seite in Betracht zieht, daß in den Oefen von W. Siemens, welche bis jetzt für die besten gelten, glühende Gase zur Verbrennung der Leichen gebraucht werden, und auf der andern Seite an den Umstand denkt, daß die Bedienung der Oefen, um Explosionen vorzubeugen, nur geübten Personen anvertraut werden kann. Bei der zuvor angestellten Rechnung war unterstellt, daß die Oefen nur 12 Stunden täglich arbeiten; läßt man sie Tag und Nacht im Gange, so redu-

cirt sich natürlich ihre Zahl auf die Hälfte, dafür wachsen aber die Ausgaben für die Heizer, Maschinisten, Verbrenner, kurz für das Bedienungspersonal, sowie auch für das Heizungsmaterial um das doppelte. Eine fernere Ausgabe, und zwar eine sehr namhafte, erwüchse endlich der Gemeinde aus der ärztlichen Obduktion und chemischen Untersuchung der Leichen, welche die gerichtliche Behörde bei jeder Leiche, bevor diese dem Verbrennungsofen übergeben werden dürfte, zu dem Zwecke anstellen ließe, damit ihr die etwaigen Spuren einer Vergiftung oder eines andern Kriminalverbrechens, dessen Opfer ein Mensch geworden, mit der Verbrennung seiner Leiche nicht auf immer verschwinden.

Wenn man nun die mit jedem Jahre sich mehrenden Verluste an Grundstücken, sowie die ganz enormen jährlichen Ausgaben, welche mit der allgemeinen Einführung der Leichenverbrennung für eine Gemeinde nothwendig verbunden sind, sich vergegenwärtigt und sie dann mit den verschwindend kleinen Einbußen an Land, sowie mit den ganz geringen Kosten vergleicht, welche einer Gemeinde durch die Anlage und Unterhaltung eines Kirchhofs entstehen, so begreift man wahrlich nicht, wie Männer der Wissenschaft es wagen können, dem Volke und der Regierung vorzuspiegeln, daß das System der Leichenverbrennung unter dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie sich weit mehr empfehle, als das der Leichenbeerdigung, und es deshalb eingeführt werden müsse.

Noch viel weniger wird das Gesagte begreiflich, wenn man an einen zweiten Nachtheil denkt, welchen die Todtenbestattung dem Ackerbau und damit zugleich dem Vermögen der Gemeinde nach der Behauptung der Krematisten verursachen soll. Durch die Begrabung der Leichen, so sagt man nämlich, werden die in ihnen enthaltenen Phosphate und andere Substanzen, welche für die Vegetation der Pflanzen äußerst wichtig, ja unentbehrlich sind, sämtlich an eine bestimmte Stelle der Gemarkung einer Gemeinde festgebannt, so daß in Feld, Wald und Wiese durch den jährlichen Verbrauch allmählich eine Verarmung an solchen Stoffen eintritt und über der Pflanzenwelt nach und nach eine bedrohliche Gefahr sich zusammenzieht, während die Verbrennung der Leichen jene Substanzen innerhalb weniger Stunden frei mache und sie dem beständigen Kreislauf zwischen dem Reich des Anorganischen und Organischen sofort übergebe. Aus diesen Worten läßt sich deutlich erkennen, weß Geistes Kinder die Krematisten sind; die Leiche des Menschen kommt ihnen nur als

Düngmittel für die Landwirthschaft in Betracht. Daß in dem todten Körper eines Menschen eine geistige und unsterbliche Seele gewohnt und dadurch der Körper, obgleich aus den rohen Stoffen der anorganischen Natur bestehend, eine besondere Weihe und Würde empfangen habe, der man auch noch nach dem Tode Rechnung zu tragen hat, daran denken die meisten Krematisten nicht, vermuthlich deshalb, weil sie nicht daran glauben.

Aber wie verhält es sich denn mit ihrer Behauptung, daß durch die Beerdigung der Leichen die in ihnen enthaltenen Düngsubstanzen dem Kreislauf des Stoffes vorenthalten werden? Das gerade Gegentheil davon ist wahr. Die Endprodukte bei dem Verwesungsprozesse einer Leiche im Schoße des Grabes sind nämlich ganz dieselben, welche aus der Verbrennung einer Leiche resultiren. Es sind: 1. Wasser, welches ungefähr 70—75 Prozent der menschlichen Leiche beträgt, 2. gasförmige Substanzen, worunter Kohlensäure, Kohlenstoffoxyd, Kohlenwasserstoffverbindungen, Stickstoff und Ammoniak, und 3. feste Substanzen, nämlich verschiedene Kalksalze, worunter hauptsächlich Phosphate, die Salze von Magnesia, Soda, Magnesia und Potasche zu nennen sind. Das aus der Leiche sich absondernde Wasser sickert allmählich in den Boden und vermischt sich mit dem Grundwasser, um mit diesem bald hier bald dort an die Oberfläche zu gelangen, oder aber es tränkt das die Leiche umgebende Erdreich, woraus Pflanzen und Myriaden von niederen Thierorganismen ihre Nahrung schöpfen. Die gasförmigen Substanzen, welche sich bei der Verwesung der Leiche entwickeln, dringen entweder zufolge ihrer Leichtigkeit unverändert durch die porösen Schichten der Erde hindurch in die Atmosphäre, um sich darin zu verflüchtigen, oder aber sie werden auf ihrem Wege dahin zersetzt und von dem Boden absorbirt, indem sie mit den darin enthaltenen Stoffen chemische Verbindungen eingehen. Was endlich die salzigen Produkte des Verwesungsprozesses betrifft, so lösen sich dieselben bald schneller, bald weniger schnell, wie z. B. der phosphorsaure Kalk der Knochen, unter der Erde auf, um dann durch das in den Boden von obenher eindringende Wasser dem tiefer liegenden Grundwasser zugeführt und von diesem nach allen Seiten hin weiter verbreitet zu werden. Demgemäß sind also die Stoffe, woraus der menschliche Körper zusammengesetzt ist, nach vollständiger Verwesung der Leiche, der Natur und ihrem Haushalte sämtlich zurückgegeben und bezahlt der Mensch insofern der Natur seinen vollen Tribut.

Freilich dauert der Verwesungsprozeß im Grabe verhältnißmäßig lange Zeit; selbst im trockenen Sand- und Kiesboden, welcher für die Beschleunigung der Verwesung am günstigsten ist, bedürfen die Weichtheile des menschlichen Körpers 10—24 Monate und die Knochen bis gegen 20 Jahre, um sich vollständig aufzulösen und in den Kreislauf der Materie einzutreten, während bei der Leichenverbrennung die Zersetzung der Leiche und die Verflüchtigung der dabei sich entwickelnden Gase durch den Kamin des Ofens das Werk zweier Stunden ist. Die Rückerstattung der im menschlichen Körper enthaltenen anorganischen Substanzen an die Natur geschieht also im Grabe viel langsamer, als im Leichen-Verbrennungsofen. Aber sie findet denn doch statt; und wenn man fragt, welche der beiden Restitutionen dem Wachsthum der Pflanzen und Thiere zuträglicher und den Bedürfnissen des Ackerbaues angepaßter sei, ob die schnelle und gewaltsame bei der Leichenverbrennung, oder die langsame und spontane im Schoße des Grabes, so kann die Antwort für einen sachkundigen Landwirth nicht lange zweifelhaft sein, da es einem solchen nicht in den Sinn kommt, den animalischen Dünger, womit er seine Aecker, Wiesen und Weinberge verbessern will, erst noch zu Asche zu verbrennen. Außerdem ist wohl zu beachten: **1.** daß die Kohlensäure, welche aus einem Verbrennungsofen in die Luft ausströmt, ebenso wie der darin freiwerdende Stickstoff, für den Pflanzenwuchs bei weitem weniger förderlich ist, als die Kohlensäure, welche in Folge der Grabesverwesung sich erst mit dem Bodenwasser mischt, und als der aus der Leiche sich entwickelnde Stickstoff, welcher im Grabe die Verbindungen von Salpetersäure und Ammoniak eingeht und durch die Bewegungen des Grundwassers nach allen Richtungen hin allmählig in der Erde vertheilt wird; **2.** daß die zum größten Theil aus Kalkphospaten bestehende Leichenasche, welche bei einer verbrannten Menschenleiche durchgehend zwei Kilogramm beträgt, wenn sie wirklich in Urnen für immer aufbewahrt wird, dem Boden ganz verloren geht, während der Verwesungsprozeß einer Leiche alle in ihr enthaltenen Stoffe der Erde zurückliefert, so daß also viel eher in Folge der Leichenverbrennung, als zufolge der Leichenbeerdigung für die Erde eine Abnahme der Kalkphosphate und damit eine Gefahr für die Vegetation zu befürchten stände; **3.** daß der phosphorsaure Kalk in den verschiedenen Ländern Europas, z. B. in den Bergen der unteren Lahn und in den Erdlagern bei Mons in Belgien bis zu dem Uebermaße vorkommt, daß jede einzelne

Quelle für sich allein hinreichte, um für die Gesamtmasse an Phosphaten, welche in den Körpern aller Menschen auf Erden enthalten sind, einen doppelten Ersatz zu liefern, und die betreffenden Grubenbesitzer froh wären, wenn sich eine größere Nachfrage nach ihren Produkten bemerklich machte.

Aus dem Gesagten dürfte von neuem einleuchten, daß jeder Vertreter einer gesunden Volkswirthschaft sich nie und nimmer für die Leichenverbrennung begeistern kann, daß er vielmehr aus wohlverstandenem Interesse für den Ackerbau und für die Landwirthschaft überhaupt auf Beibehaltung der Leichenbeerdigung in entschiedenster Weise dringen muß.

II. Der Gesichtspunkt der öffentlichen Gesundheitspflege.

Nunmehr kommt an diejenigen Gründe die Reihe, mit welchen man vom Standpunkt der Hygieine oder öffentlichen Gesundheitspflege das System der Leichenverbrennung zu vertheidigen und zu empfehlen sucht. Auch hier begegnet man zwei Hauptgründen, worauf die Krematisten sich mit besonderer Vorliebe zu stützen pflegen. Es sind Gründe, welche auf den ersten Blick etwas außerordentlich Bestechendes haben und darum auch diejenigen, welche nicht näher prüfen, ohne weiteres für sich einnehmen, welche aber dennoch nichts weniger, als stichhaltig sind. Die Krematisten behaupten nämlich, die Kirchhöfe seien fortdauernde Heerde epidemischer und ansteckender Krankheiten, und zwar einerseits durch die schädlichen Gase, Miasmen und Kontagien, welche sie in die Atmosphäre aushauchten, und anderseits durch die fauligen Substanzen, womit sie das Grundwasser und indirekt dann auch das Wasser in den Trinkbrunnen inficirten; durch Einführung der Leichenverbrennung, welche die Kirchhöfe überflüssig mache, würde also eine große Gefahr für den allgemeinen Gesundheitszustand beseitigt. Sieht man sich diese Behauptung im Lichte der Thatsachen näher an, so erkennt man bald, daß sie in all ihren Theilen sehr seicht und oberflächlich ist.

Zunächst ist es nicht richtig, daß die Kirchhöfe fortdauernde Heerde für epidemische und kontagiöse Krankheiten sind, nämlich für Cholera, Pest, Ruhr und gelbes Fieber, welche gewöhnlich im Munde der Krematisten als Beispiele paradiren. Sie verfehlen zwar nicht, zum Beweise für ihre Behauptung sich auf angebliche Thatsachen

zu berufen. Aber was sind das für Thatsachen? Schaudergeschichten sind es von plötzlichen Erkrankungen und Todesfällen, welche beim Oeffnen von Gräbern und Grüften sich zugetragen haben sollen, und zwar lauter Schaudergeschichten aus früheren Jahrhunderten, deren Wahrheitsgehalt sich nicht mehr prüfen, geschweige denn feststellen läßt, während man doch, wenn die Kirchhöfe wirklich gefährliche Ansteckungsheerde wären, mit Fug und Recht erwarten dürfte, daß man auch aus neuerer und neuester Zeit Beispiele von Ansteckung in Menge vorführen könnte. Ist schon dieser Umstand sehr geeignet, die in Frage stehende Behauptung der Krematisten zu verdächtigen, so ist es noch viel mehr der Umstand, daß die von ihnen angezogenen Thatsachen zum größten Theile sich gar nicht auf rationell angelegte und behandelte Kirchhöfe beziehen, sondern auf lang verschlossene Grüfte und auf verhältnißmäßig junge Gräber, welche ohne die nöthige Vorsicht geöffnet wurden, und daß dabei meistentheils auch keine epidemische oder kontagiöse Krankheiten ausbrachen, sondern nur Fälle von Erstickung durch Kohlensäure oder Stickstoff vorkamen, wie solche ja sehr leicht auch dann passieren, wenn jemand in einen Keller hinabsteigt, worin junger Wein in Gährung begriffen ist. All diesen Thatsachen gegenüber, erklärt Professer Wernher in Gießen, der selbst principiell nicht gegen die Leichenverbrennung ist: „Wenn man dieses angebliche Beweismaterial übersieht, so kann man sich nur wundern, daß Männer, welche mit Recht Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung haben, auf ein so dürftiges, unzuverlässiges, unkritisches, aus zwei Jahrhunderten zusammengestoppeltes Beobachtungsmaterial eine wissenschaftliche Ansicht und eine praktische, tief in das Leben eingreifende Aenderung gründen wollen".*)

Am schlagendsten werden indessen die Krematisten durch Thatsachen widerlegt, welche laut und entschieden für das Gegentheil ihrer Behauptung sprechen. So hat z. B. der Père la chaise, der berühmte Kirchhof zu Paris, welcher seit jüngster Zeit nicht mehr zu Beerdigungen gebraucht werden darf, weit über anderthalb Millionen Leichen in sich aufgenommen, und seine Umgebung ist dicht bewohnt, aber noch nie sind in diesem Stadttheil epidemische Krankheiten ausgebrochen, obgleich doch der Turnus für die Räumung und Wiederbenützung der Armengräber nur die kurze Zeit von fünf Jahren betrug. Eine zweite Thatsache liefert die Stadt Sedan.

*) A. v. O. S. 142 f.

Nachdem man die Soldaten, welche bei dieser Stadt im Jahre 1870 auf deutscher und französischer Seite gefallen waren, zusammen ca. 7000 Mann, mitsamt den gebliebenen Pferden begraben hatte, erhob sich in den nahe gelegenen belgischen Ortschaften die Befürchtung, daß durch die Verwesung so vieler Menschenleichen und Thierkadaver epidemische Krankheiten entstehen könnten, und da die Tagespresse diese Befürchtung in allen möglichen Tonarten variirte, sah sich die französische Regierung genöthigt, beruhigende Maßregeln zu ergreifen. Man öffnete daher die Gräber, wenigstens die der französischen Soldaten, — die Gräber der deutschen Soldaten zu öffnen hatte die deutsche Regierung untersagt — bedeckte dann die Leichen, welche schon seit sechs Monaten im Fäulniß übergegangen waren, mit Stroh, goß Theer oder Petroleum darauf und ließ es einige Zeit brennen, oder man streute ungelöschten Kalk auf die Leichen, um sie auf die eine oder andere Weise zu desinficiren. Nun ist aber nie etwas davon mitgetheilt worden, daß einer von den Arbeitern, welche vom 10. März bis zum 20. Mai 1871 mit Desinficiren beschäftigt waren, von einer ansteckenden Krankheit befallen worden sei, obgleich man, wenn ein solcher Fall konstatirt worden, die Mittheilung davon ganz gewiß nicht versäumt hätte, um zu beweisen, daß die Befürchtung der belgischen Regierung begründet gewesen sei, und bis heute sind in Sedan oder in der Umgegend noch keine epidemische Krankheiten ausgebrochen. An dritter Stelle endlich sei die vielfach beobachtete Thatsache verzeichnet, daß einerseits die Sterblichkeit der Städte, in welchen die ganz enorme Anhäufung von Leichen nach der Theorie der Krematisten den schädlichsten Einfluß auf ihre Umgebung hätte ausüben müssen, keineswegs immer den höchsten Prozentsatz erreicht, oft genug sogar einen viel geringeren, als ihn andere besser situirte Städte aufzuweisen haben, wie dies z. B. bei Wien, Paris und London, zumal bei letzter Stadt der Fall ist, wo noch bis vor kurzem die Kirchhöfe zum Theil innerhalb der Stadt gelegen waren; und daß anderseits die Mortalitätsziffer in denjenigen Städten, aus denen man die Kirchhöfe schon seit geraumer Zeit entfernt hat, so ziemlich dieselbe wie früher geblieben ist. Angesichts dieser Thatsachen, deren in neuester Zeit von Aerzten eine ganze Menge gesammelt worden ist, darf man wahrlich im Ernste nicht mehr behaupten, daß die Kirchhöfe gefährliche Ausgangspunkte epidemischer und kontagiöser Krankheiten seien; und sind sie das nicht, so ist die ganze Agitation der Krematisten,

unter dem Gesichtspunkte der Hygieine betrachtet, nichts weiter, als das Resultat einer leeren und kindlichen oder gar kindischen Furcht, wenn kein Blendwerk und Gaukelspiel von Betrügern.

Aber, so könnte man mit Recht fragen, athmen denn die Kirchhöfe wirklich keine schädlichen Gase, Miasmen und Kontagien aus? In Bezug auf die Frage nach den Gasen muß man allerdings einräumen, daß die Kirchhöfe einen Theil der Gase in die Atmosphäre ausströmen lassen, welche sich bei der Verwesung der Leiche aus ihr im Grabe entwickeln. Indessen keines von diesen Gasen ist gefährlich und giftig. Das gilt in seiner ganzen Wahrheit sogar von der Kohlensäure, welche von den ausströmenden Gasen die Hauptmasse bildet; ja in der Quantität, mit welcher sie allenfalls über der Oberfläche eines Kirchhofs schweben kann, ist sie noch nicht einmal für die Gesundheit nachtheilig. Ist doch jeder Mensch, auch derjenige, welcher in den besten Gesundheitsverhältnissen lebt, gezwungen, unbeschadet seiner Gesundheit, z. B. in seinem Wohnzimmer täglich eine Luft einzuathmem, welche viel mehr Kohlensäure und dazu noch viele andere unvollkommene oxydirte organische Produkte enthält, als in der Atmosphäre über einem offenen Kirchhof enthalten sein kann. Zudem darf man nicht vergessen, daß die aus einem Grabe an die Oberfläche der Erde gelangte Kohlensäure sehr rasch nach allen Himmelsrichtungen hin sich verflüchtigt, so daß wenige Fuß über einem Grabe die atmosphärische Luft nicht mehr als ihren normalen Gehalt an Kohlensäure, nämlich $^1/_2$ pro Mille besitzt.

Was sodann die Frage betrifft, ob die Kirchhöfe Miasmen d. i. Faulgase und Faulstoffe ausdünsten, so ist auch sie zu bejahen. Aber die Miasmen, gleichviel ob sie aus einem Kirchhofe oder aus einem andern Terrain ausströmen, sind nicht ansteckend, ja im allgemeinen nicht einmal der Gesundheit nachtheilig, obgleich man freilich sehr geneigt ist, gerade in ihnen die Quelle für epidemische und kontagiöse Krankheiten zu erblicken. Viele Menschen sind genöthigt, faule Gase, welche aus der Zersetzung animalischer Substanzen hervorgehen, in sehr konzentrirter Form einzuathmen, ohne zu befürchten zu brauchen, daß sie damit den Keim von Krankheiten in sich aufnehmen. Wenn z. B. ein fleißiger Student der Medizin seine anatomischen Studien betreibt und sein Examenpräparat anfertigt, sitzt er Wochen lang von Anbruch bis zu Ende des Tages an einer halbfaulen Leiche und zwar in einem Saale, wo viele andere mit

dergleichen Arbeit beschäftigt sind; er athmet die widerlich riechende Luft ein, seine Kleider und Haare werden von derselben so durchtränkt, daß man ihn während der Zeit seiner anatomischen Studien nicht in seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft duldet, aber er bleibt gesund und wohl, ebenso wie der Anatomie-Professor und -Diener, welche Jahr aus Jahr ein Monate hindurch die konzentrirtesten Leichenfaulgase einathmen müssen.

Endlich handelt es sich um die Frage, ob die Kirchhöfe Kontagien d. i. Krankheitskeime oder Infectionskörperchen exhaliren, unter denen man sich niedere Organismen in der Gestalt von mikroskopisch kleinen Pilzen zu denken hat und von welchen allerdings feststeht, daß sie selbst in unmeßbar kleinen Quantitäten krankheitserregend und ansteckend wirken. Bei Beantwortung der Frage braucht man von den Pilzen, welche einer besonderen Einwirkung auf organische Körper besitzen, nur zwei in Betracht zu ziehen, nämlich den Schimmelpilz und den Spaltpilz. Was die Schimmelpilze anlangt, deren Auftreten mit Krankheiten der äußeren Haut und den leicht zugänglichen Schleimhäuten in Verbindung steht, so können sie an bereits beerdigten Leichen sich nicht mehr entwickeln, und falls solche mit der Leiche in die Erde gebracht werden, müssen sie alsbald absterben, weil sie zu ihrer Existenz des freien Sauerstoffs bedürfen, den sie unter der Erde nicht finden. Schimmelpilze sind es also jedenfalls nicht, wenn von einem Kirchhofe Infectionskörperchen ausgeathmet werden sollten. Aber wie verhält es sich denn mit den Spaltpilzen, welche als die Erreger der ammoniakalischen Fäulniß und vielleicht auch mit Recht als die Träger der Malaria, sowie der eigentlichen kontagiösen Krankheiten, z. B. des Typhus, der Ruhr, der Cholera und der Pest gelten? Die Spaltpilze sind festangewachsene, unbewegliche Pilze; und wenn man auch zugeben wollte, daß sie innerhalb der Erde, wohin sie mit einer Leiche gekommen, fortleben und sich vermehren könnten, so bedürfte es jedenfalls einer aus dem Innern der Erde stammenden Stoßkraft und einer damit verbundenen Eruption des Grundwassers oder der Bodenluft, um sie durch die über der Leiche liegende Erdschichte hindurch an die Luft und durch diese in Berührung mit dem Menschen zu bringen.

Wenn das aber nicht geschieht? Keine einzige Erfahrung der Medizin spricht dafür, daß diejenigen infectiven Krankheiten, von denen mit möglichster Sicherheit nachgewiesen ist, daß sie durch Spaltpilze ver-

breitet werden, von einem Kirchhofe oder von einem Schindanger ausgegangen seien. Im übrigen gehen die Spaltpilze, welche etwa mit einer Leiche in's Grab getragen, sowie auch diejenigen, welche sich aus derselben dort erst entwickeln, zu Grunde, nachdem der im Blute der Leiche enthaltene Sauerstoff vollständig verzehrt ist, und an ihre Stelle treten die gänzlich unschädlichen Fäulnißpilze. Damit stimmt denn auch die Thatsache überein, daß kein Arzt die Besorgniß hegt, es möchte etwa die Diphtheritis oder der Milzbrand in der Nähe von Kirchhöfen, worin Leichen mit Diphtheritis oder Milzbrand beerdigt werden, häufiger vorkommen als an jedem andern Orte. Ist nun aber weder von seiten der aus einem Kirchhofe wirklich ausströmenden Gase und Miasmen, noch von seiten der vielleicht aus ihm erhalirten Kontagien für die Gesundheit der umwohnenden Menschen etwas zu befürchten, so ist das sehr kostspielige System der Leichenverbrennung zugleich auch als sehr überflüssig zu bezeichnen.

Zum nämlichen Resultat gelangt man, wenn man die Behauptung der Krematisten, daß die Kirchhöfe das Grund- oder Bodenwasser und dadurch zugleich das Wasser der Trinkbrunnen vergiften. Von den Zersetzungsprodukten und Fäulnißstoffen, welche aus einer verwesenden Leiche herstammen und gewöhnlich von der Erde selbst desinficirt werden, sickert wirklich ein Theil durch die Schichten der Erde hindurch bis ins Grundwasser, um denn von diesem nach den verschiedenen Seiten hin weiter geleitet und somit dann auch benachbarten Trinkbrunnen zugeführt zu werden. Trotzdem darf man aber nicht behaupten, daß gerade die Kirchhöfe es seien, welche unsere Brunnen im eigentlichen Sinne des Wortes vergiften oder verpesten. Denn die genannten, an sich freilich der Gesundheit schädlichen Stoffe kommen auch in Trinkbrunnen vor, welche mit einem Kirchhofe in gar keiner Verbindung stehen und deren Wasser für ganz unschädlich gehalten wird, und zwar oft genug in viel bedeutenderer Menge, als je in einem Kirchhofsbrunnen zu entdecken ist. Zumal ist dies bei solchen Brunnen der Fall, welcher sich inmitten stark bevölkerter Ortschaften befinden, weßhalb man, ohne die Wahrheit im mindesten zu verletzen, sagen darf, daß für diese Ortschaften der Kirchhofsbrunnen das beste Wasser liefert. So gibt es z. B. auf den Friedhöfen Leipzigs fünfzehn Brunnen, bei deren chemischer Analyse im Jahre 1874 sich herausstellte, daß das Wasser derselben dasjenige vieler städtischer Brunnen an Reinheit und Güte übertrifft

und dem der übrigen wenigstens gleichkommt. Zu Oberleschen in Schlesien wurden drei Brunnen untersucht, der Kirchhofsbrunnen, ein Brunnen dicht am Kirchhof und einer, welcher 100 Meter weiter lag; die Analyse des ersten lieferte 2,666, die des zweiten 21,333 und die des dritten 17,500 Theile organischer Substanz in 100,000 Theilen Wasser, wodurch konstatirt war, daß der Kirchhofsbrunnen bei weitem das reinste Wasser enthielt. Ebenso hat sich bei der chemischen Untersuchung, welcher die Brunnen in den Städten Berlin und Darmstadt unterzogen wurden, herausgestellt, daß dort das Wasser in den Kirchhofsbrunnen das beste ist.

Diese vielfach beglaubigte Thatsache ist aber auch leicht erklärlich, wenn man an den Umstand denkt, daß die Quantität fäulnißfähiger Substanzen, welche mit den Menschenleichen in die Erde gebracht werden, äußerst gering ist gegenüber der Masse fäkaler Stoffe, welche Menschen und Thiere tagtäglich der Erde überantworten. Wenn man z. B. annimmt, daß das mittlere Gewicht eines erwachsenen Menschen 65 kg beträgt und daß er täglich $1^1/_2$ kg Nahrung durchschnittlich zu sich nimmt, so muß er, soll er anders sein Volumen so ziemlich beibehalten, das Gewicht seines Körpers in fäulnißfähigen Produkten ein Mal in ca. 6 Wochen an die Erde zurückerstatten, im Jahre also ungefähr 9 Mal und in einem Leben von 50 Jahren ungefähr 400 Mal. Was will nun gegenüber dieser ungeheueren Masse putrescirender Substanzen, welche der Mensch in nächster Nähe seines täglichen Aufenthaltsortes der Erde zurückerstattet, die einmalige Uebergabe seiner Leiche und der in ihr enthaltenen Fäulnißstoffe an den Schoß des Grabes besagen?

Was erst, wenn man zu jenen aus dem menschlichen Körper täglich ausscheidenden Substanzen noch die täglichen Auswurfsstoffe der lebenden Thiere, die Leichen der auf der Oberfläche der Erde krepirten Thiere, die Myriaden niederer Organismen, welche in der Erde leben und sterben, den Spülicht und Abfall so vieler Millionen von Küchen rechnet? Vergleicht man die fäulnißfähigen Stoffe, welche jährlich mit 1000 Menschenleichen in die Erde vergraben werden, im mittleren Durchschnitt mit den Fäkalstoffen, welche aus allen übrigen Quellen jährlich dem Boden zugeführt werden, so erhält man nach der Berechnung Professors Fischer in Nordhausen das Verhältniß von 1 : 67. Mag man nun zugeben, daß die Faktoren, auf welche diese Berechnung sich stützt, nichts weniger

als genau sind, so genügen sie doch vollauf, um die Behauptung wagen zu dürfen, daß die Menge fäulnißfähiger Substanzen, welche mit den Menschenleichen in den Schoß der Erde gelangt, verschwindend klein ist, gegenüber derjenigen, welche ihr an bewohnten Orten auf anderen Wegen zugeht. So lange also die Krematisten nicht im Stande sind, die Erde und mit ihr das Grund- und Brunnenwasser vor jener übergroßen Masse anderer Fäulnißstoffe zu bewahren, ist es thöricht, sich Mühe zu geben, daß die verhältnißmäßig äußerst geringen Fäulnißsubstanzen, welche die Menschenleichen in sich bergen, in Verbrennungsöfen zu flüchtigen Gasen umgewandelt und damit von der Erde, wie von dem Grund- und Brunnenwasser ferngehalten werden. Jedenfalls ist es ein Zeichen von Unwissenheit, wenn nicht von was anderm, die Behauptung in die Welt zu schleudern, daß gerade die Menschenleichen und durch sie die Kirchhöfe der Heerd und Ausgangspunkt für epidemische und kontagiöse Krankheiten seien. Sonder Zweifel ist es richtig, daß durch die Verbrennung der Leichen alle etwa ihnen anhaftenden oder innewohnenden Krankheitskeime für immer beseitigt werden, aber welche Thorheit ist es doch, mit einem Aufwand von enormen Kosten einer Gefahr begegnen zu wollen, welche zum allergrößten Theile nur in der Einbildung existirt! Um die Gefahr zu beseitigen, ist es viel vernünftiger und den Zwecken der Hygieine vollständig genügend, wenn man dafür Sorge trägt, daß die Kirchhöfe jedesmal ein Areal umspannen, welches keine allzu kurze Rotationsperiode bedingt, d. i. keine allzu schnelle Wiederbenützung der Gräber nöthig macht, daß die Kirchhöfe in einem Terrain angelegt werden, welches die rasche Verwesung am meisten begünstigt, womöglich also in trockenem, grobkiesigem oder sandigem Erdreich, und daß dieselben mit Laubhölzern, zumal mit tiefwurzelnden, bepflanzt werden, welche die unter- wie oberirdischen Zersetzungsprodukte der Leichen absorbiren.

Damit wären denn die hauptsächlichsten Gründe, welche die Anhänger der Leichenverbrennung für die Einführung ihres Systemes aufzubieten pflegen, namhaft gemacht und auch zugleich auf ihren Werth und Wahrheitsgehalt zurückgeführt. Sämtlich haben sie sich als seicht und allzu leicht erwiesen; so wichtig man mit ihnen

thut, so nichtig und nichtswürdig sind sie. Angesichts dessen fragt man unwillkürlich, ob die angegebenen Gründe denn auch wirklich diejenigen seien, wovon die Krematisten sich bei ihrer Agitation innerlich bestimmen und leiten lassen, oder aber nur dazu dienen sollen, dem sachunkundigen Publikum Sand in die Augen zu streuen, so daß es die wahren Gründe nicht entdeckt. Und wenn man sich näher umschaut, kommt man auf die Vermuthung, daß das letztere der Fall ist. Fürwahr, wenn man den Verfechtern und Anhängern der Leichenverbrennung oder wenigstens den Chorführern derselben bis auf den Grund der Seele schauen könnte, so würde man ganz andere Motive, als die öffentlich angegebenen, gewahren, man würde sich davon überzeugen, daß eigentlich nur die Abneigung oder gar noch der Haß gegen das Christenthum und jede andere Religion die geheimen Triebfedern ihrer Agitation sind, weil nämlich bei allen Völkern der Erde, bei Christen und Juden, bei Mohamedanern und Heiden, die Bestattung der Todten das Gepräge einer religiösen Kulthandlung trägt, welche einerseits auf die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und anderseits auf das Dasein eines vergeltenden Gottes mit feierlichem Ernste hindeutet.

Auf diese Vermuthung stößt man wie von selbst, wenn man folgende Thatsachen in Erwägung zieht: 1. daß das Projekt der Leichenverbrennung unter den civilisirten Völkern zum allerersten Male von der französischen Republik aufgegriffen wurde, welche die Parole ausgab, das Christenthum mit all' seinen Institutionen, Gebräuchen und Erinnerungszeichen aus dem Leben der Völker zu eliminiren; 2. daß man in den Reihen der Krematisten fast nur solche antrifft, welche, wie Gottfried Kinkel einmal öffentlich von sich eingestand, keiner Kirche angehören und allen positiven Glauben abgestreift haben; 3. daß die Vertreter des krassen Materialismus, wie Moleschott und Karl Vogt, sich mit an die Spitze der krematistischen Bewegung gestellt haben; 4. daß die Freimaurer, wie im Jahre 1873 der Großmeister der italienischen Loge an die deutschen ∴ Brüder schrieb, die Leichenverbrennung unter die Ziele ihrer Bestrebungen aufgenommen haben, und 5. daß Wegmann-Ercolani, das Haupt der Krematisten in der Schweiz, in seinem Buche „die Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart" erklärt:*) „Die Ge-

*) S. 43.

bäude (zur Aufnahme der Aschenurnen) müssen gemeinsam sein, kein Unterschied der Religion darf dort Platz finden, mit dem Tode muß alle Unterscheidung des Cultus aufhören; so wird ein neuer Schritt gemacht zur wahren, allgemeinen Religion der Zukunft".

Ob die Krematisten nun auch wohl ernstlich daran glauben, daß es ihnen gelingen werde, ihr System nach und nach in allgemeine Aufnahme zu bringen? Die Bestattung der Todten, welche seit mehr denn 2000 Jahren in der ganzen civilisirten Welt sich eingebürgert und dauernd erhalten hat, welche bei allen Völkern in der pietätvollen Anhänglichkeit an die verstorbenen Mitglieder der Familie ihre Wurzeln treibt, welche von dem Staat unter die Obhut der Gesetze gestellt worden ist und der die Religion den Stempel der Weihe aufgedrückt hat, — einen solch' alten und heiligen Gebrauch ändert man nicht mit poetischen Reflexionen und leeren Redensarten, man ändert ihn um so weniger, als zur Abschaffung desselben dem Staate wie der Gemeinde ganz bedeutende Opfer und enorme Kosten zugemuthet werden. Gottfried Kinkel freilich, der Enthusiast vom Jahre 1848, deklamirte auf der ersten europäischen Leichenverbrennungs-Konferenz seinen Zuhörern den Gedanken vor, daß das Bewußtsein von dem endlichen Siege ihrer Sache die Delegirten zusammengeführt habe.*) Allein die vielen ablehnenden Bescheide der Regierungen, woran sich seitdem die Krematisten, um wenigstens fakultative Zulassung der Leichenverbrennung wandten, werden ihn wohl in seinem Siegesbewußtsein gründlich erschüttert haben. Wenn ihn aber nicht, dann sicherlich seine Parteigenossen, wie man es aus folgender Thatsache schließen darf. Im Februar 1879 wurde zu Berlin in einer öffentlichen Versammlung der Krematisten mitgetheilt, daß das Staatsministerium auf das Gesuch, die Leichenverbrennung für Preußen zuzulassen, einen abschläglichen Bescheid gegeben habe. Darauf faßte man den Beschluß, von andern derartigen Bittgesuchen an Staatsbehörden vorderhand Abstand zu nehmen und zunächst inmitten des Volkes für die Idee der Leichenverbrennung „vermehrt und kräftig" Propaganda zu machen. Vielleicht ist dieser Beschluß das erste Zeichen, daß das Projekt, die Leichenverbrennung allgemein einzuführen, schon im Begriff steht, den Weg alles Fleisches zu wandern. Jedenfalls wäre es sehr angezeigt, daß angesehene Männer

*) A. a. O. S. 6.

der Wissenschaft, welche unter der Fahne des Krematisten einhermarschiren und für deren Sache kämpfen, ihre Schritte bessern und würdigeren Zielen zuwendeten, um das Projekt der Leichenverbrennung, wie sehr es auch dessen Natur widerstreben mag, von den kleineren Geistern in aller Stille begraben zu lassen.

War Maria Stuart Gattenmörderin?

Von

Dr. Eduard Marcour.

I. Vorbemerkung.

„Die Lüge“, so meint einmal ein englischer Schriftsteller, „hat bereits die Reise um die Welt gemacht, ehe die Wahrheit die Stiefel angezogen hat“. Ein Blick auf die Geschichte bietet für die Wahrheit dieses etwas drastisch klingenden Ausspruches einen leider nur zu traurigen Beleg. Wie wäre es sonst möglich, daß namentlich die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, eine fast ununterbrochene Kette systematisch betriebener Fälschungen zu nennen ist, gegen welche eine objektive, wahrheitsliebende Geschichtsforschung Jahrhunderte lang vergebens angekämpft hat. Und noch heute, wo das Dunkel in manchen Punkten geklärt, die Parteileidenschaft einer ruhigeren und objectiven Forschung auch auf gegnerischer Seite vielfach gewichen ist, hält es der Wahrheit schwer, siegreich vorzudringen und namentlich bei der großen Masse des Volkes den dichten Nebel zu zerstreuen, welchen eine im Dienste des „lautern Evangeliums“ stehende Geschichtsschreibung um Personen und Thaten gelagert hat. Die von Geschlecht zu Geschlecht ererbten Vorstellungen über Ereignisse der Geschichte lassen sich nicht durch einen Federstrich, auf die Autorität einiger Weniger hin, aus der Welt schaffen. Wir erinnern nur an Tilly. Er, der Besten einer aus jener rohen, gewaltthätigen Zeit, welche der Lichtblicke und edlern Charaktere nur wenige zählt, muß es sich gefallen lassen, bei Tausenden und Abertausenden als der „Mordbrenner von Magdeburg“ zu figuriren, während die unparteiische

Forschung längst klargestellt hat, daß Tilly sein Möglichstes gethan, um das Verhängniß von der unglücklichen Stadt abzuwenden.

Sollte der Erfinder obigen Ausspruches nicht geahnt haben, daß auch die Geschichte seines eigenen Landes dessen Wahrheit in ebenso eklatanter als erschütternder Weise zeigen werde? Voller dreier Jahrhunderte hat es bedurft, ehe die Wahrheit in etwa vermochte, den Schleier zu zerreißen, welchen Lüge und Verleumdung um die Person der unglücklichen Königin Maria Stuart gewoben hatten. Und aller Wahrscheinlichkeit nach wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis die Wahrheit die Lüge eingeholt hat und Maria Stuart der Nachwelt in einem Bilde erscheinen wird, welches als getreuer Abglanz ihrer Person gelten kann. Gilt doch heute noch, um nur das Wichtigste zu betonen, Maria Stuart bei der großen Masse des Volkes als jenes Scheusal von Weib, das den Gatten hingeschlachtet, um den Buhlen besitzen zu können. Speziell in Deutschland hat die Macht, welche der Name Schiller bei Hoch und Niedrig auszuüben pflegt, viel dazu beigetragen, Maria Stuart als ein zwar bemitleidenswerthes, aber schuldbeladenes Geschöpf zu betrachten. Auf einer totalen Verkennung der Grundidee in Schiller's bekannter Tragödie beruht es, wenn der neueste Ankläger der unglücklichen Königin, Professor Gaedeke*) etwas hochpathetisch meint: „Nicht immer gelingt es Clio's unerbittlicher Hand, ein Unrecht Melpomene's zu sühnen. Und wenn noch dazu der Genius Schiller's das Haupt Maria Stuart's verklärt hat, so war es bisher nicht möglich, dem Bilde der „königlichen Dulderin“, welches der Dichter seiner Nation und der Welt geschaffen, ein in den Farben der Geschichte ausgeführtes Gemälde an die Seite zu stellen.“ Dem Dichter ist seine Heldin ein Opfer der Justiz, sie ist ihm nicht schuldig des Verbrechens des Hochverraths, wegen dessen sie schließlich zum Tode verurtheilt wird, aber eine moralische Schuld bleibt an ihr haften. Wie sehr immerhin Schiller bemüht sein mag, das Mitleid des Lesers und Zuhörers für die Heldin seiner Tragödie zu erwecken, wie wohlthuend ihr Bildniß abstechen mag von dem der „jungfräulichen“ Königin Elisabeth, Maria Stuart bleibt ihm das verbrecherische, mit einer Blutschuld beladene Weib. Wie wäre es sonst möglich,

---

*) Maria Stuart von Arnold Gaedeke, Heidelberg 1879, Universitäts-Buchhandlung.

daß er ihr gleich im Anfange der Handlung die Worte in den Mund legt?

> Frisch blutend steigt die längst vergeb'ne Schuld,
> Aus ihrem leicht bedeckten Grab empor.
> Des Gatten racheforderndes Gespenst,
> Schickt keines Messedieners Glocke, kein
> Hochwürdiges in Priester-Hand zur Gruft.

Wie wäre es denkbar, daß Maria in der ernstesten Stunde ihres Lebens, kurz vor ihrem Gange zum Richtplatz, noch einmal das Bedürfniß fühlen sollte, den nagenden Wurm des Gewissens durch ein offenes Bekenntniß zu beschwichtigen?

> Ach, eine frühe Blutschuld, längst gebeichtet,
> Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft
> Im Augenblick der letzten Rechenschaft
> Und wälzt sich schwarz mir vor des Himmels Pforten.
> Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
> Und dem Verführer schenkt ich Herz und Hand.
> Streng büßt' ich's ab mit allen Kirchenstrafen,
> Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

Wer so seine Heldin sprechen läßt, der muß sie als Schuldige betrachten. Und für schuldig hat sie mit dem Dichter die große Mehrzahl des Volkes gehalten, zumal die deutsche Geschichtsforschung bis jetzt dem Gegenstande wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Erst die zwei letzten Jahre haben uns drei größere Arbeiten über Maria Stuart gebracht. Als Ankläger tritt der schon genannte Professor Gaedeke auf, die Vertheidigung haben übernommen Opitz*) und ein noch junger Gelehrter an der Universität Gießen, Ernst Bekker.**) Von wissenschaftlichem Standpunkte aus betrachtet, erscheint die Arbeit des Letzteren unbedingt als die bedeutendste. Fußend auf den durch englische Forscher schon früher erzielten Resultaten und unter Benutzung manches neuen Quellenmaterials ist er an eine kritische Prüfung des Anklagematerials herangetreten, welches bis jetzt als Beweis einer Mitschuld Maria Stuart's an der Ermordung ihres zweiten Gemahls, des Grafen Darley, galt.

*) Maria Stuart von Theodor Opitz. Freiburg bei Herder, 1879.

**) Maria Stuart, Darley und Bothwell, Gießen Rickert'sche Buchhandlung 1881.

Das Resultat ist ein außerordentlich erfreuliches. Wenngleich man dem Verfasser nicht in allen Punkten wird beistimmen können, wenngleich hier und da seine Combinationen etwas gewagt erscheinen müssen, so kann doch darüber kein Zweifel mehr sein, daß nach seinen Untersuchungen die Antwort auf die Kernfrage: Ist Maria Stuart des Gattenmordes schuldig? eine unbedingt verneinende sein muß. Dieses Endergebniß, durch welches der dunkelste Punkt im Leben der unglücklichen Königin zu deren Gunsten aufgehellt ist, berechtigt zu der begründeten Hoffnung, daß eine fortgesetzte Forschung auch in andern Dingen Klarheit schaffen und aus dem nun einmal begonnenen Wettlauf zwischen Lüge und Wahrheit letztere als Siegerin hervorgehen werde. Jedem rechtlich denkenden Menschen kann das nur mit Genugthuung erfüllen. Denn es mag nur wenige Menschenherzen geben, welche den Leidenskelch so gründlich haben leeren müssen, als jenes schwache Weib, dem zwei Länder als Königin gehuldigt, und dem eine dritte Königskrone verführerisch winkte.

Wenn wir im Folgenden hauptsächlich an der Hand von Bekkers Untersuchungen der Frage nach der Schuld oder Unschuld Maria's am Gattenmord näher treten, mag zuvor eine Bemerkung nicht überflüssig erscheinen. Der Lehrer Bekker's, Professor Oncken in Gießen, hält es in der von ihm geschriebenen Vorrede für geboten, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß er sowohl wie der Verfasser, Protestanten seien und beide die Untersuchung mit der Voraussetzung der Schuld, nicht der Unschuld Maria's begonnen hätten. Erst im Laufe der Untersuchung hat die Wucht der Gegenbeweise, der Blick in das schamlose Treiben von Maria's Gegner Bekker aus einem Staatsanwalt zum Vertheidiger gemacht. Ist das ehrend für seinen Charakter, so ist es auch um so bedeutsamer für das von ihm gleichsam wider Willen abgegebene freisprechende Urtheil.

II. Feststellung der Thatsachen.

Maria Stuart, König Jakob's V. von Schottland und der Herzogin Marie von Guise Tochter, erblickte das Licht der Welt am 8. December 1542 im königlichen Schlosse zu Linlithgow. Sechs Tage alt, war sie vaterlos und die Königskrone lag bereit, um ihr zartes Haupt zu schmücken. Zugleich aber entbrannte um die Frage der Regentschaft ein blutiger Zwist. Im Alter von sechs Monaten wird sie nebst ihrer Mutter von der einen Partei entführt und in Gewahrsam gehalten. In Freiheit gesetzt, verläßt sie mit fünf Jahren

Mutter und Vaterland, um bei ihren Verwandten am französischen Hof eine neue Heimath zu suchen und zu finden. Fern von den wüsten Parteikämpfen, deren Schauplatz ihr Vaterland wurde, verlebte sie eine glückliche und sorgenlose Jugend am glänzenden Hofe ihres Onkels, König Heinrich's II. Ein Kind von seltener Schönheit und Begabung, eine Jungfrau, ausgestattet mit einer Fülle körperlicher und geistiger Vorzüge, bildete sie bald den vielumworbenen Mittelpunkt des Hoflebens. Gewandt im Gebrauche von fünf Sprachen, bewandert in der Geschichte und Geographie, den schönen Künsten und der Musik, zeigt ihr Charakter Offenheit, Dankbarkeit, Edelmuth und jene natürliche Liebenswürdigkeit, welche die Umgebung bezaubert. Am 24. April 1558 reicht sie, die Königin von Schottland und Prätendentin der englischen Krone, dem französischen Thronfolger Herz und Hand. Ein Jahr später hat ihr Gemahl als Franz II. den Thron bestiegen. Maria war auf der Höhe des irdischen Glückes angelangt und schnell ging es nun abwärts. Noch hatte sie die Trauer um ihren Schwiegervater, Heinrich II., nicht abgelegt, da kam aus Schottland die Kunde vom Tode ihrer Mutter, und wiederum nach einigen Monaten, am 5. December 1560, stand sie trauernd am Sarge ihres jugendlichen Gemahls.

Mit Franz II. war das Gestirn der Guisen erblichen, das der Medici stieg empor. Gehaßt von der Regentin Katharina von Medici, vernachlässigt vom Adel, ja selbst von ihrem Onkel, dem Cardinal von Lothringen, lebt die junge Königin-Witwe, einst die Zierde des Hofes, in halber Verbannung zu Reims. Was bleibt ihr übrig als Rückkehr in die Heimath, welche überdies die Pflicht und das Verlangen ihrer Unterthanen forderten? Am 15. August 1561 stach sie von Calais aus in See und erreichte vier Tage später, ungeachtet der Nachstellungen englischer Schiffe, glücklich die schottische Küstenstadt Leith, den Hafen von Edinburg. Wohl mag es wahr sein, daß sie, wie einige Schriftsteller erzählen, thränenden Auges der entschwindenden französischen Küste nachgeschaut und banger Ahnungen voll den schottischen Boden betreten habe. Der Freudenbecher war geleert, der dreimal so große Leidenskelch stand bis zum Rande gefüllt bereit.

Rauh und wild wie die Bewohner der schottischen Berge hatte während Maria's Abwesenheit die sog. Reformation ihren Einzug in's Land gehalten. Heimlich unterstützt von der englischen Elisabeth, offen gepredigt von dem gewaltthätigen, fanatischen Knox,

war ein Aufstand und Sturm losgebrochen gegen Kirchen, Klöster und Geistlichkeit, welcher an Heftigkeit und Brutalität seines Gleichen sucht in jener an Beispielen von Vandalismus und Grausamkeit nicht armen Zeit. Weder die herrliche Kathedrale von St. Andrews, noch die altehrwürdige Abtei von Scone, noch selbst die Gräber der Könige fanden Schonung vor den Barbaren. „Reißt die Nester nieder, damit die Eulen nicht mehr bauen können", war die Losung, mit welcher Knox eine rohe, fanatische Menge anspornte. Im Jahre 1560 war vom Parlament die Messe und die Autorität des Papstes abgeschafft, die Anhänger der katholischen Kirche wurden für Schurken, Verräther und Meuchelmörder erklärt, die Ausübung der katholischen Religion mit Todesstrafe belegt.

Und in dieses von religiösen und politischen Parteien zerklüftete Land kam ein schwaches Weib als Königin. Der Jubel des Volkes, der unverkennbare Eindruck, welchen Jugend, Schönheit und Anmuth der Herrscherin auf die rohe Masse machten, konnte die Ahnung tiefen Wehes nicht unterdrücken, das ihrer und ihrer Anhänger wartete. Die oben geschilderten Verhältnisse mußten einen Conflikt herauf beschwören. Die Anhänger der neuen Lehre erblickten schon in dem katholischen Bekenntniß der Herrscherin eine beständige Gefahr für den neu geschaffenen „Rechtsboden", und so wenig Maria Stuart namentlich in den ersten Jahren ihrer Regierung Anlaß zu einer Befürchtung dieser Art gab, so war ihr doch von Anfang Haß geschworen. Kaum zwei Tage im Lande, mußte ihr Halbbruder, der nachmalige Graf Murray, mit gezücktem Schwerte den wüthenden Pöbel aus der Privatcapelle der Königin treiben und den Priester am Altare mit seinem Leibe decken. Wenn trotzdem in den ersten 5 Jahren der Regierung das Verhältniß zu ihren Unterthanen im Ganzen genommen ein erträgliches blieb, so war das der an Pflichtverletzung gränzenden Nachgiebigkeit der angeblich „bigott" katholischen Königin zuzuschreiben. Der allmächtige Leiter der Staatsgeschäfte war ihr schon genannter Halbbruder, der von ihr in den Grafenstand erhobene Murray. Es liegt etwas wahrhaft Dämonisches in der Herrschaft dieses Mannes über Maria. Murray ist ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre, er haßt seine Schwester tödtlich als Papistin, er erhebt wiederholt die Fahne der Empörung und dennoch vertraut Maria ihm wieder und wieder, bis die Netze des schwärzesten Verrathes dermaßen um sie geworfen sind, daß ein Entrinnen unmöglich erscheint.

Die ersten Wolken ziehen herauf, als Maria dem Gedanken

einer zweiten Heirath näher trat. Nach längerem Schwanken fiel ihre Wahl auf ihren jugendlich schönen Vetter, den Grafen Henry Darley,*) Sohn des Grafen Lennox. Am 29. Juli 1565 wird die Heirath geschlossen. Vergebens hatte Murray sie zu hintertreiben versucht. Mußte die Person eines königlichen Gemahls an sich schon die Alleinherrschaft des Ministerpräsidenten gefährden, so sah er völlig eine „katholische Reaction" im Anzuge, weil Darley wenigstens dem Namen nach katholisch war. Rasch entschlossen griff Murray daher zum Schwerte, um die Eheleute gewaltsam zu trennen. Das Glück der Waffen war gegen ihn. Ohne Kampf stoben seine Mannen beim Herannahen von Maria's Heer auseinander, er selbst floh nach England. Wer weiß, welche Wendung die Geschichte Schottlands und der Königin genommen, wenn Darley in diesem kritischen Augenblick sich als den erwiesen, für welchen Maria ihn gehalten! Aber Darley hatte leider keinen andern Vorzug aufzuweisen, als den körperlicher Schönheit. Im Uebrigen war er ohne jedes höhere Ideal, leidenschaftlich, geistigen Getränken nicht abgeneigt und maßlos eitel, kurz das gerade Gegenstück seiner hochgebildeten Gemahlin. Einem solchen Mann konnte die Königin in einem solchen kritischen Moment nicht die Führung des Staatsruders überlassen. Ihre Wahl fiel auf den Italiener Riccio, einen Mann, der in einem unansehnlichen Körper einen großen Geist verbarg. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob und in wie weit es richtig ist, daß derselbe mit dem kühnen und großartigen Gedanken sich trug, die katholische Religion in Schottland wieder herzustellen. Sicher ist, daß die Furcht vor einem solchen Versuche zu einer Verschwörung des protestantischen Adels führte, der auch den schwachen König in seine Netze zu ziehen wußte. Als Preis für seinen Verrath an der Religion, der Gattin und dem Vaterland wurden ihm die königlichen Rechte versprochen, wohingegen er sich verpflichtete, für Beschützung des Protestantismus einzutreten.

Der Abend des 9. März 1566 wurde zur Ausführung des schwarzen Verbrechens bestimmt. Die Königin saß mit einem kleinen Kreise Vertrauter, unter denen sich auch Riccio befand, zu Tisch. Unerwartet tritt der König ein; er begrüßt die Königin und überhäuft sie mit Zärtlichkeiten. Im selben Augenblick stürzen Bewaffnete in das Zimmer, und stechen den hinter der Königin Schutz

*) Darley, nicht Darnley heißt es in den Briefen Maria's.

suchenden Riccio nieder. Die Königin selbst, welche dem grausigen Mord Einhalt gebieten will, sieht die Mündung einer Pistole gegen ihre Brust gerichtet. Darley hält die Gattin, welche ein Kind unter dem Herzen trägt, während der entsetzlichen Scene umschlungen, und läßt sie alsdann in festen Gewahrsam bringen, um sie so zur Annahme der von den Verschworenen aufgestellten Forderungen zu zwingen. In der Haft aber gelingt es Maria, ihren wankelmüthigen Gemahl den Verschwörern abspenstig zu machen, zumal derselbe nur zu bald hatte erkennen müssen, daß diese ihn wohl zum Mitgenossen der Blutthat, nicht aber zum Theilhaber an den Früchten derselben haben wollten. Erschreckt fliehen die Verschworenen bei der Kunde von der Versöhnung der königlichen Gatten und suchen und finden Schutz auf englischem Boden. Sie werden vom schottischen Parlament in die Acht erklärt, ihre Güter eingezogen. Darley aber schwört vor versammeltem Rathe, die Verschwörung weder durch Rath noch durch That unterstützt zu haben. Dieser feige, niederträchtige Verrath mußte die Rache seiner einstigen Genossen herausfordern. Sie wissen die Beweise von des Königs Mitschuld in die Hände Maria's zu bringen. Es ist erklärlich und natürlich, daß das Bewußtsein, von ihrem eigenen heißgeliebten Mann, den sie aus niederm Stande zur königlichen Würde erhoben, verrathen worden zu sein, einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf Maria gemacht hat. Wenn aber spätere Schriftsteller behaupten, von diesem Augenblick an datire eine unüberwindliche Abneigung und tödtlicher Haß Maria's gegen Darley, so widerspricht das den offenkundigsten Thatsachen. Vier Monate nach Riccio's Ermordung schenkt sie ihrem Gatten einen Sohn. In einem kurz vor der Niederkunft geschriebenen Testament hat sie für den Fall ihres Ablebens ihren Gemahl auf's Reichlichste bedacht. Darley weilt während jener schweren Stunden in der Nähe Maria's; er selbst zeigt die Geburt eines Thronerben den verwandten Höfen an: lauter Beweise, daß von einem tiefgehenden Zerwürfniß zwischen beiden Gatten nicht die Rede sein kann. Aber von anderer Seite naht Darley die Gefahr.

Längst schon hat Maria, welche überhaupt keine Anlage zu unversöhnlichem Hasse hat, ihrem Bruder Murray verziehen und ihn wieder als Rathgeber zur Seite gezogen. Er ruht nicht, bis er die Begnadigung der meisten Riccio-Mörder von seiner Schwester erlangt hat. Seit diesem Augenblick fühlt Darley sich nicht mehr sicher in der Nähe seiner Gemahlin. Er fürchtet die Rache seiner so schmählich

verrathenen und verleugneten einstigen Complicen. Ruhelos schweift er in Schottland umher. Nur zu den am 17. December im Schlosse Stirling stattfindenden Tauffeierlichkeiten kommt er auf einige Tage an den Hof. Kaum aber hört er hier, daß Maria auch die letzten Riccio-Mörder — bis auf zwei, welche die Königin persönlich angegriffen — begnadigt hat, da flieht er, ohne von der Gattin Abschied zu nehmen, in athemloser Hast zu seinem Vater nach Glasgow. Hier erkrankt er an den Blattern. Sobald Maria von der Erkrankung Kunde erhält, schickt sie ihren Leibarzt nach Glasgow und bricht selbst Ende Januar dorthin auf. Am 25. Januar 1567*) trifft sie des Nachmittags dort ein. Was in der Zwischenzeit auch vorgefallen sein mag, mag eine nur zu begreifliche Verstimmung zwischen den Ehegatten Platz gegriffen haben, sicher ist, daß hier in Glasgow eine vollständige Aussöhnung stattfindet. Die Ehegatten beschließen, fortan wieder zusammen zu leben. Darley selbst schlägt als Aufenthaltsort die Hauptstadt Edinburg vor. Da aber das dortige königliche Schloß für den erst in der Genesung befindlichen König nicht als der geeignete Aufenthalt befunden wurde, beauftragte Maria ihren Minister Maitland, schleunigst für Herstellung einer passenden und luftigen Wohnung Sorge zu tragen. Dadurch bereitete die Königin ihrem Gatten und sich selbst, allerdings unbewußt, das Verderben. Kurz vor den Tagen der Tauffeierlichkeiten war nämlich von den Adeligen Murray, Maitland, Argyle, Huntly und Bothwell der Tod des Königs beschlossen worden, theils um den von ihm begangenen Verrath zu rächen, theils um die Königin ganz in die Gewalt des protestantischen Adels zu bringen. In den ersten Tagen des Decembers 1566 weilte nämlich die Königin in Craigmillar, und hier war sie von Murray und Genossen gedrängt worden, in eine Scheidung von Darley zu willigen. Als sie diese Forderung mit Entrüstung von sich wies, wurde die Ermordung beschlossen. Auffallend erscheint es, den Grafen Bothwell unter den Verschwörern zu finden. Bothwell galt, obwohl Protestant, als treueste Stütze der Stuarts und hatte mehr als einmal Beweise seiner Treue abgelegt. Mit Murray und Genossen stand er daher noch bis zum August des Jahres 1566 auf sehr gespanntem Fuße. Wenn er nun plötzlich unter den Verschwörern erscheint, so ist nur anzunehmen, daß

*) Das Datum steht, wie wir weiter unten sehen werden, allerdings nicht ganz fest.

er um einen hohen Preis gewonnen worden ist. Worin dieser bestand, wird sich später zeigen.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zum Königspaar zurück. Am 27. Januar 1567 hatte dasselbe Glasgow verlassen und traf am 31. in Edinburg ein. Maitland, der, wie wir gehört haben, zu den Verschwörern gehörte, hatte mit teuflischer Freude ein in der Vorstadt Kirk of Field gelegenes Haus als Aufenthaltsort des Königs ausgewählt. Es war, wie die Königin gewünscht, luftig gelegen, aber zu gleicher Zeit auch nur zu geeignet für Ausführung des höllischen Planes. Acht Tage vergehen in stillem, trautem Zusammenleben des Ehepaares, Maria weilt fast den ganzen Tag über in der Wohnung des Gatten, um ihn persönlich zu pflegen. Auch am Sonntag, den 9. Februar besucht sie ihn in Begleitung des ganzen Hofes und bleibt bis zur Mitternachtsstunde bei ihrem Gemahl. Dann nimmt sie zärtlichen Abschied, um sich auf einen Maskenball zu begeben, zu dem sie ihr Erscheinen zugesagt hat. Zwei Stunden später weckt eine furchtbare Erschütterung die Bewohner Edinburg's aus dem Schlaf. Das Haus des Königs ist in die Luft geflogen, seinen Leichnam findet man, nur leicht bekleidet, ohne Spuren äußerer Verletzung, in der Nähe der Wohnung. Wahrscheinlich hatte der König im letzten Augenblick die Gefahr gemerkt, war geflohen, aber von den aufgestellten Wächtern erwischt und erdrosselt worden.

Wohl selten mag ein Weib und eine Königin sich in einer ähnlich niederdrückenden, ja verzweifelten Lage befunden haben, wie Maria nach der Ermordung ihres Gatten. Das Volk forderte laut die Bestrafung der Mörder. Maria setzte gleich am folgenden Tage einen Preis von 2000 Pfd.-St. auf die Entdeckung aus, sie fordert ihre Minister auf, alle Schritte zu thun, um die Uebelthäter zu entlarven: Vergebene Mühe! Die Minister sind ja die Mörder. Endlich erschien des Nachts ein anonymer Anschlag am Rathhause, welcher Bothwell des Mordes beschuldigt. Maria läßt ihn sofort vor Gericht stellen. Der Vorsitzende, Lord Argyle, hätte nicht Mitverschworener zu sein brauchen, um ein freisprechendes Urtheil vorhersagen zu können. Eine anonyme Denunziation ist kein Beweis.

Am 14. April trat das Parlament zusammen. Maria forderte seine Mitglieder zur thätigen Mitwirkung behufs Ermittelung der Königsmörder auf. Statt dessen belohnt es die der Mehrzahl der Mitglieder bekannten Verschworenen mit großen Gütercomplexen. Ein

wehrloses Weib befindet sich mitten in einer ruchlosen Mörderbande, welche die Netze immer enger um das arme Opfer schlingt. Am 19. April finden die Mitglieder des Parlaments sich im Hause eines gewissen Ainslin zu einem parlamentarischen Souper zusammen. Hier wird, nachdem der Becher fleißig die Runde gemacht, ein Schriftstück unterzeichnet, welches im Interesse des Landes eine abermalige Heirath der Königin für nothwendig erklärt und Bothwell als den geeigneten Gemahl empfiehlt. Die Hauptunterzeichner sind dieselben, welche den Bond zur Ermordung Darley's unterschrieben haben. Man geht daher wohl nicht irre, wenn man annimmt, daß die Hand der Königin der Preis war, um welchen Bothwell für die Verschwörung gewonnen wurde. Freilich hatte der kurzsichtige Mann nicht bedacht, daß seine ehemaligen Feinde ihn dadurch nur selbst unschädlich machen wollten.

Bothwell tritt am Tage nach dem Souper als Brautwerber bei der Königin auf. Er wird kurz und kalt abgewiesen. Am folgenden Tage reist Maria zum Besuche ihres Sohnes nach Stirling. Auf dem Rückwege, am 24. wird sie von Bothwell gefangen genommen und mit Gewalt zum festen Schlosse Dunbar entführt. Maria weint und protestirt gegen den Gewaltakt. Sie droht mit ihrer königlichen Ungnade und der Rache des Adels. Alles vergebens. Triumphirend zeigt Bothwell der Königin den Bond des Adels. Er droht mit Zwangsmaßregeln, er soll sogar Gewalt angewandt haben und — so gibt die Königin endlich ihren Widerstand auf. Am 15. Mai 1567, also kaum 3 Monate nach dem schauderhaften Mord in Edinburg findet die Hochzeit statt. Dieser Tag wird ein häßlicher Fleck im Leben Maria's bleiben. Wohl ist es richtig, daß sie nur der Gewalt weicht, wohl weiß sie nichts von einer Mitschuld Bothwell's am Morde ihres Gemahls, wohl glaubt sie endlich nur den Willen des Volkes zu erfüllen, aber dennoch bleibt die Heirath eine That, welche von politischer Kurzsichtigkeit und Charakterschwäche zeugt. Sie, welche mehr als einmal Beweise eines politischen Scharfblickes abgelegt hat, hätte auch hier sehen müssen, welch' mächtige Waffe sie den Gegnern in die Hand gab, wenn sie dem Manne die Hand reichte, welchen die Volksstimme als Mörder bezeichnete. Sie hätte endlich auch hier jenen moralischen Muth zeigen müssen, welcher sie später so bewunderungswürdig macht. Wer aber sie, das immerhin schwache, von Verräthern umgebene Weib schonungslos verurtheilen will, wie muß der erst das Benehmen derer brandmarken, welche sie mit der

Berechnung eines Schurken in jene Zwangslage gebracht haben! Maria mag übrigens ihr Schicksal geahnt haben. Der Hochzeitstag vergeht in Thränen, in den folgenden Tagen hört man die Neuvermählte nach einem Messer schreien, um ihrem unerträglich scheinenden Dasein ein gewaltsames Ende zu machen. Drei Wochen lang wird sie von Bothwell in strenger Haft gehalten: Das sind die Flitterwochen zweier Eheleute, welche angeblich in wahnsinnig-verbrecherischer Liebe einander zugethan, den Tag ihrer Verbindung kaum haben erwarten können, und über den Leichnam des rechtmäßigen Gatten das Ehegemach sollen betreten haben!

Unterdessen naht das Werk der schamlosesten Heuchelei und des schwärzesten Verraths seiner Vollendung. Derselbe Adel, welcher die Heirath mit Bothwell für eine politische Nothwendigkeit erklärt hatte, erhebt sich kurz nach der Vermählung, „um die Königin aus den Händen ihres „Entführers" zu befreien". Bothwell erkennt das mit ihm getriebene falsche Spiel. Er flieht mit seiner Gemahlin von Edinburg nach Dunbar und sammelt in aller Eile ein Heer. Am 15. Juni treffen die beiden Armeen zwischen Edinburg und Dunbar aufeinander. Vor Beginn der Schlacht aber geht der größte Theil des königlichen Heeres zu den Aufständischen über, das Königspaar muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Und was geschieht? Bothwell, den man für seine Entführung der Königin hat strafen wollen, darf ungehindert nach Dunbar zurückkehren. Bald darauf verläßt er Schottland, um nach einem abenteuerlichen Leben im Kampfe gegen Seeräuber an der dänischen Küste sein Ende zu finden. Die Königin aber, welche man hat befreien wollen, wird in einem schamlosen Aufzuge, unter dem Gebrüll des Pöbels „Verbrennt die Buhlerin" nach Edinburg und in der folgenden Nacht als Gefangene nach dem im Meere gelegenen festen Schlosse Lochleven gebracht. Dort wird sie in strengster Haft gehalten, bis es ihr am 2. Mai des folgenden Jahres gelingt, mit Hülfe des Grafen Douglas zu entfliehen. Noch einmal appellirt sie an das Glück der Waffen. Von allen Seiten strömen ihr Freiwillige zu. In Folge unverzeihlicher Nachlässigkeit wurde jedoch das Heer der Königin am 13. Mai von Murray bei Langside überfallen und in die Flucht geschlagen. Obgleich durchaus noch nicht alles verloren, ging Maria, an ihrem Glück verzweifelnd, über die Grenze und begab sich in den Schutz ihrer Cousine, der Königin Elisabeth von England. Was folgt, ist bekannt. Elisabeth ließ die Schutz- und Wehrlose 18 Jahre lang in strenger

Kerkerhaft halten, bis der Tod durch Henkershand am 18. Februar 1587 ihrem Leiden ein Ende machte.

III. Die Anklage gegen Maria.

Zwei für unsere folgende Untersuchung bedeutsame Thatsachen ergaben sich aus der kurzen Darstellung der wichtigsten Momente aus dem Leben der beklagenswerthen Königin. Sowohl Riccio als Darley waren, wie wir sahen, das Opfer einer weitverzweigten Adelsverschwörung. Die Ermordung beider ist eine eminent politische That. Desgleichen tragen die vom Adel in's Werk gesetzte Heirath Maria's mit Bothwell, wie die später folgende Empörung der Lords einen politischen Charakter. Es ist die Herrschsucht der Großen, verbunden mit dem Aufflackern des protestantischen Geistes gegen eine mit Recht oder Unrecht befürchtete katholische Reaktion. Von der Existenz eines Skandalverhältnisses zwischen Bothwell und Maria aber — und das ist wohl zu beachten —, geschweige denn von einer aus einem solchen unlautern Verhältnisse hervorgehenden Mitschuld Maria's an der Ermordung ihres Gemahls weiß zu jener Zeit kein Mensch etwas, weder der Adel, noch die calvinistische Geistlichkeit.

Erst zwei Monate nach dem Zusammenstoß bei Dunbar und der Einkerkerung der Königin tauchen die ersten dunklen nebelhaften Gerüchte von einem unerlaubten Verhältniß auf. Und charakteristisch genug ist es der eigene Bruder Maria's, der vielgenannte Graf Murray, welcher zuerst davon spricht. Der noble Bruder hat seine Zeit gut benutzt. Obwohl kaum noch ein Zweifel darüber obwalten kann, daß er die eigentliche Triebfeder der ganzen Bewegung gegen seine Schwester war, so war er doch viel zu schlau, als daß er sich je bloßgestellt. So war er denn auch, als alles zum letzten entscheidenden Schlag vorbereitet, kurz vor der Heirath seiner Schwester mit Bothwell, aus Schottland verschwunden und hatte sich an den französischen Hof begeben. Hier wird er von dem weitern Gang der Dinge genau auf dem Laufenden gehalten und zwar empfängt er bezeichnender Weise alle Briefe durch Vermittlung des englischen Gesandten. Als die Nachricht von der Gefangennahme der Königin und seiner Erwählung zum Regenten nach Paris gelangt, heuchelt er der Katharina von Medici und Karl X. gegenüber große Trauer und tiefe Entrüstung über das Benehmen des Adels. Er verspricht denselben alles mögliche zur Befreiung seiner Schwester zu thun, nimmt auch dankend eine ansehnliche Summe von Katharina von Medici zu

diesem Zwecke in Empfang und — ist bald darauf in aller Stille aus Paris verschwunden. Erst in London treffen wir ihn wieder.

Er hat hier eine Audienz bei der Königin Elisabeth, sowie verschiedene Zusammenkünfte mit dem englischen Staatsmann Cecil und dem spanischen Gesandten de Silva. In einer Unterredung mit dem letztern erzählt er von dem Auffinden eines Briefes seiner Schwester an den Grafen Bothwell, welcher auf eine Theilnahme der Ersteren an der Ermordung Darley's schließen lasse. Murray gibt eine genaue Beschreibung des Briefes. Merkwürdiger Weise stimmt die Form desselben ganz genau mit dem später auftauchenden sogen. großen Glasgow-Brief, dahingegen ist der Inhalt ganz verschieden von dem des Glasgow-Briefes, sowie auch von dem der später vorgezeigten andern Briefe. Wir kommen auf diese interessante Thatsache noch zurück. — Von London begibt Murray sich nach Edinburg zur Uebernahme der Regentschaft. Vorher hat er mehrere Unterredungen mit seiner Schwester im Gefängniß. Noch einmal gelingt es dem glatten Heuchler, dieselbe zu täuschen. Er erklärt, die Regentschaft nur mit ihrer Bewilligung übernehmen zu wollen, betheuert seinen Glauben an ihre Unschuld und verspricht alles zu ihrer Befreiung zu thun. Maria schenkt den Versicherungen Glauben, bittet ihn, die Regentschaft unter der Bedingung, daß sie befreit werde, zu übernehmen und übergibt ihm ihren Schmuck in Gewahr. Murray nimmt ihn in Empfang, tritt die Regentschaft an und — läßt seine Schwester im Gefängnisse.

Zur selben Zeit, wo Murray die erwähnte Unterredung mit dem spanischen Gesandten in London hatte, sprachen auch die schottischen Lords zu dem englischen Gesandten in allgemeinen Ausdrücken von dem Auffinden einiger Briefe Maria's an Bothwell. Näheres über den Inhalt ist aber nicht angegeben. Dann folgt eine fast halbjährige Pause. Die Königin bleibt trotz der gegentheiligen Versicherungen Murray's in Haft. Das Volk wird unruhig und fordert laut die Freilassung seiner Herrscherin. Selbst ihre verbissensten Feinde, die calvinistischen Prediger, finden das Benehmen des Regenten und der Lords empörend. Im Dezember 1567 richten sie eine in den schärfsten Ausdrücken abgefaßte Eingabe an das Parlament, in welcher Freilassung der Königin oder Vorlegung der Schuldbeweise gefordert wird. Auf diese drohende Haltung der Geistlichkeit und des Volks hin sieht sich die Regierung endlich veranlaßt, im Parlament einige angebliche Briefe Maria's an Bothwell vorzuzeigen. Sie werden

nur gezeigt. Von einer Vorlegung, geschweige denn einer Prüfung ist keine Rede. Wir wissen daher weder etwas über ihre Anzahl noch über ihren Inhalt. Wenige Tage später aber beschließt dasselbe Parlament unter Zustimmung des Ministeriums die Achtserklärung gegen Bothwell und Einziehung seiner Güter, „weil er die Königin gewaltsam entführt und zur Ehe gezwungen habe". In diesem Beschluß liegt der schlagendste Beweis, daß die Lords an ein Liebesverhältniß der Königin mit Bothwell nicht glauben. Die Entführung wäre in einem solchen Falle ja nur eine Komödie gewesen. — Es folgt wieder eine mehr als halbjährige Pause. Am 2. Mai 1568 erfolgt die Flucht der Königin und der Uebertritt auf englischen Boden.

Hier ist der Ort, mit einigen Worten auf die zweideutige Rolle, welche die Königin Elisabeth in der ganzen Angelegenheit gespielt hat, hinzuweisen. Bis zur Entweichung Maria's aus dem Gefängniß hat die Schlange Mitleid geheuchelt mit dem Schicksal ihrer Cousine. Die Erzählungen von den angeblichen Briefen an Bothwell werden von ihr als böswillige Verleumdungen erklärt, sie trägt ihrem schottischen Gesandten auf, all' seinen Einfluß zur Befreiung der Königin anzuwenden, sie droht den rebellischen Lords sogar mit Krieg und nun, wo Maria hülflos als Schutzflehende sich ihr naht und um eine baldige persönliche Zusammenkunft bittet, erklärt Elisabeth, der gute Ruf, welchen sie als „jungfräuliche Königin" sich erfreue, dulde nicht, daß sie eine Person empfange, auf welcher der Verdacht des Gattenmordes ruhe. Gleichzeitig ordnet sie eine scharfe Ueberwachung der Königin an, sodaß diese ein schottisches Gefängniß nur mit einem englischen vertauscht hat. Wenn Elisabeth weiter versicherte, sie werde sich freuen, wenn Maria's Unschuld bald klar erwiesen würde und sie werde keine Mühe scheuen, um ein solches Ergebniß in Kürze herbeizuführen, so sollte sich nur zu bald herausstellen, daß auch das lauter Heuchelei war.

Noch im Juni ordnet sie nämlich eine aus englischen und schottischen Vertretern bestehende Conferenz an, vor welcher Murray sich wegen Hochverrath und Anmaßung der Regentschaft verantworten soll. Murray ist offenbar in die geheimsten Pläne des ränkevollen Weibes noch nicht eingeweiht; denn er geräth bei Empfang der Vorladung in einen heillosen Schrecken. Umgehend beantwortet er das Schreiben, und betheuert seine Unschuld. Er hoffe, so schreibt er, auch im Stande zu sein, den Beweis für die Mitschuld der

Königin Maria am Gattenmord liefern zu können. Sein Diener Wood sei nämlich im Besitze von in die schottische Sprache übersetzten Copieen einiger Briefe Maria's an Bothwell. Diese Briefe bewiesen seiner Ansicht nach die Schuld der Königin. Aber, so setzt er hinzu, es würde ihm zur großen Beruhigung gereichen, wenn er schon jetzt die Zusicherung erhalten könne, daß diese Beweise auch von der Conferenz als genügend erachtet würden. Ein mehr als merkwürdiges Verlangen! Ehe noch die Richter die Anklage und Vertheidigung gehört, sollen sie erklären, daß Murray unter allen Umständen freigesprochen und Maria verurtheilt werden würde! Unter solchen verdächtigen Umständen beginnt in den ersten Tagen des October 1568 die Conferenz zu York.

Sie stellt sich nur zu bald als das heraus, was sie in Wirklichkeit war, eine wohl geplante Komödie. Als Bevollmächtigte der Königin Elisabeth erschienen der Herzog von Norfolk, Graf Sussex und Sir Ralph Sadler. Aus Schottland waren als Vertreter der Lords anwesend Graf Murray, Graf Morton, Bischof Adam Bothwell, Lord Lindsay, der Abt von Dunfermline und als Rathgeber der ebenso gelehrte als charakterlose Buchanan. Maria hatte den Bischof Leslie, die Lords Herries, Livingstone und Boyd gesandt. Gleich in der ersten Sitzung erhoben letztere gegen Murray und Genossen die Anklage wegen Hochverrath. Die allein richtige Antwort Murray's wäre natürlich eine Gegenklage auf Gattenmord gewesen. Statt dessen kommt er mit der alten, durch die Thatsachen hinreichend widerlegte Phrase, die Lords hätten nur zu den Waffen gegriffen, um den Königsmörder Bothwell zu bestrafen und die Königin aus seinen Händen zu befreien. Gleichzeitig sucht er Verhandlungen mit seiner Schwester anzuknüpfen, um sie zu einem freiwilligen Verzicht auf die Krone zu bewegen und so allem Streit ein Ende zu machen.

Erst als dieses freche Ansinnen von Maria mit edler Entrüstung abgewiesen wurde, kommt Murray mit seinen angeblichen Beweisen einer Schuld Maria's hervor. Er wagt sie allerdings nicht in öffentlicher Sitzung, in Gegenwart der Vertreter seiner Schwester zu zeigen, sondern legt ganz im Geheimen den englischen Bevollmächtigten 6 angeblich von Maria an Bothwell geschriebene Briefe vor, sowie zwei Heirathsverträge und mehrere Sonette an Bothwell. Sämmtliche Briefe sind in schottischer Sprache geschrieben; sie werden als Originale vorgelegt und die schottischen Vertreter erbieten sich, ihre Echt-

heit durch Eidschwur zu erhärten.*) Und nun beachte man, daß derselbe Murray vor wenigen Monaten geschrieben, sein Diener Wood sei im Besitze von schottischen Uebersetzungen der Originale! Also müßten die Originale in einer anderen Sprache geschrieben sein, als in der schottischen. Sollte der gute Wood s. Z. etwa nicht so sehr Besitzer als vielmehr Fabrikant gewesen sein? Dieser Gedanke muß sich Jedem mit Gewalt aufdrängen und scheint auch den englischen Vertretern gekommen zu sein. Wenigstens sahen sie und ihre Herrin, die Königin Elisabeth ein, daß mit solchen Waffen die verhaßte Gegnerin nicht unschädlich gemacht werden könne. Die Conferenz von York wird plötzlich aufgehoben und eine neue auf Schluß November in Westminster anberaumt. Maria wird unterdessen tiefer in's Land und unter verschärfte Haft gebracht. Ihre Bewachung ist Leuten anvertraut, welche, wie Elisabeth wahrhaft cynisch schreibt, „so treu sind, daß ich fürchte, sie werden wenig Umstände machen, wenn Maria einen Fluchtversuch machen würde". Ihre zu dieser Zeit wiederholt ausgesprochene Bitte um eine persönliche Zusammenkunft mit Elisabeth wird von dieser nochmals mit dem Hinweis auf ihren fleckenlosen Ruf rundweg abgeschlagen. Zur Beruhigung Maria's hatte Elisabeth übrigens schon früher bei ihrem fürstlichen Wort versprochen, auch Niemanden zu empfangen, der „etwas Uebles wider ihre gute Schwester sage". Und dieses selbe Weib empfängt in jenen Tagen den Grafen Murray, welcher soeben seine Schwester des Gattenmordes bezichtigt hat. Schamloser ist wohl nie ein fürstliches Ehrenwort gebrochen worden. Elisabeth geht noch weiter. In der Zeit, wo die Yorker Conferenz ihre Sitzungen hält, macht Murray eines Tages einen Spazierritt mit dem Vertrauten der Königin, dem Herzog von Norfolk. Dieser nun erklärt dem Regenten, seine Herrin müsse vor der Welt nur

*) Erst nach Vollendung der Schrift ging uns eine Untersuchung von Dr. Harry Breßlau „die Kassettenbücher der Königin Maria Stuart" (Histor. Jahrbuch 1882) zu. Er bezweifelt die Richtigkeit der Behauptung Bekkers, daß der Conferenz überhaupt Originalbriefe vorgelegt seien; möglich sei es allerdings, aber dann seien es sicher die französischen gewesen. Der von ihm hierfür vorgebrachte Grund, es sei Murray nicht zuzutrauen, daß er in York schottische und in Westminster französische vorgelegt habe, scheint uns jedoch wenig zutreffend. Murray hat noch größere Dummheiten begangen, als diese. Ueberdies wußte er ja in York noch nicht, daß es zu einer Conferenz in Westminster kommen würde. Er konnte das Fälschungsstückchen also gut wagen. Aber auch die Ansicht Breßlau's als die richtige angenommen, so ändert das nichts am Endresultat.

so sprechen, als wünsche sie die Unschuld Maria's klar gestellt, in Wirklichkeit sei ihr nichts lieber, als wenn möglichst viel vorgebracht werde, was derselben Schande brächte.

Mit einem solchen Geleitsbrief des doppelzüngigen Weibes in der Hand, konnte Murray nun guten Muthes der Eröffnung der Conferenz in Westminster am 30. November entgegen sehen. Gleich in der ersten öffentlichen Sitzung erklärt er denn auch sich bereit, nunmehr die geforderten Beweise für die Mitschuld Maria's am Gattenmord vorzulegen. Die Vertreter der Königin erklären, auf eine solche Beschuldigung hin, könne nur ihre Herrin selbst antworten, sie müßten daher deren persönliches Erscheinen fordern. Die so selbstverständliche Forderung wurde kurzweg abgeschlagen, desgleichen die folgende, daß man der Gefangenen denn doch wenigstens die vorzulegenden angeblichen Beweise abschriftlich zustellen möge. Und nun thun Maria's Sachwalter den Schritt, welchen Pflicht und Ehre fordern: sie verlassen unter Protest die Sitzung. Die Conferenzen waren damit thatsächlich beendet, das aber paßte natürlich nicht zu der Absicht Elisabeths. Der Protest wurde wegen eines angeblichen Formfehlers zurückgewiesen und die Conferenz fortgesetzt, trotzdem die Vertreter Maria's nicht mehr erschienen. In der Sitzung vom 6. Dezember kommt Murray mit seinen angeblichen Beweisen. Er legt das sog. Artikelbuch vor, eine Anklageschrift, deren Inhalt die Geschichte aller der unglücklichen Königin zugeschriebenen Verbrechen bildet. Es ist der versuchte Nachweis von dem Bestehen eines Skandalverhältnisses mit Bothwell, welches dann zur Ermordung des Gatten soll geführt haben. Das Artikelbuch war für den Schuldbeweis, welchen die Briefe liefern sollten, eine nothwendige Ergänzung; denn wenn die Briefe echt sein sollten, so mußte vor allem das Bestehen eines unlautern Verhältnisses nachgewiesen werden, zumal die Briefe, wie wir noch sehen werden, nur den Zeitraum von wenigen Tagen umfassen und sonst keine Spur eines Briefwechsels vorliegt. Die genaue Uebereinstimmung des Inhalts dieses Artikelbuches mit der einige Jahre später erscheinenden detectio (Enthüllung) von Buchanan, macht die Vermuthung fast zur Gewißheit, daß wir Buchanan auch als Verfasser des Artikelbuches anzusehen haben. Er war freilich nur das willenlose, gefügige Werkzeug in den Händen Murray's und von Elisabeth's Staatssekretair Cecil. Buchanan ist das abschreckende Beispiel eines ebenso geschickten, als charakter- und schamlosen Literaten. Von Maria aus dem Staub ge-

hoben, mit Wohlthaten überhäuft, feiert er ihre Schönheit, Anmuth und Tugend in den überschwänglichsten Ausdrücken, um später, als das Unglück über sie hereinbricht, seine giftige Feder ihren Feinden zur Verfügung zu stellen und seine Wohlthäterin mit dem Koth der niedrigsten Verleumdungen zu überschütten. Seine auf Cecil's, resp. Elisabeth's Veranlassung geschriebenen Werke sind die eigentlichen Quellen, aus welchen der Strom der Lügen und Verleumdungen über Maria entflossen ist.

In den folgenden Tagen kommt Murray mit seinen weitern „Beweisen". Er zieht ein mit Gold verziertes Kästchen hervor und erzählt eine interessante Geschichte, wie man dasselbe am 20. Juni 1567, also kurz nach der Gefangennehmung Maria's, einem Diener Bothwell's abgenommen und in demselbem 9 Briefe der Königin an ihren Geliebten gefunden habe. Murray legt die Briefe vor. Es sind die schon zu York vorgezeigten nebst zwei neuen, darunter der sog. lange Glasgow-Brief. Sämmtliche Schriftstücke sind diesmal in französischer Sprache abgefaßt und wiederum erbieten sich die edlen schottischen Lords ihre Originalität eidlich zu erhärten. Also dieselben Briefe, welche im Juni als schottische Copieen bezeichnet werden, welche im Oktober als schottische Originale erscheinen, werden jetzt im Dezember als französische Originale vorgezeigt und als solche eidlich von Seiten der schottischen Lords anerkannt! Welchen Eindruck dieses Gebahren auf die englischen Vertreter gemacht hat, wissen wir nicht bestimmt; jedenfalls war es kein besonders günstiger. Denn nachdem am 13. Dezember nochmals eine Scheinprüfung der Dokumente stattgefunden, wird die Conferenz geschlossen. Elisabeth aber versucht, — statt ein Urtheil zu fällen, gleich wie Murray im Oktober, ihre Cousine zum freiwilligen Verzicht auf die schottische Krone zu bewegen. Und erst nachdem diese Bemühungen an der Standhaftigkeit Maria's gescheitert, erging am 10. Januar 1569 das folgende Urtheil des Staatssekretärs Cecil: „Da nichts vorgebracht sei, was die Ehre und Unterthanentreue Murray's beflecken könne, und auf der andern Seite nichts Genügendes gezeigt sei gegen Maria, wodurch die Königin Elisabeth eine üble Meinung von ihrer guten Schwester fassen könne, so halte Elisabeth es für ganz passend, den Grafen Murray in Gnaden zu entlassen." Mit diesem Gegenstück eines salomonischen Urtheils und einem Geschenk von 5000 Pfd. Sterling kehrte Murray als Regent nach Schottland zurück. Maria aber wurde in noch schärfere Haft gebracht.

IV. Prüfung der Anklage.

Im Vorstehenden haben wir die sämmtlichen Beweise, welche von den Anklägern für die Schuld der Königin beigebracht werden, kennen gelernt. Müssen dieselben angesichts eines so großen Verbrechens an und für sich schon für außerordentlich dürftig erklärt werden, so erscheinen sie doppelt verdächtig, wenn man nochmals die Art und Weise sich vergegenwärtigt, wie sie vorgebracht werden. Es ist, wie wir sahen, ein stets wechselndes, stets wachsendes Material, je nachdem das Bedürfniß, die Gegnerin mit schärferen Waffen unschädlich zu machen, sich herausstellt. Das gesammte Beweismaterial soll am 20. Juni 1567, also 5 Tage nach der Gefangennahme der Königin, in einem goldnen Kästchen aufgefunden worden sein, und dennoch bringt man es erst anderthalb Jahr später, im Dezember 1558 vollständig vor. Warum spricht Murray erst von einem, dann von sechs und schließlich erst, nachdem er die positive Versicherung Elisabeth's, ihm werde nichts zu Leide geschehen, im Gegentheil solle er nur möglichst viel Schmutz auf seine Schwester werfen, in Händen hat, von neun Briefen? Man wende nicht ein, ein natürliches Schamgefühl habe Murray abgehalten, die Schande seiner Schwester zu offenbaren. Der noble Schuft hatte im Laufe der letzten zwei Jahre sein Möglichstes gethan, um Ehre und guten Namen der Königin zu untergraben. Zudem hätte die Rücksicht auf seine eigene Ehre dringend gefordert, daß er sein Beweismaterial vorgelegt, als Volk und Geistlichkeit im Dezember 1567 dasselbe entschieden forderten. Sicher aber hätte er es auf der Conferenz in York produziren müssen. Dazu kommt der tolle Widerspruch mit dem Wechsel der Sprache in den angeblichen Originalbriefen. Erst sollten sie in französischer, dann in schottischer und schließlich wieder in französischer Sprache geschrieben sein! Kläglich ist der Einwand der Gegner Maria's, auf der Conferenz in York seien die schottischen Briefe nur aus Versehen als Originale vorgelegt worden. Man hatte damals ja noch gar keine Ahnung, daß es überhaupt zu einer zweiten Conferenz in Westminster kommen werde. Und zudem meinen wir, daß ein gewissenhafter Mann es mit einem Eide etwas genauer nehme, wie man es in diesem Falle den schottischen Lords imputirt. Dieselben werden sich doch wohl nicht zur eidlichen Erhärtung der Echtheit der Briefe bereit erklärt haben, ohne sie auch nur anzusehen?

Kurz, ein Labyrinth von Widersprüchen, ein Wald von Ungereimtheiten erhebt sich, wo und wie wir die Briefe auch betrachten. Es

braucht uns wahrlich nicht zu wundern, wenn auf Grund solcher Beweise selbst die feilen englischen Richter kein „schuldig" zu sprechen wagten. Wenn aber die bis jetzt gegen die Echtheit der Briefe vorgebrachten Gründe nur den Charakter einer an Gewißheit streifenden Wahrscheinlichkeit tragen, so glauben wir im Folgenden die plumpe Fälschung derselben auch auf's Evidenteste nachweisen zu können.

Die angeblichen Briefe Maria Stuart's an Bothwell zerfallen in zwei Gruppen: Glasgow- und Stirling-Briefe, so genannt nach den Orten ihrer Entstehung. Erstere sollen nämlich in jenen Januartagen des Jahres 1567, wo Maria am Krankenbette ihres Gatten Darley zu Glasgow weilte, geschrieben sein, letztere in den Tagen vom 21.—23. April, also unmittelbar vor der gewaltsamen Entführung durch Bothwell. Kurzer Hand pflegt man alle zusammen auch wohl die Cassetten- oder Chatullenbriefe zu nennen nach jenem goldnen Kästchen, in welchem sie sollen gefunden sein. Bis auf einen, den sogenannten langen Glasgow-Brief, sind sie für unsere Frage insofern irrevelant, als sie — ihre Echtheit angenommen, allerdings die Existenz eines Verhältnisses mit Bothwell, aber nicht eine Schuld am Gattenmord beweisen. Sie würden also Maria lediglich einer rein moralischen Schuld zeihen. Die Vermuthung, daß wir es in diesen Briefen mit ursprünglich echten Briefen Maria's an ihren rechtmäßigen Gemahl Darley zu thun haben, welche nur zweckentsprechend umgearbeitet seien, ist daher nicht ganz zu verwerfen. Auf jeden Fall aber würde nur aus der Echtheit des langen Glasgow-Briefes eine Mitschuld der Königin am Gattenmord sich ergeben.

Es ist ein wahres Monstrum von Brief: Drei volle Bogen lang, theils auf Briefpapier, theils auf ausgerissenen Notizblättern geschrieben, weil — es der königlichen Schreiberin an Papier gemangelt habe, ohne Anrede, ohne Unterschrift, ohne Datum. Mag man letzteres auf Rechnung der Vergessenheit einer angeblich wahnsinnig verliebten Person setzen, die Unterschrift wird gerade ein solches Weib nicht vergessen. Und nun gar der Inhalt! In einer geradezu gemeinen, niedrigen Weise schildert Maria dem angeblichen Buhlen ihre Ankunft in Glasgow, den Zustand, in welchem sie ihren von Blattern entstellten Gatten gefunden, ergeht sich in Ekel erregenden Liebesbetheuerungen und bespricht schließlich die Mittel und Wege, wie sie sich des Gatten entledigen könne. Ueber letztern Punkt erbittet sie sich den Rath Bothwell's. Wer den Brief gelesen, wird mit uns darin übereinstimmen, daß solche Ausdrücke, wie sie in diesem

Schreiben vorkommen, keine gebildete, ja keine nicht geradezu allen Schamgefühls baare Frau kann im Munde geführt, geschweige denn niedergeschrieben haben. Wie verschieden aber auch die Urtheile über die Königin Maria Stuart lauten mögen, darin sind alle einig, daß Maria eine geistreiche, formgewandte, poetisch angehauchte Briefschreiberin gewesen sei. Wird sie doch als die erste Briefstellerin ihres Jahrhunderts bezeichnet. Und dieses Urtheil wird bestätigt durch ihre noch erhaltene Briefsammlung, welche sieben stattliche Bände umfaßt.

Es muß daher schon mit Rücksicht auf diese Thatsache als eine reine Unmöglichkeit erscheinen, daß eine so hochgebildete Frau urplötzlich in einem Briefe, noch dazu in einem Liebesbriefe, wo, wie man zu sagen pflegt, der Strom der Empfindungen die Feder leitet, in einen Stil und Ton verfallen sei, den auch das allerungebildetste Weib verschmähen würde! Ja noch mehr! Die königliche Schreiberin macht sich zunächst nach Schülerart eine ausführliche, schwerfällige Disposition! Und ein Punkt dieser Disposition lautet: An Bothwell.

Also die angeblich Verliebte, welche sich niedersetzte in der Absicht, an ihren Geliebten zu schreiben, muß sich erst noch durch eine Disposition daran erinnern lassen, daß sie wirklich an ihren Verehrer schreiben will? Klein muß gegenüber solchen Absurditäten der Umstand erscheinen, daß die Disposition Dinge enthält, welche im Briefe nicht zu finden sind und auf der andern Seite dieser wieder denselben Punkt der Disposition zweimal, nur in etwas anderen Worten behandelt. Dieser Umstand legt fast den Gedanken nahe, daß mehrere Personen den Brief abgefaßt haben. Das Beste an der Sache aber ist, daß der Brief seinem Inhalte nach an drei verschiedenen Tagen geschrieben sein muß, während die Königin allem Anscheine nach nur anderthalb Tage in Glasgow geweilt hat. Allerdings müssen wir zugeben, daß gerade hinsichtlich der Dauer des Aufenthaltes der Beweis von Bekker uns nicht strikte geliefert erscheint. Aber selbst die Gegner Maria's, denen natürlich alles daran gelegen sein muß, den Aufenthalt als einen längern nachweisen zu können, müssen zugeben, daß derselbe höchstens 5 Tage, den Tag der Ankunft und Abreise mitgerechnet, kann gedauert haben. Bedenkt man nun, daß Maria außer diesem langen Brief in jener Zeit noch fünf andere geschrieben haben soll, ja, daß sie während der eine noch nicht fertig war, andere fertig geschrieben und abgeschickt haben muß, so wird — selbst ein fünftägiger Aufenthalt angenommen — dies für eine mehr als erstaunliche Leistung angesehen

werden müssen; zumal wenn man berücksichtigt, daß sonst aus der ganzen Zeitdauer des angeblichen Liebesverhältnisses kein einziger Brief vorliegt. Ebensowenig ist eine Antwort von Bothwell vorhanden, trotzdem Maria am Schluß der Briefe flehentlich um eine solche bittet. Ja eine solche Antwort ist geradezu eine Unmöglichkeit, da Bothwell in jenen Tagen nachweislich über 100 Meilen von Glasgow entfernt war. Und doch war eine Antwort von ihm nöthig, wenn das Verbrechen wirklich zwischen ihm und Maria soll geplant gewesen sein! Ein Berg von Schwierigkeiten thut sich also vor unsern Augen auf, wo und wie immer wir die Briefe namentlich den großen Glasgow-Brief betrachten. Er müßte dem Historiker und Psychologen ein Räthsel bleiben, wenn nicht die neuesten Forschungen eine ebenso einfache, als klare Lösung gebracht hätten.

Am 11. Juni 1568 nämlich, also ein Jahr nach der angeblichen Auffindung sämmtlicher Briefe in dem mehr genannten goldnen Kästchen, schreiben der Graf Lennox und der uns schon bekannt gewordene Sekretär Murray's, John Wood, einen Brief an einen Edelmann mit Namen Crawford, der z. Z. in Darley's Diensten stand und seinen Herrn auch während dessen Krankheit in Glasgow verpflegt hatte. Sie beschwören diesen, „er möge ihnen doch um's Himmelswillen mehr Material zu einer Auklage gegen die Königin schicken". Speziell bitten sie um Auskunft über folgende Punkte: Wann die Königin in Glasgow angekommen, was sie mit ihrem Gatten gesprochen und wie überhaupt ihr Benehmen gegen diesen gewesen sei. Die Antwort Crawford liegt urkundlich vor, und seine Aussagen stimmen wörtlich mit dem überein, was im Glasgow-Briefe geschrieben steht. Aus dieser Thatsache ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß entweder Crawford den Glasgow-Brief abgeschrieben habe, oder daß dieser nach den Aussagen Crawford's gemacht sei. Daß aber letztere Annahme die einzig zuläßige ist, ergibt sich eben aus dem Schreiben Wood's an Crawford. Denn wenn Murray und folglich auch Wood bereits seit einem Jahre im Besitze des Briefes von Maria waren, wie Murray auf der Conferenz in Westminster behauptete, so brauchten sie doch wahrlich nicht bei einem Dritten nach Dingen zu fragen, die sie schwarz auf weiß vor sich liegen hatten. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß der Glasgow-Brief im Juni oder Juli 1568 von Murray und seinen Helfershelfern gemacht worden ist. So erklärt es sich auch, warum jener Brief, von dem Murray schon im Jahre 1567 zu dem spanischen Gesandten

sprach und der äußerlich mit dem langen Glasgow-Brief übereinstimmte, später spurlos verschwand. Offenbar hatte man gleich nach der Gefangennehmung der Königin einen Brief fabrizirt, von dem Murray wußte. Als aber später die Sache durch das Dazwischentreten Elisabeths ernster wurde und Murray für seine Herrschaft fürchtete, erschien dieser Brief zu harmlos. Man mußte nunmehr mit schwereren Anklagen kommen und veranstaltete daher eine zweite „verbesserte“ Auflage der Fälschung.

Richtig ist allerdings, daß mit dem, wie wir glauben, im Obigen gelieferten Nachweis von der Fälschung des großen Glasgow-Briefes, die Unechtheit der übrigen Briefe, der Sonette u. s. w. noch nicht dargethan ist. Wir wiesen aber bereits darauf hin, daß diese sämmtlich im Ganzen verhältnißmäßig gering belastend sind und namentlich durchaus nicht eine Mitschuld Maria's am Gattenmord documentiren. Sodann bleibt aber zu beachten, daß Briefe und Sonette ein Ganzes bilden. Und wenn der Beweis geliefert ist, daß der am meisten belastende Brief eine grobe Fälschung und zwar der Ankläger selbst ist, so muß auch dem rigorosesten Staatsanwalt das andere Beweismaterial mehr als verdächtig erscheinen.*)

„Das Lügengewebe“, so meint Bekker, „welches um diese Briefe gesponnen wurde, ist so durchsichtig, daß nur eine parteiische oder oberflächliche Geschichtsforschung davon getäuscht werden konnte. Denn diesen Briefen fehlt in der That alles. Nicht einmal ausgestattet mit den unentbehrlichsten Bürgschaften der Echtheit: Datum, Anrede und Unterschrift, sind sie auch sachlich sinnlos und unmöglich. Die Briefe rechtfertigen sich weder durch ihren Inhalt, noch kann ihnen eine vernünftige Begründung ihres Zweckes unterschoben werden. Sie kommen plötzlich in die Geschichte Maria Stuart's hineingeschneit, um zwei der folgenschwersten Ereignisse in dem bewegten Leben dieser Königin im Sinne ihrer Feinde zu illustriren. Mit dem wirklichen Sachverhalt aber können sie gar nicht in Einklang gebracht werden; denn die Grundlage derselben, die Unterstellung eines der

*) Breßlau macht unseres Erachtens den total verfehlten Versuch, die Echtheit der übrigen Briefe nachzuweisen. Die Unechtheit des langen Glasgow-Briefes gibt er ohne Weiteres zu, und bringt hierfür noch eine Reihe neuer, interessanter Beweise. Sein Urtheil geht demnach dahin, daß ein Beweis für eine Mitschuld Maria's am Gattenmord nicht zu erbringen sei. Dahingegen nimmt er auf Grund der Echtheit der andern Briefe die Existenz eines unerlaubten Verhältnisses mit Bothwell an.

Entführung (durch Bothwell) vorhergehenden Liebesverhältnisses zu Bothwell hat sich als Fabel herausgestellt".

Mit diesem letzten Satz hat Bekker einen Gedanken ausgesprochen, der Maria's Mitschuld an dem schauderhaften Verbrechen auch vom psychologischen Standpunkte aus als eine Unmöglichkeit erscheinen läßt. Maria Stuart ist nach dem übereinstimmenden Urtheil von Freund und Feind ein zwar etwas wankelmüthiges, den erlaubten Vergnügungen dieser Welt nicht abgeneigtes, im Uebrigen aber ein durchaus sittenreines, ihren beiden Gatten, Franz II. und Darley in unwandelbarer Treue ergebenes Weib. Und diese harmlose, vertrauensvolle, den höfischen und diplomatischen Intriguen völlig fremd gegenüberstehende Frau soll urplötzlich die Hand zu einem der scheußlichsten Morde, welcher ebenso dem göttlichen Gesetz wie der menschlichen Natur widerstrebt, geboten haben, um ihren unlautern Gelüsten offener fröhnen zu können! Es geht sich bekanntlich schnell auf der abschüssigen Bahn der Sünde, aber so rasch und unvermittelt erfolgt der Sprung von der Tugend bis zu den tiefsten Tiefen des Lasters denn doch nicht. Betrachten wir aber die Ankläger des unglücklichen Weibes, so sehen wir hier Männer, denen nichts heilig ist, weder Versprechen, noch Eidschwur, noch endlich die Bande des Blutes, Männer, die, so drückt Bekker sich aus, „zur Erreichung ihrer Ziele die verwerflichsten Mittel gebrauchten, Mittel, welche sich lediglich nach dem jesuitischen Grundsatz „Zweck heiligt die Mittel" richten". Wir führen letztere Stelle nur an, um nochmals zu zeigen, daß Bekker durchaus kein Freund von der katholischen Kirche ist. Uebrigens hätte sich der Historiker Bekker hüten sollen gerade hier mit einer solch allgemeinen Phrase zu kommen. Er muß doch wissen, daß zu jener Zeit der Orden der Gesellschaft Jesu erst im Entstehen begriffen war, und daß den schottischen Boden sicherlich noch kein Jesuit betreten hatte.

V. Schluß.

Man hat das Leben der Königin Maria Stuart wohl als eine große Liebesgeschichte, in der die abschreckendsten und häßlichsten Intriguen sich kreuzten, darstellen wollen. Statt dessen tritt es uns als ein hochtragisches Bild mit hochpolitischem Hintergrund entgegen. Die gewaltigen religiösen Gegensätze, welche im XVI. Jahrhundert die meisten Länder Europa's erschütterten, zeigen sich auch hier und

führen zu einem erschütternden Drama. Die mit rothen Lettern geschriebene Geschichte der sog. Reformation hat in der Geschichte Maria Stuart's ein weiteres, blutroth gefärbtes Blatt erhalten; denn die Schottenkönigin ist — darüber sind Freunde und Feinde einig — ein Opfer ihres Glaubens geworden. Der Grund ihres Conflictes mit dem Volke und Adel lag in ihrem Bekenntnisse. Sehr richtig bemerkt Bekker: „Ein tragischer Conflikt zwischen Maria Stuart und ihren protestantischen Unterthanen war unausbleiblich. Daß derselbe nicht sogleich ausbrach, war nur ganz besonderen Umständen zu verdanken. Er begann erst im Jahre 1565 mit der Empörung des Grafen Murray und endete mit der Gefangenschaft Maria's in England. Die Ereignisse, welche die kurze Regierung der Königin Maria in Schottland so romanhaft und wechselvoll gestalteten, entstanden nicht allein aus jenen äußeren Veranlassungen, mit denen man dieselben gewöhnlich zu begründen sucht. Ihr Keim und Kern liegt vielmehr in dem Boden der Reformation". Solche Erwägungen wohl waren es hauptsächlich, welche Papst Benedikt XIV. veranlaßten, Maria Stuart eine Bekennerin des Glaubens zu nennen. In gewissem Sinne als Märtyrerin und Bekennerin, mindestens als heroische Dulderin hat sie sich auch während ihrer ganzen langen, harten und an Entbehrungen reichen Gefangenschaft gezeigt.

Mag ihr Leben nicht frei von Irrungen gewesen sein, mag sie namentlich während ihrer Herrschaft den Forderungen des Protestantismus zu weit entgegengekommen sein, so hat sie in ihren letzten Lebensjahren einen Heldenmuth, eine Ergebung bewiesen, welcher auch ihre erbittertsten Feinde Bewunderung zollen müssen. Volle achtzehn Jahre wird sie ohne einen Schatten von Recht in immer strengerer Gefangenschaft gehalten, ihre Behandlung ist eine ihres Standes durchaus unwürdige, sie leidet am Nothwendigsten Mangel, aber sie erträgt alles mit Ergebung in den Willen des Höchsten. „Mein einziges Verbrechen", erklärt sie ruhig und gefaßt bei Entgegennahme des Todesurtheils, „ist meine Religion und ich bin stolz darauf, für diese mein Blut zu vergießen." Es hat etwas rührendes, wie sie ihres einzigen Sohnes gedenkt. Nicht das eigene Leid, nicht die empörende Behandlung, welche sie zu erdulden hat, ist es, was sie in jenen schweren Tagen am meisten drückt, sondern die Sorge, ob ihr Sohn dem wahren Glauben erhalten bleibe. Sie weiß ihn in den Händen ihrer Feinde, sie fürchtet daher für sein größtes Kleinod,

seinen Glauben. Sie beschwört den Papst und König Philipp von Spanien, sich ihres Sohnes anzunehmen und ihn der katholischen Religion zu erhalten. Leider ist ihr Wunsch nicht in Erfüllung gegangen.

Jakob VI. resp. I. von England schätzte eine Königskrone höher, als den wahren Glauben. Um Elisabeth nicht zu erzürnen, und der Nachfolge nicht verlustig zu gehen, hat der ungerathene Sohn kaum einen schwachen Protest gegen die Hinrichtung seiner Mutter. Etwas Heroisches liegt namentlich in dem Verhalten Maria's auf ihrem letztem Gange zum Schaffot. Was die Blutmenschen des vorigen Jahrhunderts dem unglücklichen König Ludwig XVI. nicht versagten, den Beistand eines Priesters seiner Religion, das hat Elisabeth ihrer Cousine verweigert. Ja, es hat vieler Bitten und Thränen bedurft, ehe ihr gestattet wurde, ein Kruzifix mit zu nehmen, um aus dem Anblick des Gekreuzigten Trost und Stärke zu schöpfen. Mit diesem bewaffnet, betritt sie gefaßt das Blutgerüst. Es naht sich ein Geistlicher der anglikanischen Hochkirche, welcher sie auf's Zudringlichste mit seinen Bekehrungsversuchen belästigte. Maria weist ihn auf's Entschiedenste zurück. Und als er die anglikanischen Sterbegebete anstimmt, erhebt sie nur um so lauter ihre Stimme, um die Gebete der katholischen Kirche zu sprechen. So reicht sie, mit einem lauten Bekenntniß des Glaubens, vertrauend auf die Barmherzigkeit Gottes, ihr Haupt dem Henker dar. Sein Arm zittert; zweimal verfehlt er sein Ziel, erst der dritte Schlag trennt das Haupt vom Rumpfe, Maria's Seele steht vor einem strengen, aber auch gerechten Richter.

Ja es liegt etwas von einem christlich-heroischen Tugendakt in dieser Haltung. Ein abschließendes Urtheil über die unglückliche Frau wird der Historiker freilich erst fällen können, wenn auch noch manche andere Punkte in ihrem Leben geklärt sind. Namentlich darf man mit Spannung den weiteren unparteiischen Forschungen über ihren Antheil an den Verschwörungen gegen Elisabeth, wegen deren sie zum Tode verurtheilt wurde, entgegensehen. Maria hat vor dem Gerichtshof, dessen Competenz sie bekanntlich nie anerkannte, offen erklärt, daß sie mit fremden Fürsten und Staatsmännern Verbindungen unterhalten habe, um sich aus ihrer widerrechtlichen Gefangenschaft zu befreien. Ebenso entschieden aber hat sie bis zum letzten Augenblick in Abrede gestellt, an einem Plan zur Ermordung der Königin Elisabeth theilgenommen zu haben. Betrachtet man das

ganze Verfahren des englischen Gerichtshofes am 14. und 15. Oktober 1586 in Fotheringhay, welches auch Dr. Breßlau eine schnöde Farce nennt, beachtet man vor allem das Verhalten Elisabeth's, welche Meuchelmörder zu dingen versuchte, um Maria geräuschlos aus der Welt zu schaffen, um nicht in die Lage zu kommen, das Todesurtheil unterschreiben zu müssen, so wird man sich kaum entschließen können, den Betheuerungen Maria's den Glauben zu versagen. Unter allen Umständen darf man den weiteren Forschungen mit Spannung entgegensehen und der begründeten Hoffnung sich hingeben, daß das Bildniß der unglücklichen Königin der Nachwelt heller und heller erstrahlen wird.

Weitere Urtheile der Presse
über die
„Schul-Aera Falk."

Das in Danzig erscheinende „Westpreuß. Volksblatt" schreibt:

Die „Schul-Aera Falk" ist eine hochbedeutsame Schrift, welche vom Standpunkte des Centrums aus am Faden der Geschichte und verschiedener, amtlicher Verordnungen ein getreues und vollständiges Bild des abgelaufenen Schulkampfes entwirft. Der Pseudonym Deutschmann legt als sach- und fachkundiger Medicus mittels des Seciermessers einer scharfen, aber gerechten Kritik unnachsichtlich alle kranken Stellen des Schulorganismus bloß, so daß sie klar vor den Augen dessen liegen, der sehen will. Seinem leitenden Grundsatze getreu: Die Wahrheit, Keinem zu lieb und Keinem zu leid — will er aber nicht verwunden, sondern heilen. Deßhalb gibt er in seinen „Vorschlägen zur Reform" entsprechende Heilmittel an. Der Verfasser verfährt in seinen Ausführungen erstaunlich gründlich, mit großem Freimuth und so sachlich, daß er sich selbst das Lob der Gegenpartei erworben. Die gewandte sprachliche Darstellung und die Vorführung von Thatsachen, welche jedem Schulfreunde interessant sein müssen, machen die Schrift so anziehend, daß man sie ungelesen nicht gern aus der Hand legt. Das Werk verdient von jedem Lehrer und Schulfreunde gelesen zu werden und ist überhaupt jeder Partei, weil für das Studium des Schulkampfes von hervorragender Bedeutung, bestens zu empfehlen.

Die „Preuß. Lehrerzeitung" empfiehlt die „klardurchdachte" und gut geschriebene Broschüre allen Collegen mit Ausnahme der „Schulbuchfabrikanten", denen wir den Aerger gern ersparen möchten, welchen sie bei Betrachtung ihrer vom Verfasser scharf gezeichneten Conterfeis mit Namensunterschriften sicherlich empfinden würden.

Hinter der vorgesteckten Maske „Ernst Deutschmann" verbirgt sich offenbar ein erfahrener und vielseitig gebildeter Schulmann, der sich hier und da auch als recht vorurtheilsfrei erweist, im Großen und Ganzen aber seine Zeit durch eine gefärbte Parteibrille anschaut. Ohne daß der Verfasser geradezu auf eine Stufe mit den Heißspornen des Ultramontanismus gestellt werden könnte, ist sein Standpunkt doch kein anderer als derjenige der Centrumspartei im preußischen Abgeordnetenhause. Daß ihm deßhalb die „Aera Falk" als ein Abweichen von der richtigen Bahn unserer Schulentwickelung erscheint, ist selbstverständlich. Wir müssen ihm in vielen Einzelnheiten zustimmen, betrachten aber dennoch auf unserem Standpunkte, von welchem aus uns die

Emancipation der Wissenschaft und des Staates von der Kirche als Kulturaufgabe der Gegenwart erscheint, die Schul-Aera Falk in ihrem Grundzuge durchaus als Fortschritt. Die jene Reformbewegung begleitenden Mißstände finden wir dabei erklärlich. — Trotz alledem aber müssen wir bekennen, die klar durchdachte und gutgeschriebene Broschüre mit vielem Vergnügen gelesen und darin neben manchem, das uns schief und einseitig vorkam, recht viel Beherzigenswerthes gefunden zu haben.

Die „Köln. Volkszeitung" hat im verflossenen Jahre die zwei ersten Hefte von Ernst Deutschmann über die „Schul-Aera Falk" einer eingehenden Besprechung unterzogen. Der Inhalt des soeben erschienenen dritten Heftes verdient gleichfalls in hohem Grade auch in weiteren Kreisen gekannt und beherzigt zu werden. Unter der Ueberschrift „Ruin und Klage" verbreitet der Verfasser sich zunächst über die Unfruchtbarkeit der heutigen Volksschule. Von der Thatsache ausgehend, daß die Schule gegenwärtig hauptsächlich Unterrichts- und nicht Erziehungs-Anstalt ist, kommt der Verfasser, auf Zeugnisse preußischer und außerpreußischer Schulmänner sich berufend, zu dem Ergebniß, daß die heutige Volksschule 1. nicht zur Sittlichkeit, 2. nicht zur Gründlichkeit und 3. nicht zur gesellschaftlichen Ordnung erziehen könne.

Deutschmann steht nicht an, zu erklären: „Die heutige Volksschule, welche nur auf den Unterricht das Hauptgewicht legt und nicht die idealen Güter pflegt, legt den Keim und den Samen zur Social-Demokratie in die Herzen der Schüler."

Die Reformvorschläge des Verfassers erstrecken sich über die Aufgabe der Schule, die Unterrichtsgegenstände und die Concentration des Unterrichts.

Das vierte und letzte Heft der Schrift, die von fast sämmtlichen fachmännischen Zeitschriften anerkennend besprochen worden ist, wird die Fortbildungs- und Mittelschule und in besonderen Capiteln den Religionsunterricht, die Simultanschule, die Lehrerbildung und Lehrerbesoldung, sowie das Gymnasial- und Realschulwesen behandeln.

Ueber das in unserm Verlage erschienene Prachtwerk:

Pius der Große

von **Dr. Otto Zardetti**

(Preis für die Abonnenten der Brochüren: **4 Mark.**)

schreibt Herr Abbé Guerber im „Straßburger Volksfreund“:

Auf das erste Todesaniversarium Pius IX. am 7. Februar 1879 erschien dieses herrliche, mit der rührendsten Pietät und unendlichem Glanz geschriebene Werk. Ein Werk, des Gegenstandes würdig, den es mit gewandter Meisterschaft behandelt. Mit tiefgefühlter Wonne werden es alle ernsten, ihrer Kirche und dem heiligen Stuhle ergebenen Katholiken lesen, besonders Diejenigen, die als Zeitgenossen der Ereignisse, die unter der leitenden Hand Pius IX. während der 50jährigen Regierung dieses erhabenen Papstes ins Leben getreten sind, lebten. Selbst auch die Gegner des Papstes und der Kirche werden durch die Gewalt der vorgelegten Beweise ergriffen, diesem auserwählten Oberhaupte der Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Acht auserlesene Imortellenkränze legt Canonicus Zardetti auf den Todtensarg nieder, der die sterbliche Hülle des der sämmtlichen Christenheit so werthen, so wunderbar liebgewonnenen großen Papstes Pius IX. im St. Petersdome birgt. Die seit neunzehnhundert Jahren nie erreichte Lebenszeit unter 160 Päpsten, die sich über 30 Jahre lang durch das tosende Gewühl der Völkerwogen im 19. Jahrhundert hindurchzieht, hat dem rüstigen Geschichtsschreiber überreichen Stoff geboten zur Widmung dieser acht Imortellenkränze, d. h. dieser 8 Abschnitte der Biographie des unsterblichen Pius.

Der erste dieser Imortellenkränze ist gewunden aus italienischen Rosen und gilt dem Könige und Fürsten Roms, der zweite ist gewunden aus der Flora Englands, Schottlands und Hollands, sowie aus amerikanischen und tropischen Blüthen und gilt dem christlichen Monarchen des Erdkreises. Der dritte ist gewunden aus eigentlichen Imortellen und gilt dem Vollzieher der drei großen Pontificalakte, dem unsterblichen Verkünder der ewigen Wahrheit, der vierte ist gewunden aus gelben Lilien und gilt dem unerschütterlichen Verfechter des Rechtes auf Erden. Der fünfte ist gewunden aus rothen Rosen Sinigaglia's und gilt dem liebenden Vater der Christenheit. Der sechste ist gewunden aus vielfarbigen Rosen aller Herren Länder und gilt dem Geliebten der christlichen Völker. Der siebente ist gewunden aus Blüthen, die unter Dornen wachsen und gilt dem Manne, dessen Größe auch seine Feinde anerkennen. Der achte ist gewunden aus Blüthen von den Höhen der Gebirge und gilt dem Manne der Vorsehung.

Diese acht Imortellenkränze enthalten nicht nur die treue Lebensgeschichte Pius IX. in genauer Abbildung gezeichnet und mit dem dem geistlichen Schriftsteller eigenen Farbenglanz, sie heben besonders hervor die wichtigsten Pontificalacte, die glänzenden Tugenden und die größten Ereignisse dieses langjährigen, von Gott gesegneten Pontificates. Wir sehen es aus diesen Imortellenkränzen wie Feuerfunken hervorsprühen, die Licht verbreitend und Segen spendend auf die Menschen wirken. Uns schien auch das persönliche Talent des durch seine „Zehn reizende Bilder aus Südengland“ schon bekannten Schriftstellers ganz sonderbar geeignet zur Abhandlung dieses anziehenden Gegenstandes.

Seine reiche Phantasie, verbunden mit gründlicher Geschichtskenntniß, seine bilderreiche Sprache, der edle Schwung seiner Gefühle, und — wir müssen es offen sagen — seine herzliche Liebe und Verehrung für Pius IX. waren die Quellen dieses schmuckvollen Bandes, der viele Leser bezaubern wird.

Die Elementarschulen im katholischen England

von

Dr. Alphons Bellesheim.*)

1. Einleitung.

Ueber die Wichtigkeit der Elementarschule herrscht in unserer Zeit bei Freund und Feind nur eine Stimme. Das geflügelte Wort: „Wer die Schule besitzt, beherrscht auch die Zukunft“, galt nach der Anschauung dessen, der sich desselben zum ersten Male bediente, zunächst den höheren Lehranstalten. Es kann indeß nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß seine Tragweite sich nicht minder auf die Elementarschule erstreckt.

Daher sieht sich das lebende Geschlecht der Thatsache gegenübergestellt, daß alle Culturstaaten, wenige Ausnahmen abgerechnet, ihre Elementarschulfrage haben. Lassen wir unseren Blick jenseits des atlantischen Ozeans schweifen, so begegnen wir in dem vielleicht mächtigsten Staate der Welt, der nordamerikanischen Union, einem großartig organisirten Elementarschulsystem. Dasselbe ist confessionslos**) und wird durch Steuern aufrecht erhalten, zu deren Aufbringung alle Staatsbürger ohne Ausnahme, mithin auch die Katholiken, verpflichtet sind. Die Resultate, welche diese Lehranstalten aus denen Gott und Christenthum verbannt sind, auf Grund glaub-

*) Dem Sekretär des Committe's für die armen katholischen Schulen Englands, Thomas William Allies, Esq., dem tiefsinnigen Kenner und Förderer der katholischen Philosophie und Theologie, dem hingebenden Freunde der armen Kinder, widmet diese Blätter in aufrichtiger Verehrung der Verfasser.

**) Collectio Conc. Lacens. III, 71. 1120.

würdiger Mittheilungen erzielen, machen jedes edle Gemüth erschaudern. Es sträubt sich die Feder, näher darauf einzugehen. Hier genüge die Bemerkung, daß die Bischöfe den Gläubigen auf das strengste und unter Androhung kirchlicher Strafen verboten haben, da, wo katholische Pfarrschulen bestehen, ihre Kleinen den confessionslosen Staatsschulen zur Ausbildung anzuvertrauen, weil Gottlosigkeit und Unsittlichkeit ihren gähnenden Schlund hier öffnen und Tausende von unschuldigen Seelen verschlingen.

Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, sah im letzten Jahrzehnt eine Reihe von Universitäten erstehen, nachdem es der ebenso glänzenden, wie überzeugenden Beredtsamkeit des verewigten Bischofs von Orléans, Monseigneur Dupanloup, gelungen war, das staatliche Monopol mit Bezug auf den höheren Unterricht zu brechen und auch solchen Lehranstalten eine öffentliche Berechtigung zu sichern, welche der Initiative von Privaten und Körperschaften ihr Entstehen verdankten, wofern nur gewisse vom Staat gestellte Bedingungen erfüllt wurden. Die Freude der Katholiken sollte nicht lange währen. Unter Mac Mahon's Nachfolger im Amt eines Präsidenten der Republik, dem vormaligen Kammerpräsidenten Grévy, verloren nicht allein die katholischen Universitäten die ihnen staatlicherseits ertheilte Anerkennung; es erhob sich nunmehr auch ein rasender Sturm gegen die Elementarschulen. Die blinde Wuth, mit welcher der Gemeinderath von Paris gegen die in der Schule thätigen Ordensbrüder und Ordensschwestern vorging, fand auch anderwärts Nachahmung. Schon unter einem Cultusminister wie Paul Bert, welcher sich die Förderung der Gottlosigkeit in den weitesten Kreisen zur Lebensaufgabe gemacht hat, hatte das von der voraufgegangenen Generation mühsam erkämpfte Gut der Freiheit des Elementarunterrichts die allergrößten Gefahren zu bestehen. Dem neuen Ministerium ist es nunmehr gelungen, in den gesetzgebenden Körperschaften die confessionslose Elementarschule durchzubringen.

Die Veränderung, welche wie über Nacht über die Elementarschulen in Belgien hereingebrochen, lebt noch in aller Andenken. Nachdem die Loge durch unerhörte Umtriebe und schlaue Benutzung der Zerrissenheit der katholischen Partei es dahin gebracht, das katholische Ministerium zu stürzen, hatte man nichts Eiligeres zu thun, als Hand anzulegen an das Palladium der Unterrichtsfreiheit. Die Verstaatlichung der Elementarschule wurde alsbald beschlossen und ausgeführt. Aber auch die Bischöfe und ihre treuen Heerden

blieben nicht unthätig. Der Episcopat beschloß, in jeder Gemeinde sollten entsprechend der Einwohnerzahl katholische Elementarschulen errichtet werden, während zugleich den Eltern verboten wurde, ihre Kinder den Staatsschulen anzuvertrauen, weil diese, ungeachtet aller gegentheiligen, auch noch so heiligen und theueren Versicherungen konfessionslos und katholikenfeindlich sind und bleiben. Zum unsterblichen Ruhm der belgischen Katholiken sei hier die Thatsache erwähnt, daß dieselben der Aufforderung ihrer Bischöfe, neue Elementarschulen zu gründen, mit einer Bereitwilligkeit und einem Eifer nachgekommen sind, welche an die schönsten Zeiten des Christenthums erinnern.

In Italien sind die Zustände der Elementarschule geradezu haarsträubend. Wie ist doch der Garten Europa's auch auf dem Gebiete der Elementarschule bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden! „Nach der Finanzfrage", bemerkt die „Civiltà Cattolica", in einem höchst lesenswerthen Artikel über unseren Gegenstand, „gibt es keine Frage, welche die Gemüther der italienischen Katholiken so tief aufregt und mit solcher Betrübniß erfüllt, als die Schulfrage." Ein gott- und gesetzloses Geschlecht soll jetzt erzogen werden.*)

Italien besitzt aber auch einen Cultusminister, welcher seines Gleichen sucht. Daß Excellenz Baccelli im Jahre 1881 die Professur der Philosophie an der Universität Padua einem apostasirten Domkapitular übertrug, darf in Ansehung der Geistesrichtung, welcher der Minister huldigt, nicht befremden. Aber geradezu empörend ist die Behandlung, welche dieser Mann den italienischen Elementarschulen angedeihen läßt. Auf einer zu Mailand vor wenigen Monaten abgehaltenen Versammlung von Elementarlehrern und Lehrerinnen erklärte Baccelli Gott dem Herrn in aller Form Rechtens den Krieg. Denn nicht nur soll nach ihm aller und jeder Religionsunterricht in der Elementarschule ausfallen; der Name Gottes darf nicht einmal mehr genannt werden. An die Stelle der Religion wird fortan der Unterricht in den Naturwissenschaften treten. Die Zuhörerschaft jauchzte Beifall — eine einzige Lehrerin hatte den Muth, für die Religion des Kreuzes eine Lanze einzulegen.

Welche Erfolge die durch die Falk'sche Gesetzgebung herange-

*) Civiltà Cattolica 1881. Quaderno 754. p. 385. Nulla ha risparmiato e risparmia per fare che la generazione adolescente venga su ad immagine e similitudine sua, cioè senza Dio e senza legge.

bildete Lehrerwelt in Preußen errungen, hat eine competente Feder in überzeugender Weise nachgewiesen.*) In den übrigen Staaten des deutschen Reiches, in welchen die Vorgänge des leitenden Staates immer mehr oder weniger in ihren Wirkungen nachzittern, lassen sich ähnliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Schule nachweisen. Hier sei noch insbesondere des Schulgesetzes im Königreich Sachsen gedacht, welches der katholischen Kirche jährlich fast naturnothwendig viele Kinder entzieht und sie dem Protestantismus in die Arme wirft. **)

Der Grundfehler, an welchem die moderne Schulgesetzgebung krankt, ist die Theorie, daß die staatliche Gewalt sich im Besitze des Schulmonopols befinde, und zwar nach einer doppelten Richtung hin, indem angenommen wird, daß nur der Staat Schulen errichten könne und daß ausschließlich diese Anstalten von der heranwachsenden Jugend zu besuchen seien. ***) Ein Irrthum, wie er verhängnißvoller nicht gedacht werden kann. Denn der Staat besitzt ebensowenig die Berechtigung zum allgemeinen Lehrer, wie er allgemeiner Bürger und allgemeiner Kaufmann ist. Ein Recht, die Eltern zu zwingen, ihre Kinder in Schulen zu senden, welche, wie ein liberales Blatt bemerkt, Furcht einjagen, kann es nicht geben; es wäre die schrecklichste aller Gewaltthätigkeiten und Gottlosigkeiten. Ob der Staat überhaupt berechtigt ist, ein gewißes Maaß von Bildung vorzuschreiben und den Besuch einer Schule zu gebieten, mag hier unerörtet bleiben. Soll aber in der That der Unterricht obligatorisch sein, so muß die Schule frei sein. „Unvernunft wäre es, wollte man die Eltern verpflichten, ihre Kinder zu morden; aber unvernünftig im höchsten Grade, wollte man sie veranlassen, einen geistigen Mord an den Seelen ihrer Kleinen auszuführen.“†)

*) Osthof, die liberalen Lehrer nach ihrem eigenen Geständniß. Frankfurt 1880.

**) Histor. Pol. Blätter. 1881 Bd. 88. S. 591. 592.

***) Wenn in sehr vereinzelten Fällen Privatschulen geduldet werden, so sind auch diese so vollkommen von dem Belieben der Staatsgewalt abhängig, daß sie das Staatsschul-Monopol eher bestätigen, als durchbrechen.

†) Civiltà Cattolica, a. a. O. S. 402. Come sarebbe assurdo imporre ai genitori l'obbligo di un parricidio corporale, così assurdissimo è l'impor loro quello di un parricidio spirituale. Ueber den Staatsschulzwang und das Staatsmonopol handelt sehr gründlich Stöckl, Lehrbuch der Philosophie. 5. Auflage 1881. II., 650 ff.

Solchen Ausschreitungen gegenüber suchen wir die Schulgesetzgebung jenes Landes zu erkennen, dessen Constitution die ehrwürdige Ahnfrau der Verfassungen des europäischen Continents genannt wird, wo der Geist der Freiheit sich reiner erhalten und die Rechte von Gemeinden und Corporationen von den Polypenarmen des Staates noch unberührt geblieben sind.*)

2. Die Elementarschulen der englischen Katholiken bis zum Jahre 1871.

Bis zum Jahre 1830 gehörte England zu denjenigen Ländern Europa's, welche auf dem Gebiete der Elementarschule am weitesten zurückgeblieben waren. **) Ein Gesetz Heinrich's VIII. [1509—1547] bestimmte, in jeder Pfarrei solle eine Schule errichtet werden. Leider blieb diese Verfügung zum guten Theil todter Buchstabe. Wo aber dennoch Schulen in's Leben getreten, genügten sie dem wachsenden Bedürfniß allmälig nicht mehr. Die Bevölkerung nahm im Laufe der Zeit ungeheuere Dimensionen an; die Schulen dagegen wurden staatlicherseits kaum vermehrt. ***)

Dazu trat noch ein anderer Uebelstand. Manche Elementarschulen wurden nach und nach ihren ursprünglichen Zwecken entfremdet. Man erweiterte sie und gab ihnen eine Einrichtung, welche die niedern Volksklassen von denselben ausschloß und sie blos den mittleren und höheren Ständen offen ließ. Das Andenken an die erstmalige Bestimmung lebt noch heute in jener Einrichtung fort, nach welcher

*) Als Literatur wurden benützt: 1. Jahresberichte des Committe's für die armen katholischen Schulen Englands (Reports of the Catholic Poor-School Committee) der Jahre 1871, 1878, 1879, 1880. 2. Terra incognita, or the convents of the United Kingdom. By John Nicholas Murphy. London. Longmann Green, and Co. 1873. 3. L'instruction Primaire chez les Catholiques d'Angleterre par l'abbé Martin, professeur à l'institut catholique de Paris. Extrait du Correspondant. Paris. Jules Gervais 1880.

**) In einer großen Rede, welche Kardinal Manning vor Tausenden von Zuhörern über die Schulfrage zu Newport am 24 August 1881 hielt, bemerkte er: But the condition of education down to that day I may say was too far behind the condition of education in Germany especially — a Kindred people with ourselves — that it was a shame upon our land. Tablet 1881. II, 392.

***) Terra incognita, p. 373.

wenigstens einige unbemittelte Schüler Unterricht und Erziehung hier empfangen. Das sind die heute berühmten Lateinschulen von Harrow, Eton, Westminster, St. Paul, Rugby, Shrewsbury, Birmingham, Bedford und Charter House. In anderen Fällen wurden die zu Elementarschulen bestimmten Fonds ihren Zwecken gänzlich entzogen und zu anderweitiger Verwendung bestimmt. Wo aber neue Elementarschulen entstanden, verdankten sie der Thätigkeit des Klerus der anglikanischen Kirche oder anderen Privaten ihre Einrichtung. Eine Bethätigung der Organe der Staatsgewalt fand in dieser Richtung nicht statt. Die angeführten Thatsachen prägten dem englischen Elementarschulwesen auf lange Jahre den Stempel auf: es ruhte erstens durchaus auf religiöser Grundlage und trug zweitens einen Privatcharakter an sich.*)

Eine lebhafte Bewegung auf dem Gebiete der Elementarschule griff in England Platz gegen den Anfang unseres Jahrhunderts.

Joseph Lancaster, geboren 1771 in London, widmete sich früh der Ausbildung armer Kinder und wurde in diesen Bestrebungen mächtig gefördert durch die Gesellschaft der Freunde (Society of friends), eines philantropischen Vereins, der sich die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Volke angelegen sein ließ. Die hervorragendsten Eigenthümlichkeiten der von Lancaster befolgten Methode bestanden darin, daß er Lehrereleven aus talentvollen Schülern heranbildete, ferner Schreiben in Sand anwendete und von großen, an der Wand hängenden Tafeln die Kinder buchstabiren ließ. Lancaster nahm zudem Kinder aller Bekenntnisse auf, ließ die Bibel lesen, duldete aber keinen Katechismus. Das Streben, die religiösen Gegensätze möglichst zu verwischen, brachte ihn beim anglikanischen Klerus in Mißcredit. Noch mehr wurde ihm das Leben verbittert durch seinen Streit mit dem anglikanischen Geistlichen Bell, welcher lange Zeit in Ostindien gelebt hatte und namentlich die Prärogative in der Einführung des Schreibens in Sand, eines ostindischen Gebrauches, für sich in Anspruch nahm.**)

Die Folge dieser Streitigkeiten war, daß sich zwei Vereine bildeten, deren Einfluß auf das englische Elementarschulwesen von großer Bedeutung wurde: Erstens, die „Gesellschaft für britische

*) Terra incognita, p. 394.

**) Terra incognita p. 396.

und auswärtige Schulen",*) sodann die „Nationalgesellschaft der anglikanischen Kirche". **) Jene war confessionell farblos und ruhte auf dem System des Joseph Lancaster, diese dagegen schloß sich an Bell an und erstrebte eine Ertheilung von Unterricht und Erziehung auf Grund der religiösen Anschauungen der angelikanischen Hochkirche. Jene wurde von der liberalen Partei unter ihre Fittige genommen, diese erfreute sich des Schutzes der anglikanischen Prälaten.

Die Bestrebungen der genannten Vereine verdienen bis zu einem gewissen Grade unsere aufrichtige Anerkennung, obwohl ihre Leistungen weit hinter den auf sie gesetzten Hoffnungen zurückblieben. Aber von einer Betheiligung der Regierung an der Förderung des Elementarschulwesens war überall keine Rede.

Erst im Jahre 1833 trat auch die Regierung in die Action ein. Die Lords des Geheimen Rathes wiesen damals die Summe von 20,000 Pfund Sterling zum Bau von Schulhäusern an. Empfänger dieses Beitrags waren die genannten beiden Vereine. In den nächsten sechs Jahren wurde diese Summe fortbewilligt. Bitten um Gewährung einer gleichen Unterstützung liefen nun von vielen Seiten ein und hatten im Jahre 1839 die Bildung des „Schul-Committe's des Geheimen Rathes" zur Folge, dessen Aufgabe die Prüfung und Erledigung dieser Bittschriften anfänglich bildete, welches aber nach und nach einen weit größeren Wirkungskreis erhielt und sich zu einer obersten Schulbehörde ausgestaltete.

Die Schilderung der Zustände des Elementarschulwesens bei den englischen Protestanten gestattet von vornherein einen Schluß auf die Lage, in welcher die englischen Katholiken in dieser Beziehung sich befanden. Seit drei Jahrhunderten als rechtlose Heloten niedergedrückt, aus dem öffentlichen Leben verbannt, aller Rechte als Bürger beraubt, fristeten die englischen Katholiken ein durchaus verborgenes Dasein. Nachdem die Hoffnungen, welche man auf den letzten katholischen König Jakob II. (1685—1688) gesetzt, elend zerronnen, ergingen unter dem Oranier Wilhelm, Jakob's Schwiegersohn, verschärfte Gesetze gegen den Katholicismus. Dank der Humanität des Lordoberrichters Mansfield entgingen mehrere Priester des Londoner Distrikts, im Jahre 1786 wegen Messelesens

*) British and Foreign School Society.

**) National Society of the Church of England.

nur mit Mühe der Todesstrafe.*) Von der Errichtung von Elementarschulen konnte unter so traurigen Verhältnissen keine Rede sein; man mußte sich zufrieden geben, wenn den Geistlichen nur die Möglichkeit nicht genommen wurde, den Kindern den allerwichtigsten Unterricht in der Religionslehre zu ertheilen. Eine einzige Ausnahme machten die Häuser der wenigen adeligen Familien, in denen katholische Erzieher unter anderem Namen (Bediente u. s. w.) sich aufhielten. Die letzte öffentliche Schule besaßen unseres Wissens die Jesuitenväter in London unter der kurzen Regierung des letzten Stuart; an dem nämlichen Tage, an welchem der übelberathene Monarch floh, wurde die Anstalt aufgelöst.**)

Selbst nach dem Jahre 1829, in welchem Georg IV. die Emancipationsacte der Katholiken, wenn auch nur mit höchstem Widerwillen vollzog, gestalteten sich die Verhältnisse kaum günstiger. Abneigung und Verdacht gegen die Regierung waren bei den englischen Katholiken derart tief gewurzelt, daß der Gedanke, bei der Schulcommission des Geheimen Raths um einen Beitrag zur Erbauung von Elementarschulen vorstellig zu werden, gar nicht auftauchte. Dazu kam, daß die Katholiken ihrer größeren Mehrzahl nach, sich aus blutarmen Iren recrutirten, welche mit der Noth des Lebens zu ringen hatten und auf Schulbesuch ihrer Kinder nur geringen Werth legten. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der keineswegs unterschätzt werden darf. Geradezu in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts legte die englische Regierung dem Parlament einen Gesetzentwurf zur Regelung des Elementarschulwesens in Irland vor, derselbe hatte die Bestimmung, confessionslose Schulen in das Dasein zu rufen, anscheinend zu dem Zweck, um die Mitglieder der verschiedenen Confessionen zu versöhnen; die Gegner des Katholicismus indeß trugen sich, wie aus den Papieren des verstorbenen anglikanischen Erzbischof's Schateley von Dublin hervorgeht, im Geheimen mit der zuversichtlichen Hoffnung, auf diesem Wege den Iren die Religion zu nehmen.***)

Fast nach und nach schwand der alte Verdacht, welcher die englischen Katholiken in Betreff der Landesregierung erfüllte. Das vierte Jahrzehnt, welches in den Jahren 1841 bis 1850 Zeuge der

*) Flanagan, Historie of the Church in England. London 1857. II, 485

**) Foley, Records of the English Province of the Society of Jesus. London, 1879. V, 263.

***) Laster, Irlands Leiden und Kämpfe. Mainz, 1881. S. 59.

Vermehrung der apostolischen Vikariate von vier auf acht, und dann nach mehrjährigen, aber durch die Stürme des Jahres 1848 unterbrochenen Verhandlungen, ebenfalls Zeuge der Wiederherstellung der Hierarchie in England war, sah zugleich die erste feste Organisation auf dem Gebiete des katholischen Elementarschulwesens.

Es war im Monat Dezember 1847, als sich das „Committe für die katholischen Armenschulen" bildete. Errichtet wurde dasselbe von angesehenen Geistlichen und Laien, unter dem Vorsitze des rührigen Mr. Charles Langdale, welcher sich die Wahrnehmung der Interessen der katholischen Schulen zum Ziel setzte. Die Regierung anerkannte es als Organ der englischen Katholiken, setzte sich fortan mit ihm in Verbindung, zog über den jeweiligen Stand der Schulen vom Committe Erkundigungen ein und ließ demselben die staatliche Unterstützung für diejenigen Schulen überreichen, welche die vom Schulausschuß des Geheimen Rathes vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt hatten. Außerdem sorgte das Comite für die Heranbildung eines katholischen Lehrerstandes durch Errichtung von Schullehrerseminarien und den Bau von angemessenen Schullokalen. Die Mitglieder des Committe's gehörten sämmtlichen englischen Diözesen an. Namentlich verdient rühmend hervorgehoben zu werden, daß der katholische Adel England's mit einer Begeisterung und Hingabe sich den Bestrebungen des Committe's gewidmet hat, welche herrliches Zeugniß dafür ablegen, daß der erste Stand dieses Reiches von den hochwichtigen Pflichten, welche dem christlichen Adel obliegen, auf das tiefste durchdrungen ist. Männer wie der Herzog von Norfolk, der Marquis of Ripon, Lord Denbigh, Lord Howard of Glossop und viele andere haben durch ihr opferwilliges Eintreten zu Gunsten der katholischen Elementarschulen das Band, welches Adel und Volk im katholischen England umschlingt, nur um so fester knüpfen helfen.

Vom Monat Dezember 1847 bis zum Erlaß des neuen Schulgesetzes von 1870, welches am 31. März 1871 in Kraft trat, unterstützte die Regierung die katholischen Schulen nach Maßgabe der von Lehrern und Schülern erzielten Resultate. In England heißt dieses System payment by results. Es muß indeß hier hervorgehoben werden, daß sich die Gewährung von Geldzuschüssen nicht allein auf die Leistungen in weltlichen Fächern, sondern auch auf diejenigen in der Religion bezog.

Selbstverständlich hatte dieses Verfahren die Abhaltung einer staatlichen Schulinspection zur Voraussetzung. Was die angli-

kanischen Elementarschulen anlangt, so verständigte sich die Regierung bezüglich der Ernennung der Schulinspectoren und des Unterrichtsplanes mit den Erzbischöfen von Canterbury und York. Anders lag die Sache bei den Schulen der Dissidenten, also auch der Katholiken. Der Unterrichtsplan und die Ernennung derjenigen Inspectoren, welche im Fach der Religion zu prüfen hatten, ruhte durchaus in der Hand der einzelnen Religionsgesellschaften. Die kirchlicherseits bestellten Inspectoren prüften die Kinder in der Religion und die von ihnen ausgestellten Prädikate waren maßgebend für die vom Schulausschuß des Königlichen Geheimen Rathes für Leistungen in der Religion zu gewährenden Geldprämien. Es ging die englische Regierung in dieser Beziehung von dem allein richtigen Princip aus, daß Erziehung und Unterricht unzertrennlich mit einander verbunden, daß aber die nämliche solidarische Gemeinschaft zwischen Erziehung und Religion besteht. Von diesem Gesichtspunkt aus galt ihr die Religion und der Religionsunterricht als Basis des ganzen Schulwesens. Confessionslose Schulen, aus denen der Unterricht in der Religion verbannt war, waren von der Gewährung staatlicher Geldzuschüsse von vornherein ausgeschlossen. Was der Staat formell forderte, waren confessionelle Schulen*); aber materiell überließ er den einzelnen Confessionen hinsichtlich der Eintheilung des Unterrichtes in *allen Fächern* völlig freie Hand.

Das Bewußtsein, daß der Staat der allgemeine Schulmeister sei, daß er ein Schulmonopol besitze und dieses zu den unveräußerlichen Rechten gehöre, ohne welche er in seinem innersten Wesen gefährdet sein würde, war damals im Geiste der englischen Staatsmänner noch nicht aufgedämmert. Ganz im Gegentheil. Die Regierung überzeugte sich blos von den in der Schule gewonnenen Resultaten, und zwar in soweit mit Recht, da sie die letzteren durch Geldzuschüsse auszeichnen wollte. Das Innere der Schule betrachtete sie als ganz außerhalb ihrer Sphäre liegend. Die Errichtung von Schulen, der Plan und die Methode des Unterrichts, die Zeit, innerhalb deren unterrichtet wurde, die Auswahl der Schulbücher, die Bestellung und Abberufung des Lehrpersonals — das Alles war Sache der einzelnen Religionsgesellschaften. Blieb eine Schule hinter den gesetzlichen Anforderungen zurück, so stellte der Staat weitere

*) Report. 1871, p. It (the Government) said in fact by its acts: There is no education without religion.

Untersuchungen über den Grund der mangelhaften Resultate nicht an; wohl aber entzog er solchen Schulen die in Aussicht gestellten Geldzuschüsse.

Die **Vortheile**, welche diese Behandlung der Schulfrage darbot, liegen klar zu Tage. Nach diesem Systeme blieben die Rechte aller derjenigen Kreise, welche bei der Lösung der Schulfrage betheiligt sind, unversehrt erhalten. Vergessen wir nicht das Interesse der Schule selbst zu betonen, die unter dem altenglischen System dem Sturm der Leidenschaften, welche innerhalb der politischen Parteien toben, vollständig entrückt war und damit die Möglichkeit besaß, auf der ruhigen Bahn einer stetigen Entwicklung fortzuschreiten. Der letzte, aber darum nicht geringste Vortheil lag in der Wiederannäherung und **freundlichen Begegnung von Staat und Kirche** nach vielhundertjähriger Trennung. „Wir hatten", schreibt das katholische Schulcommitte in seinem Bericht von 1871, „Freiheit, aber keine Privilegien. Der Schulausschuß des Geheimen Rathes lernte unsere dringenden Bedürfnisse kennen und lieh bereitwillig seine Unterstützung bei der Ausführung einer wahren Lebensaufgabe. Die natürliche Folge war die Beseitigung einer Menge von Vorurtheilen und Mißverständnissen auf beiden Seiten. Seit dreihundert Jahren haben die Katholiken zum ersten Mal Unterstützung aus öffentlichen Geldern empfangen und zum ersten Mal ist der Staat ihnen beigestanden in der Lösung der Unterrichtsfrage, ohne irgend welche Handlungen auf Kosten ihrer religiösen Ueberzeugung von ihnen zu verlangen." *)

Gerade die **Bedingungen**, unter denen das katholische Committe die Geldzuschüsse vom Staat erhielt, dünkten ihm weit wichtiger, als die Geldsummen an sich. „Hätten wir die nämliche Summe ohne Erfüllung jedweder Bedingung erhalten können: sie würden uns verhältnißmäßig wenig genützt haben. Die vorzüglichste Wirkung der Staatszuschüsse lag in der Förderung des Unterrichts, wozu sie ein Instrument bildeten, ferner in der Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes und in der Anbahnung des aufrichtigen und herzlichen

*) Report of the Catholic Poor School Committee 1871. p. 6. This is the first time for three hundred years that Catholics have been treated with fair play in the distribution of a public grant, and more particularly the first time they have been helped in the work of education without any sacrifice of their religion being imposed as a condition of the help.

Zusammenwirkens aller dabei betheiligten Kreise." *) Was die Staatsgelder selbst anbelangt, welche dem Committe für die armen katholischen Schulen vom Monat Dezember 1847 bis zum 31. März 1871 dargereicht wurden, so betrug ihre Summe 487,799 Pfund Sterling. **) Die Zahl der Kinder, welche durchschnittlich die katholischen Schulen besuchten, belief sich bis Ende August 1880 auf 77,333, während dem Unterricht in Abendschulen 10,353 Kinder beiwohnten.

Die Zeit von 1847 bis 1871 kann für die Entwicklung des katholischen Elementarschulwesens in England die goldene Periode genannt werden. Gehen wir zur zweiten oder silbernen Epoche über.

3. Uebergangsstadium.

Bereits in den sechsziger Jahren wurde die Unterrichtsfrage mit Bezug auf die Elementarschulen ein Zankapfel für die großen politischen Parteien Englands. Die Folge war, daß sich zwei einflußreiche Vereine bildeten, welche weder Geld noch Mühe scheuten, um ihren Anschauungen Geltung zu verschaffen und die Elementarschule demgemäß neuzugestalten.

In Birmingham entstand 1869 die „Nationale Unterrichtsliga" (National Education League). Nach dem von ihr ausgegebenen Programme erstrebte sie in erster Linie als Zweck, jedem Kind die Wohlthat eines guten Elementarunterrichts zuzuwenden. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles bezeichnete sie die Errichtung von lokalen Schulbehörden, welchen die Schöpfung und Beaufsichtigung der neuen Schulen ausschließlich zustehen solle. Die materiellen Mittel seien durch Gemeindesteuern aufzubringen. Was besonders für uns in Betracht kommt, waren die drei letzten Punkte des Programms: Schulzwang, Unentgeltlichkeit und Confessionslosigkeit des Unterrichts. ***)

Außer der Liga bildete sich die „nationale Unterrichtsunion" (National Education Union). Dieselbe verfolgte wesentlich conservative Tendenzen durch Anknüpfung an das seitherige confessionelle Schulsystem und angemessene Erweiterung und Vervollkommnung desselben. †)

*) Report. 1871. p. 7.
**) 1 Pfund Sterling = 20 Mark.
***) Terra incognita, p. 408.
†) Terra incognita, p. 409.

Der Unterschied zwischen den genannten Vereinen liegt zu Tage. In ihnen ist die liberale und die christliche Anschauung in Betreff der Schule verkörpert. Jene tritt ein für den Staat allein, diese für Familie, Kirche und Staat; jene erstrebt confessionslose, diese confessionelle Anstalten; jene steht unter dem Bann der Zeit und zeitlicher Interessen, diese berücksichtigt Zeit und Ewigkeit; jene fordert den Schulzwang als Recht des Staates, auch auf die Gefahr hin, daß das Kind dem Glauben seiner Väter entfremdet werde, diese will den Schulzwang nur zulassen, sofern und in soweit die unveräußerlichen Rechte der Familie und der Religion dadurch nicht berührt werden; jene opfert alle Interessen des Menschen den jeweiligen Trägern der Staatsgewalt, diese berücksichtigt dagegen in erster Linie die Gottebenbildlichkeit und Würde des Menschen, welche auch der Staat und seine Organe schützen und achten sollen.

Am 12. October 1868 hielt die Liga in Birmingham ihre erste große Zusammenkunft. Auf dieser that sich der heutige Vicepräsident der Abtheilung für Schulsachen im Geheimen Rathe, Mr. Mundella, durch seine Forderung auf Einführung des Schulzwanges hervor. Insbesondere berief er sich dabei auf die deutschen Staaten, in denen der Schulzwang allgemein durchgeführt sei. *)

Am 3. und 4. November 1869 tagte die conservative Union in Manchester, wo der Präsident, Earl of Harrowby, das System des Schulzwanges und des confessionslosen Unterrichts einer scharfen Kritik unterzog und in sarkastischer Weise die Wirkungen derselben erörterte, welche sich im Ausschluß der zehn Gebote aus der Schule kund geben würden.

Das war der Stand der öffentlichen Meinung als die Regierung 1870 eine Vorlage über ein neues Unterrichtsgesetz im Unterhause einbrachte. Aus den ziemlich erregten Debatten, während deren die Geister hart aufeinanderplatzten, ging ein neues Elementar-Unterrichtsgesetz hervor, welches am 9. August 1870 die Genehmigung der Königin erhielt, mit dem 1. April 1871 in Kraft trat und heute noch zu Recht besteht.

Treten wir in die Besprechung desselben ein.

4. Das Unterrichtsgesetz vom Jahre 1870 und seine Einwirkung auf das katholische Elementarschulwesen.

Das Unterrichtsgesetz vom Jahre 1870 hat das katholische Elementarschulwesen nach verschiedenen Richtungen hin modificirt.

*) Terra incognita, p. 413, wo Mundella's Rede mitgetheilt ist.

Zwei wesentliche Veränderungen nehmen zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, andere sollen weiter unten erwogen werden.

Bis zum Unterrichtsgesetz vom Jahre 1870 galt für die englichen Elementarschulen der Grundsatz: Sie beruhen auf dem Fundamente der Religion, mangelt diese Basis, ist die Anstalt confessionslos, so verzichtet sie damit von vornherein auf jede Art von Unterstützung seitens des Staates. Zweitens lag die Initiative für die Errichtung der Schulen in der Hand der Kirche, oder von Privaten, oder Corporationen.

Nach dem Jahre 1870 nahm der Staat eine ganz andere Stelle zu diesen beiden Fragen ein. Der Religion wurde fortan der staatliche Schutz entzogen. Keineswegs ist sie aus der Schule verbannt. Im Gegentheil wird ihr Duldung darin gewährt, aber einen förmlichen Schutz seitens des Staates wie vor 1870 genießt sie nicht mehr. Der Lehrer oder Geistliche darf innerhalb der sogleich namhaft zu machenden Grenzen den Religionsunterricht ertheilen, aber der Staat gibt für die Resultate in dem Religionsunterricht keine Prämien mehr, wie das vor 1871 geschah.

Prüfen wir die Bedingung, an welche die Ertheilung des Religionsunterrichtes in der Elementarschule fortan geknüpft ist. Diese lautet nach der Bestimmung des Gesetzes dahin, daß er nur außerhalb der Schulstunden, und zwar entweder vor, oder nach dem Unterricht in den weltlichen Gegenständen ertheilt werden könne, sei es Morgens, oder Nachmittags.

Eine noch größere Beschränkung wurde in dieser Beziehung eingeführt durch den Unterrichtsausschuß des Geheimen Rathes, welcher das Ansehen eines offiziellen Erklärers des Unterrichtsgesetzes genießt. Gemäß Artikel 23 der von denselben gegebenen Erläuterungen*) hat nur diejenige „Schulassistenz" ein Recht auf staatliche Unterstützung, welche wenigstens einen zweistündigen Unterricht in weltlichen Gegenständen umfaßt. Falls ein Kind nicht wenigstens zwei volle Stunden in den weltlichen Gegenständen Unterricht erhalten hat, kann die Schulassistenz für den betreffenden Tag nicht angerechnet werden. Das Gesetz verlangt jährlich zweihundert fünfzig Assistenzen von jedem Kind, falls der Schulvorstand auf die Gewäh- einer Staatsleistung für dasselbe Anspruch machen will.

Die Folge dieser Erläuterung des neuen Unterrichtsgesetzes gab sich alsbald darin kund, daß der Religionsunterricht an das Ende

*) Dieselben sind enthalten in dem Code of the Council Minutes.

der Schulstunden versetzt wurde. Eine weitere Folge davon aber besteht darin, daß auch die Zeit für die Ertheilung des Religionsunterrichts bedeutend eingeengt wird.

Dazu kommt noch ein drittes Moment. Der Lehrer hat begreiflicherweise ein Interesse daran, seine Schule auf einer solchen Höhe in den rein weltlichen Fächern zu halten, daß die Staatszuschüsse, zu denen manchmal noch besondere Gratifikationen hinzukommen, verdient werden. Da jene Geldleistungen sich auf den Religionsunterricht aber nicht beziehen, so wird die Obsorge für diesen die Thätigkeit des Lehrers vielfach weniger beanspruchen, was große Nachtheile mit sich führt, da der Lehrer in den englischen katholischen Elementarschulen in der biblischen Geschichte Unterricht ertheilt.

Bei alledem muß aber rühmlich anerkannt werden, daß auch das Unterrichtsgesetz von 1870 alle mögliche Vorsorge zur Wahrung der Gewissensfreiheit getroffen hat. Artikel 7 des Gesetzes verbietet daher dem königlichen Schulinspector auf das strengste, irgend welche Untersuchung über den den Kindern ertheilten Religionsunterricht anzustellen, oder die Kinder selbst in der Religion zu prüfen. Den Inspector, welcher dieses zu thun wagte, würde schwere Strafe treffen.*)

Dieser Bestimmung, welche rein negativer Natur ist, folgt eine andere, die einen positiven Werth besitzt. Artikel 76 des neuen Schulgesetzes gewährleistet die Inspection und Prüfung in der Religion. Um den einzelnen Religionsgesellschaften entgegenzukommen, bestimmt das Gesetz, es sollen an zwei Tagen des Jahres sämmtliche Unterrichtsstunden am Vor- und Nachmittag den geistlichen Schulinspectoren der einzelnen Bekenntniße zu dem Zwecke zur Verfügung gestellt werden, damit die Prüfungen in der Religion abgehalten werden können.

Im Uebrigen dagegen hat auch das neue Unterrichtsgesetz den Privaten, Corporationen und Religionsgesellschaften ihre vormalige Freiheit bezüglich der Errichtung von Schulen unverkümmert erhalten. Diese können daher nach wie vor Schulen errichten, Lehrer anstellen und entlassen; ihnen bleibt vollständig überlassen die Wahl der Lehrbücher, die Art der Methode beim Unterricht, die Vertheilung der Zeit u. s. w. Das englische Self-Governement ist in dieser Beziehung vollständig gewahrt und wird täglich von den Katholiken auf das Gewissenhafteste ausgenützt.

---

*) Die betreffende Gesetzesstelle lautet: **That it shall be no part of the duties of such inspector to inquire into any instruction in religious subjects given at such school.** Vergl. **Terra incognita, p 430.**

Während das neue Unterrichtsgesetz nach dieser Richtung hin schonend zu Werke ging, hat es dagegen in anderer Beziehung seine gefährlichen Tendenzen in nacktester Weise enthüllt. Nach ihm gibt es zwei Arten von Elementarschulen; erstens confessionelle, zweitens confessionslose. Die letzteren heißen Board schools, weil sie besonderen Schulvorständen (School Boards) unterstehen. Diese neue Klasse von Schulen ist die verderblichste Einrichtung, welche das neue Schulgesetz hervorgerufen. Nach Artikel 14, 2 des Schulgesetzes „darf in ihnen kein Katechismus oder Religionsbekenntniß gelehrt werden"*). Schon die bloße Schöpfung dieser confessionslosen Anstalten, welche aus öffentlichen Geldern erhalten werden**), dürfte genügen, um die Tendenz des neuen Unterrichtsgesetzes zu charakterisiren.

5. Errichtung von Schulen seit 1870.

Nach Erlaß des Unterrichtsgesetzes vom Jahre 1870 mußte sich das Augenmerk der Katholiken auf den Bau neuer Schulhäuser richten, und zwar solcher, die den Anforderungen des Gesetzes genau entsprachen. Diese Pflicht machte sich mit doppeltem Nachdruck geltend seit dem Jahre 1876, als das Unterrichtsgesetz revidirt und verschärft wurde. Die Verschärfung bestand in der Einführung des Schulzwanges.

Nach Lage der heutigen Gesetzgebung ist daher jedes Kind, nachdem es das vom Gesetz vorgeschriebene Alter erreicht hat, zum Besuch einer öffentlichen, wirksamen (efficient) oder leistungsfähigen Elementarschule verpflichtet. Kinder, welche sich dem Schulbesuche entziehen, oder von ihren Eltern demselben entzogen werden, sollen nach Bestimmung des Gesetzes zwangsweise einer Schule zugeführt werden. Würden daher die Katholiken in der Errichtung von Schulen Saumseligkeit an den Tag legen, so wäre die unausbleibliche Folge, daß Tausende von Kindern in protestantische oder confessionslose Schulen wandern und dann unfehlbar um ihren Glauben gebracht würden. Den englischen Katholiken tritt hier eine wahre Lebensfrage entgegen, von deren befriedigender Lösung die Erhaltung der Kirche in ihrer Heimath bedingt ist.

Uebrigens genügt der bloße Besuch einer Schule noch nicht. Das Gesetz verlangt, daß die Kinder eine gründliche Elementarbil-

*) No religious catechism or religious formulary which is distinctive of any particular denomination shall be taught in the school.

**) Nach Kardinal Manning verausgabte England seit 1871 an diese Schulen elf Millionen Pfund Sterling. Tablet 1881. II, 952.

dung erhalten und stellt demgemäß als Forderung den Besuch einer leistungsfähigen (efficient) Schule auf. Leistungsfähig im Sinne des Gesetzes aber ist nur diejenige Schule, welche den Vorschriften des Gesetzes mit Bezug auf die Lage und Ventilation der Räume, in denen die Schule sich befindet, die Leistungen der Kinder, die Approbation des Lehrers u. s. w. nachkommt. Die Eigenschaft der Leistungsfähigkeit einer Elementarschule hängt übrigens von Anforderungen ab, welche nach Maßgabe der Verhältnisse durch die Regierung, oder die Oberschulkommission gesteigert werden können. Fände solches statt, so würden nothwendigerweise die Pflichten der Katholiken eine größere Ausdehnung gewinnen. Eine Schule, welche das Prädikat der Leistungsfähigkeit bei der Schulbehörde verliert, büßt damit zugleich ihr Existenzrecht ein.

Außer denjenigen katholischen Kindern, welche die Pfarrschulen zu besuchen in der Lage sind, gab es noch ganze Klassen anderer Kinder, für welche Klerus und Gläubigen im schönsten Verein Sorge getragen. Dahin gehören diejenigen, welche in den sogenannten Arbeitshäusern (workhouses), die durchgängig von Akatholiken verwaltet werden, untergebracht sind. Nach einem eben veröffentlichten Gutachten des Schulinspectors der Dioecese Hexham und Newcastle beträgt ihre Zahl etwa zehntausend.*) Sobald der Missionspfarrer von solchen Kindern Kunde erhält, wendet er sich an die Behörden mit der Bitte, dieselben den katholischen Religionsunterricht besuchen zu lassen. Nur in wenigen Fällen wurden solchen Bemühungen eifriger Seelsorger Hindernisse von den Verwaltungsbehörden bereitet. Dazu kommen die Waisenkinder und die jugendlichen Detenirten, welche in den Besserungsanstalten*) (Reformatories) untergebracht sind. Auch für diese verschiedenen Klassen von armen Kindern hat die Kirche in ihrer mütterlichen Liebe, Vorsorge getroffen.

Um die Erfolge, welche die unaufhaltsam fortgesetzten Bemühungen der englischen Katholiken seit 1847 errungen, zu beurtheilen, genügt ein Blick in den Bericht des Committe's für die armen katholischen Schulen aus dem Jahr 1879. Diesem Bericht entnehmen wir folgende Daten. Im Jahre 1854 boten die katholischen Schulen

*) Tablet 1882. I. 483.

*) In Irland stehen solche Besserungsanstalten mit Genehmigung und unter Oberaufsicht der Regierung unter der Leitung von geistlichen Genossenschaften. In dieser Beziehung zeichnet sich namentlich aus die von dem seeleneifrigen Bischof von Marseille, Monseigneur de Mazénod, gestiftete Congregation von der Unbefleckten Empfängniß Mariae.

Raum für 66,362 Kinder, 1879 dagegen für 282,995. Im Jahre 1854 gab es 158,000 katholische Kinder, welche ohne katholischen Religionsunterricht aufwuchsen; 1879 gibt es kaum ein einziges katholisches Kind, welches dem wachsamen Auge des Seelsorgers entgeht und nicht alsbald einer katholischen Schule zugeführt wird. Im Jahre 1854 waren 73, im Jahre 1879 dagegen 2243 katholische Lehrer vom Staat geprüft und mit einem Unterrichtsdiplom versehen. Im Jahre 1854 leistete der Staat den katholischen Schulen an Geldzuschüssen die Summe von 10,907, im Jahre 1879 eine Summe von 132,961 Pfund Sterling.*)

Um dem Leser eine Einsicht in den gegenwärtigen Stand der katholischen Elementarschulen Englands zu öffnen, geben wir folgende Tabelle aus dem im Sommer 1881 veröffentlichten Bericht des Committes der armen katholischen Schulen für das Jahr 1880 Die der Tabelle beigefügte Colonne, welche die Zahl der Priester enthält, ist dem Catholic Directory für 1881 entlehnt.

Diöcesen	Katholische Bevölkerung	Kirchen und Kapellen	Elementarschulen	Durchschnittlicher Besuch	Besuch am Tag der Prüfung in der Religion	Eingetragen in die Schullisten	Zahl der Geistlichen
Westminister . . .	160,000	108	195	17,456	18,882	23,894	318
Birmingham . . .	85,000	112	153	13,164	12,285	18,514	183
Clifton	15,789	41	41	2,367	2,519	3,096	76
Herham	150,000	105	165	18,744	18,111	25,323	139
Leeds	98,308	75	111	12,022	13,235	21,088	102
Liverpool	332,595	140	399	36,184	40,128	55,133	281
Middlesboroug . .	26,584	48	32	—	—	—	58
Newport	40,000	58	64	5,780	5,721	9,302	61
Northampton . . .	6,026	49	30	—	1,940	2,371	44
Nottingham	19,118	76	64	4,764	5,762	7,180	102
Plymouth	13,000	37	31	—	1,600	2,131	56
Salford	203,256	105	192	23,912	25,948	34,276	195
Shrewsbury . . .	48,135	74	84	6,900	7,224	9,448	95
Southwark	80,450	147	161	9,855	11,150	13,585	252
St. Andrews . . .	52,030	56	36	—	—	—	45
Dunke	29,478	25	21	2,469	2,978	3,987	31
Galloway	—	33	13	978	1,120	1,464	21
Aberdeen	12,000	53	22	—	—	—	48
Glasgow	199,738	80	128	—	20,914	—	134
Argyll	11,000	37	—	—	—	—	18
Total	1,582,507	1,459	1,942	156,395	189,517	230,792	2,259

*) Report of the Catholic Poor-School Committee for 1879 p. 27—31.

Vergleicht man die Zahlen dieser Tabelle miteinander, so ergibt sich unschwer, mit welchem Eifer, aber auch mit welchem Erfolg die englischen Katholiken, Priester und Laien, seit den Tagen der Emancipation, namentlich aber seit dem Dezember 1847, welcher das katholische Schulcommitte sich erheben sah, an der Erweiterung des Elementarschulwesens gearbeitet haben. Die Zahl der Kirchen und Kapellen wird von der Zahl der Schulen bei Weitem überboten, denn die Bischöfe gehen mit Recht von der Ansicht aus, daß die Schule der Kern ist, um den jede neue Mission sich ansetzt. Ein besonders für sich bestehendes Gotteshaus kann die neugegründete kleine Gemeinde auf längere Zeit entbehren; für die Befriedigung der ersten Bedürfnisse genügt ein einfacher Betsaal, aber auf die Errichtung der Schule kann die Mission nicht verzichten, sie bildet ihr Lebenselement.

Mit vollem Recht und mit großem Stolz durfte daher das Committe für die katholischen Schulen in der an den hl. Vater Leo XIII. bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung gerichteten lateinischen Adresse hervorheben, daß Schulen für alle katholischen Kinder beiderlei Geschlechts beständen und die gesammte katholische Jugend katholischen Lehrern zur Ausbildung überwiesen sei.

Aber auch die Organe der weltlichen Behörde haben den stetigen Fortschritt des katholischen Elementarschulwesens rühmend anerkannt. Statt aller andern Zeugnisse diene eine Stelle aus dem Bericht des königlichen Schulinspektors Stokes aus dem Jahre 1871: „Was die Zahl anlangt", bemerkt derselbe, „so ist der Fortschritt geradezu enorm. Aber weit größer war dieser Fortschritt mit Bezug auf Methode des Unterrichts und die erzielten Resultate. Im Jahre 1853 besaß dieser Distrikt nur 23 Schulen mit Staatsunterstützung; 13 Schulen hatten geprüfte Lehrer, 26 besassen Lehrereleven. Im Jahre 1870 habe ich 140 Schulen, welche sich um den Staatszuschuß bewarben, unter meiner Inspektion. Alle besitzen geprüfte Lehrer, der Mehrzahl nach bilden sie Lehrereleven." *)

Da genaue Mittheilungen über das Elementarschulwesen sämmtlicher Diöcesen nicht vorliegen, so mögen die über die Erzdiözese Westminster hier einen Platz finden. Die Schulen erscheinen unter folgenden Kategorieen: 1. Pfarrschulen, 2. Schulen für Mittel- und höhere Klassen (Middle and upper class schools). 3. Armen-

*) Report of the Catholic Poor-School Committee of 1871 and 1872.

schulen, welche aus öffentlichen Geldern unterhalten werden. Sie dienen dem Unterricht derjenigen Kinder, welche kein Schulgeld bezahlen können. Sind arme Kinder in Arbeitshäusern untergebracht, so werden die Vorsteher der letzteren vom Klerus ersucht, dieselben den Armenschulen zu überweisen, damit sie dem Religionsunterricht beizuwohnen Gelegenheit erhalten. 4. Handwerkerschulen (Industrial schools). 5. Besserungsanstalten. 6. Waisenhäuser.

Im Jahre 1880 besaß die Erzdiöcese Westminster 171 Pfarrschulen, 37 Mittelschulen, 5 Armenschulen, 4 Handwerkerschulen, 7 Waisenhäuser und eine Besserungsanstalt.

Der Aufschwung, welchen das Elementarschulwesen in dem letzten Jahrzehnt genommen, ist auf die mit ebensoviel Eifer wie Umsicht geleiteten Bestrebungen des Cardinal-Erzbischofs Manning zurückzuführen, welcher mit wahrhaft rührender Liebe und Sorgfalt für jene armen verlassenen katholischen Kinder eintritt und ihrem Seelenheil all seine Kraft und Zeit widmet. Ungeachtet der geradezu erstaunlichen Anstrengungen, welche dieser große Prälat in Verbindung mit seinem Klerus zu Gunsten der verwahrlosten Kleinen macht, ist es ihm bis zur Stunde noch nicht gelungen, alle und jede Gefahr, welche die katholischen Kinder in der ungeheueren Weltstadt am Strand der Themse umgibt, zu beseitigen. Wie schwere Versuchungen hier zur Stunde noch vielen katholischen Kindern drohen, zeigen die Worte des Cardinals auf dem großen Schulmeeting am Dienstag den 14. Juni 1881: „Ich darf behaupten, daß es Hunderte von katholischen Kindern gibt, welche wir nicht zu erreichen vermögen. Dem füge ich bei, daß ich ganz sicher weiß, daß eine erhebliche Anzahl dieser Kinder zu den Schulvorständen geht und sich zum Wechsel ihrer Religion bereit erklärt. Diese Thatsachen wiederholen sich ungeachtet aller gesetzlichen Bestimmungen und obgleich die Pfleger (guardians) wiederholt davon in Kenntniß gesetzt worden sind. Das ist ganz unverzeihlich." *)

6. Lehrerpersonal.

Der Lehrer ist die Seele, das bildende und bewegende Prinzip der Schule. Wohl und Wehe derselben ist unzertrennlich mit seiner Person und seinem Wirken verbunden.

---

*) Tablet. 1881. I, 994.

Mit vollem Recht hat daher das Committe für die armen katholischen Schulen von dem ersten Augenblick seines Entstehens an die Heranbildung eines tüchtigen katholischen **Lehrerstandes** als eine seiner vorzüglichsten Aufgaben betrachtet. Diese Pflicht mußte sich ihm um so mächtiger aufdrängen, als vor 1847 geprüfte Lehrer in katholischen Schulen kaum zu finden waren und die Regierung als erste Bedingung für die Gewährung ihrer Subvention das Bestehen der staatlichen Prüfung erforderte. Hierbei kamen nach Lage der englischen Verhältnisse mehrere Punkte in Betracht.

1. Der Engländer geht bei der Heranbildung des Lehrerpersonals von dem unzweifelhaft richtigen Grundsatz aus, daß die Erwerbung der Fachkenntnisse durch ein gutes Examen constatirt wird, die **pädagogische Tüchtigkeit** dagegen nur die Frucht vieljähriger Lehrthätigkeit sein kann. Bereits in dem heranwachsenden Elementarschüler offenbart sich der pädagogische Takt. Solche Schüler, welche für das Lehramt geeignet scheinen, werden von dem Vorsteher der Schule angenommen und mehrere Jahre als Hülfslehrer verwendet. Sie erhalten eine angemessene Besoldung, die nach den Leistungen erhöht werden kann. Ist die Schulbehörde mit den letzteren zufrieden, dann erfolgt die Aufnahme in das Lehrerseminar ohne weitere Prüfung.

2. Das katholische England besitzt drei vorzügliche Anstalten zur Ausbildung des Lehrerpersonals für Elementarschulen, ein Lehrerseminar und zwei Lehrerinnenseminare. Jenes liegt in Hammersmith, einer westlichen Vorstadt von London. Das erste Seminar für Lehrerinnen besitzt Liverpool (Notre-Dame Mount Pleasant), das andere wird von den Klosterfrauen vom heiligen Herzen zu Wandsworth bei London geleitet. Mit den Seminarien sind auch Elementarschulen verbunden, in welchen die Zöglinge der Seminarien Gelegenheit zur praktischen Ausbildung finden.

Die englischen Katholiken dürfen auf die genannten Anstalten mit gerechtem Stolz blicken. Das Lehrerinnenseminar in Liverpool genießt den Ruf der besten Anstalt dieser Art in ganz England. Der Bericht des Schulinspektors aus dem Jahre 1870 läßt in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig. Für den hohen Ruf, welchen das Lehrerseminar in Hammersmith bei der Centralschulbehörde in London genießt, zeugt der Marquis von Ripon *) in einer Rede vom Jahre 1879. Auf die Aeußerungen dieses Mannes muß um somehr Gewicht

*) Derselbe ist heute Vicekönig von Indien.

gelegt werden, als derselbe vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche Mitglied des Schulausschusses im Geheimen Rath war und deßhalb hier wie wenig Andere zu einem competenten Urtheil befähigt ist. „Von dem Angenblick an, wo ich Vorsitzender des Committes für die armen katholischen Schulen geworden bin, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, mich mit den katholischen Lehrern in ganz England in Verbindung zu setzen, um einen Einblick in ihre Wirksamkeit zu erhalten, sodann aber auch, um mir eine Idee von ihrer Befähigung zu bilden. Ich gebe der Wahrheit Zeugniß, wenn ich bemerke, daß ich in ihnen einen ebenso eifrigen wie einsichtsvollen Stand gefunden, der zu Gunsten von Staat und Kirche ein ausgezeichnetes Werk vollführt. Dasselbe behaupte ich von den beiden Seminarien für Lehrerinnen. Das Seminar von Notre-Dame in Liverpool darf kühn den Vergleich aushalten mit allen ähnlichen Anstalten in ganz England, es bietet Vortheile, die keine andere gewährt." *) Das Zeugniß des königlichen Schulinspektors über das Seminar in Hammersmiht für das Jahr 1881 besagt, der Präfekt habe die Zöglinge verhältnißmäßig mehr gefördert, als irgend eine andere Anstalt.**)

3. Um den Aufschwung der Lehrerseminare und Elementarschulen immer mehr zu fördern, ist ein Reihe von **Prüfungen** eingeführt worden, die zu den herrlichen Resultaten, die man erzielt, ohne Zweifel sehr viel beigetragen. Nach englischer Sitte steht an der Spitze einer jeden Schule ein Vorsteher oder Leiter (Manager). Dieser wird von der Regierung als Inhaber derselben angesehen und für die Schule verantwortlich gemacht. Inhaber und Lehrer zugleich kann nicht eine und die nämliche Person sein. Da der Inhaber das Lehrpersonal überwachen soll, so liegt der Grund dieser Bestimmung klar zu Tage. Der Manager hat die Schule zu leiten. Er beruft und entläßt das Lehrpersonal, beaufsichtigt die Ertheilung des Unterrichtes, vertheilt den Lehrstoff. Kurz er ist der geborene, stets anwesende Schulinspektor. In den Schulen der englischen Katholiken wird diese Stelle regelmäßig von der Geistlichkeit wahrgenommen. Eine treue Erfüllung dieses bedeutsamen Amtes ist der beste Schutz für die Erhaltung und das Gedeihen der Anstalt.

---

*) Report of the Catholic Poor-School Committee for the year 1878. p. 34. I have found them a most intelligent and zealons body of men doing good work for their country and for their church.

**) Tablet, 1881. II, 950.

Außer dem Vorsteher wird die Schule inspicirt durch den königlichen Schulinspektor. Der letztere ist von Amtswegen verpflichtet, jedes Jahr wenigstens ein Mal die Schulen seines Distriktes zu visitiren. Der Tag seines Erscheinens ist dem Lehrpersonal im Voraus bekannt. Aber auch außerdem darf er seine Besuche so oft wiederholen, als es ihm gut dünkt. Thätig in die Entwickelung der Schule einzugreifen, ist der Schulinspektor nicht befugt; sein Amt besteht blos darin, die Schulbehörde über den Stand derselben auf dem Laufenden zu erhalten. Im Allgemeinen muß anerkannt werden, daß die englischen Schulinspektoren, welche, wenige Männer abgerechnet, dem anglikanischen Bekenntniß angehören, ihr Amt mit großer Unparteilichkeit ausüben.

Da die Katholiken in England die Schöpfer ihrer Elementarschulen sind, so ist es recht und billig, daß sie sich mit der vom Staate vorgenommenen Inspektion nicht zufrieden geben. Daher ernennt auch jeder Bischof einen Diöcesanschulinspektor, welchem in erster Linie ausschließlich das Recht der Prüfung in der Religion zusteht, was den staatlichen Inspektoren streng untersagt ist, der aber auch in den weltlichen Gegenständen eine Prüfung vornehmen soll. Allein oder in Verbindung mit angesehenen Mitgliedern des Laienstandes*) prüft der Diöcesanschulinspector viermal im Jahre die Schulen seines Distriktes. Die Prädikate, welche diese Inspektoren ertheilen, sind maßgebend bei der Gewährung von Prämien, welche entweder in Geld oder Büchern seitens des katholischen Schulcommitte's, erfolgen. Die Geldprämien erreichen für verdiente Lehrer vielfach eine Höhe von zehn Pfund Sterling.

In die Gehälter der Lehrer und Lehrerinnen gewährt folgende Tabelle Einsicht. **)

Es erhalten bis zu:	M. 800	900	1000	1540	2140	3260	4500	5620	6520	9000
Lehrer	—	—	6	41	115	149	28	6	3	3
Lehrerinnen . . .	69	85	62	865	201	46	9	—	—	—
	69	85	68	906	316	195	37	6	3	3

*) In seiner obengenannten Rede sprach der Cardinal Manning dem Obersten Prendergast seinen Dank dafür aus, daß er ihm als kundiger Inspector der Diöcesan-Handwerkerschulen Jahre lang treue Dienste geleistet habe. Tablet. 1881, II, 951.

**) Martin, l'instruction primaire chez les catholiques d'Angleterre, p. 23.

Geringere Beträge erhalten die Lehrereleven für ihre Bemühungen in den katholischen Schulen.

7. Die verschiedenen Schulklassen.

Ein Blick auf die verschiedenen Schulklassen läßt uns die Fortschritte der Katholiken auf dem Gebiete des Elementarschulwesens noch deutlicher erkennen und bietet zugleich Gelegenheit, die Lage der katholischen Elementarschulen mit denen der Protestanten zu vergleichen.

Der Elementarunterricht umfaßt in England sechs Klassen oder Stufen (Standards). Eine vollständige Elementarbildung hat nur dasjenige Kind genossen, welches alle diese Stufen erstiegen. Thatsache der Erfahrung ist, daß die katholischen Kinder auf den vier ersten Stufen den Protestanten vollständig gleichstehen; was dagegen die beiden letzten Stufen anlangt, so werden die katholischen Kinder von den Anglikanern überragt. Der Grund dieser Thatsache liegt durchaus nicht an den Lehrern oder an den Kindern, er hat anderswo seinen Ursprung. Es ist die sociale Lage der Katholiken, welche diese Erscheinung erklärt. Durchgängig sind die Katholiken arm und daher gezwungen, ihre Kinder weit früher aus der Schule zurückzuziehen. Die Folge davon ist, daß verhältnißmäßig wenig katholische Zöglinge die Prüfung in den beiden obersten Stufen bestehen.

Die nachstehende Tabelle, welche die Resultate der Kinder der verschiedenen Denominationen miteinander vergleicht, bezieht sich auf das Jahr 1877. Zur Würdigung derselben sei bemerkt, daß die englischen Elementarschulen 3,114,362 in die Listen eingetragene Schulkinder hatten, von denen 2,150,683 durchschnittlich anwesend waren. Der Prüfung in den permanenten sechs Stufen unterzogen sich 1,335,118 Kinder, welche sich auf die verschiedenen Denominationen vertheilen.

Daß die katholischen Schulen aber fortwährend sich zu vervollkommnen bestrebt sind, zeigt das folgende Schema, welches sich auf das Jahr 1880 bezieht und im Monat Juli 1881 veröffentlicht wurde.*)

Kathol. Kinder, welche die Prüfung bestanden fanden sich in 1. Stufe 29,626, 2. Stufe 25,041, 3. Stufe 19,391, 4. Stufe 13,552, 5. Stufe 6,221, 6. Stufe 2,064, zusammen 95,895.

*) Martin, l'instruction primaire chez les catholiques anglais, p. 26.

8. Einkommen der katholischen Elementarschulen in England.

Aus dem obengenannten Bericht des Committe's für die armen katholischen Schulen für das Jahr 1880 ergaben sich für diesen Punkt folgende Notizen.

Am 31. August 1880 besassen England und Wales 758 katholische Schulen mit 1272 für sich bestehenden Abtheilungen. In ihnen unterrichteten 223 Lehrer und 202 Lehrerinnen. Außerdem ertheilten Unterricht 331 Lehrer an kleine Kinder und 516 in gemischten Abtheilungen. Gegen das Vorjahr 1879 war die Zahl der Schulen um 32 gestiegen.

Durchschnittlich waren die Schulen besucht von 145,629 Kindern, 73,005 Knaben und 72,624 Mädchen. Gegen das Vorjahr hatte die Zahl der Kinder, welche durchschnittlich die Schule besuchen, um 8939 zugenommen. Die Zahl der vom Staat geprüften Lehrer betrug 1590.

Nach englischem Schulgesetz soll das Schullokal jedem Kinde einen Raum von 8 Quadratfuß liefern. Die Räumlichkeiten, welche die katholischen Schulen gegenwärtig darbieten, vermögen 34,560 Kinder mehr zu fassen, als die Normalzahl der schulpflichtigen Kinder beträgt.*) Von dem enormen Werth, den Grund und Boden in den englischen Städten, in welchen die Katholiken vorzugsweise leben, darstellen, kann man einen Schluß auf die Opfer ziehen, die zur Aufrechthaltung und Entwickelung des confessionellen Elementarschulsystems mit größter Bereitwilligkeit von ihnen gebracht werden.

Die genannten Schulen empfingen auf Grund der gehaltenen Prüfungen und errungenen Resultate am Ende des Jahres von der Staatsregierung einen Zuschuß von 111,333½ Pfd. St. Auf jedes Kind, welches die vorschriftsmäßigen 250 Schulbesuche gemacht hat, kommen 15 Schilling 3½ Pence. In den Schulen der anglikanischen Hochkirche fielen auf jedes Kind 15 Sch. 3¾ P., in den Schulen der Methodisten 16 Sch. 0½ P., in den confessionslosen, aus dem allgemeinen Steuersäckel unterhaltenen Schulen, die von den School boards geleitet werden (School board schools) 15 S. 7¾ P.

Das Einkommen floß für die katholischen Schulen aus Vermächtnissen, freiwilligen Beiträgen, Collecten, Schulgeld der Kinder, dem von den Pflegern armer Kinder gezahlten Schulgeld und

*) Report of the Catholic Poor School Committee for the year 1880 p. 16.

dem Staatszuschuß von 1878—1879. Es betrug die Summa von 223,804 Pf. St.

Bei der Vertheilung dieser Gelder waren folgende Gesichtspunkte maßgebend. Nach einem neueren Beschluß des englischen Episkopates hat jeder Missionsbezirk für seine eigene Schule aufzukommen. Sie wird unterhalten durch das Schulgeld der Kinder, die für pflichtmäßigen Schulbesuch gewährten Staatszuschüsse und Erträgnisse aus Collecten, die innerhalb des Missionsbezirks abgehalten werden. Nur ganz ausnahmsweise werden Beiträge durch das Committe für die armen katholischen Schulen geleistet. In Folge dessen gehört die Pflicht der Aufrechthaltung und Förderung der Elementarschulen zu den drückendsten Lasten der katholischen Geistlichkeit. Abgesehen davon, daß die Leitung derselben ganz in der Hand des Seelsorgers ruht, hat er auch in materieller Beziehung für dieselbe zu sorgen. Dem genannten Committe dagegen fällt jetzt eine Aufgabe zu, welche universaler Natur ist. Aus der jährlich einmal in allen Kirchen Englands und Schottlands abzuhaltenden großen Collekte, Vermächtnissen, Geschenken u. s. w. bestreitet es die Kosten für das Lehrer und die beiden Lehrerinnenseminare, honorirt die Diöcesanschulinspectoren, gewährt Prämien, unterstützt die Bischöfe mit Rath und That in Schulangelegenheiten und leitet in Betreff des katholischen Elementarschulwesens alle Verhandlungen mit der Regierung.*)

Die Abendschulen wurden durchschnittlich von 2070 Knaben und 1850 Mädchen besucht. Ihnen wurde am 31. August ein Staatszuschuß von 1571 Pf. St. 8 Sh. zuerkannt.

Das Schullehrerseminar in Hammersmith erhielt für das Jahr 1880 einen Zuschuß von 2027 Pf. St., das Lehrerinnenseminar von Notre-Dame in Liverpool die Summe von 3446 Pf. St. 4 Sh. Dem Lehrerinnenseminar vom heiligen Herzen zu Wandsworth wurden zugewiesen 1660 Pf. St. Die Zahl der im Hause wohnenden Zöglinge betrug für Hammersmith 37, in Notre-Dame 112, in Wandsworth 50. Die Gesammtsumme aller im Jahre 1880 aus Staatsgeldern bezogenen Unterstützungen betrug 123,881 Pf. St. 4 Sh.

Seit einigen Jahren haben sich die schottischen Katholiken mit ihren englischen Glaubensbrüdern vereinigt, um gemeinsam die Förderung des Elementarschulwesens zu betreiben. Dem

*) Report of the Catholic Poor-School Committee for 1880. p. V.

Bericht des Schulcommittes über das Einkommen der katholischen Elementarschulen Schottlands entnehmen wir folgende Angaben.

Bis zum 30. September 1880 besaß Schottland 126 Schulen mit 186 besonderen Abtheilungen. Diese wurden durchschnittlich besucht von 26,564 Kindern, während in die Schullisten eingetragen waren 39,658 Kinder. Diese Schulen standen unter 234 geprüften Lehrern, 66 Hülfslehrern, 10 Hülfslehrerinnen und 328 Lehrereleven. Für die geprüften Lehrer betrug der Gehalt durchschnittlich 131 Pf. St. 6 Sh., für jede Lehrerin 76 Pf. St. 13 Sh.

Das Einkommen der katholischen Elementarschulen aus Staatsgeldern belief sich auf 20,286 Pf. Aus Stiftungen, freiwilligen Beiträgen flossen 25,181 Pf. St., also im Ganzen 45,467 Pf. St.

Die Abendschulen waren besucht von 2650 Knaben und 2374 Mädchen, für welche der Staat einen Beitrag von 2614 Pf. St. 14 Sh. leistet. Das Gesammteinkommen der schottischen katholischen Elementarschulen betrug für das Jahr 1880 die Summe von 23,775 Pf. 16 Sh. und zwar 3090 Pf. St. 16 Sh. mehr als im Vorjahre.

Im Jahre 1880 empfingen die katholischen Schulen und Schullehrerseminare in England und Schottland aus Staatsgeldern 147,657 Pfund Sterling, mithin 885,942 Reichsmark.

Die freiwilligen Beiträge der englischen und irischen Katholiken betragen seit dem Jahre 1870 bis heute mehr als 10 Millionen Reichsmark.

Es verdienen die Opfer, welche sämmtliche Religionsgesellschaften in England zur Aufrechterhaltung ihrer confessionellen Elementarschulen bringen, um so höhere Anerkennung, wenn man damit die Lage der confessionslosen Schulen, oder Board Schools vergleicht. Nicht allein sind die Behörden zur Errichtung confessionsloser Schulen von gesetzeswegen in allen jenen Fällen befugt, wo die Religionsgesellschaften sich um die Errichtung confessioneller Schulen nicht bemühen, sondern sie besitzen auch das Recht, zwangsweise Schulsteuern von den betreffenden Civilgemeinden einzutreiben. *)

*) Während diese Zeilen geschrieben werden, lesen wir in englischen Blättern, daß die katholischen Bischöfe und außerdem das Committe für die katholischen armen Schulen beim Präsidenten des Oberschulrathes Carl Spencer und dem Unterrichtsminister — wenn man so sagen darf — Mr. Mundella in zwei verschiedenen Audienzen ihre Bedenken gegen einige Veränderungen des Elementar-

Die Thatsachen der Erfahrung lehren, daß die School boards die geschworenen Feinde der confessionellen Elementarschulen sind. Durchaus natürlich, sie vertreten eine ganz andere, dem katholischen Glauben schnurstracks zuwiderlaufende Weltanschauung. Wie weitgehend der Einfluß ist, den die confessionslosen officiellen Elementarschulen in England nach und nach errungen, hat der hochwürdigste Bischof von Salford, Dr. Gerbert Vaughan, in seiner Schrift über „die dem Christenthum durch die Schule drohenden Gefahren“ in beredten Worten erläutert.*)

„Das Parlament“, bemerkt er, „hatte uns die Versicherung gegeben, die confessionslosen Schulen sollten nur da in's Leben treten, wo Lücken auszufüllen wären. Jetzt haben sie die Oberhand gewonnen. Vielerorts machen sie die Schöpfung konfessioneller Schulen gesetzlich unmöglich. Da die Vorstände der confessionslosen Schulen Steuern zu erheben befugt sind, so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Zahl der sie besuchenden Kinder jährlich um 100,000 zunimmt. Diese Schulvorstände gehen aber noch weiter. Außer Elementarschulen errichten sie nunmehr auch Schulen für die mittleren Klassen. Das ist eine Bevorzugung, welche die Regierung den Vorstehern confessioneller Schulen nicht gewährt.“*) Leider hat der Unterrichtsminister Mundella Vorlagen zu Veränderungen des Elementarschulgesetzes gegenwärtig beim Parlament eingebracht, welche geeignet sind, die Macht der School Boards noch mehr zu verstärken. Auch darin offenbart sich die Feindschaft der letzteren gegen confessionelle Schulen, daß geprüfte Lehrer in katholischen Schulen durch den Köder höherer Gehälter, als die armen Katholiken sie zu bieten vermögen, in den Dienst confessionsloser Schulen verleitet werden. Bereits haben die englischen Bischöfe diese Gefahr ins Auge gefaßt und Maaßregeln zur Abwendung derselben ergriffen. Andere Reli-

schulwesens aus dem Grunde vortrugen, weil die katholischen Schulen dadurch bedeutend geschädigt werden. Der verdienstvolle Secretär des Committes, Mr Allies, zog bei dieser Gelegenheit eine Parallele zwischen den confessionslosen Staatsschulen und den katholischen Elementarschulen. Die letzteren erhalten für jedes Kind an Staatszuschüssen 15 Sch. 3¼ Pence, an Schulgeld 8 Sch. 5 P., an freiwilligen Beiträgen 7 Sch. 3¼ P. Die confessionslosen Schulen dagegen für jedes Kind aus Steuern 42 Schilling, aus den Staatszuschüssen 15 Sch. 7¾ P. und an Schulgeld 8 Sch. 11¼ P; an freiwilligen Beiträgen Beiträgen bedürfen sie für jedes Kind nur 2 Farthing, (die kleinste englische Münze) Tablet. 1881 II, 949.

*) Te Educational Peril to Christianity. London, Purnt and Oates 1882.

gionsgesellschaften haben den Uebergang vieler Lehrer zu confessionslosen Schulen schon zu beklagen; geistliche Mittel zur Bekämpfung der Gefahr fehlen ihnen indeß gänzlich. Ohne Zweifel wird die Liebesthätigkeit der Katholiken aus diesem Grunde künftig in noch höherem Grade in Anspruch genommen werden.

Nur ein von glühendem Opfergeist erfüllter Lehrerstand vermag den Versuchen, die Gold und Silber hervorbringen, mit Erfolg zu widerstehen. Bisher hat der katholische Lehrerstand Englands die Probe siegreich bestanden. Der Grund dieser Erscheinung liegt unseres Erachtens erstens in der ausgezeichneten Einrichtung der katholischen Lehrerseminare, zweitens in der Verwendung zahlreicher Ordenspersonen beiderlei Geschlechts in den Elementarschulen und drittens in dem einträchtigen Wirken von Klerus und Laienschaft. „Ich spreche es demnach aus in Gegenwart der Geistlichkeit meiner Diöcese", sagte der Kardinal-Erzbischof Manning auf dem großen Schulmeeting am 14. Juni 1881, „und hoffe, dieselbe wird mir darin Recht geben, wenn ich sage, daß wir von dem Wunsche beseelt sind, ihr (der Lehrer) Leben hoffnungsreich und erträglich zu gestalten und ihnen die Mittel zum Unterhalt in Tagen zu gewähren, in denen Kummer und Krankheit über sie hereinbrechen und ihrer Thätigkeit ein Ziel setzen." *) Ein Elementarlehrerstand, getragen von einem in der Schule der Armuth und Entsagung gestählten Klerus, in dem Dienste der christlichen Religion und der alleinwahren Kirche darf auch bei geringeren materiellen Mitteln mit glänzend besoldeten Lehrern kühn in die Schranken treten.

10. Schlußwort.

Die günstige Entwickelung, welche das katholische Elementarschulwesen in England seit dem Jahre 1829, namentlich aber seit dem Wirken des Committe's für die armen katholischen Schulen gewonnen, hatte drei Bedingungen zur Voraussetzung.

In erster Linie die Freiheit der Kirche. Nur eine von den hemmenden Fesseln ungerechter Gesetze nicht eingeengte Confession vermag die in ihr ruhenden großen Cultur- und Humanitäts-Ideen zu bethätigen. Diese Bedingung wurde 1829 durch die Emancipations-Acte erfüllt.

Die bloße Freiheit indeß würde ein todtes Gut geblieben sein, hätten die Katholiken sie nicht weise und standhaft ausgenützt. Das

*) Tablet, 1881. I. 994.

geschah in engeren Grenzen bis 1847, von da an aber in wahrhaft großartigem Maßstabe, dank den hochherzigen Bemühungen von Klerus und Laienwelt, welche sich im oft genannten Committe ein passendes Organ schufen.

Aber auch die Erfüllung dieser Bedingungen hätte zum erwünschten Ziele noch nicht geführt. Der Staat und die Träger der Staatsgewalt sind nach christlicher Auffassung zum Schutz der Kirche verpflichtet. Der Kirche in der Erfüllung ihrer hehren Mission beizustehen, ist eine der edelsten und höchsten Aufgaben der staatlichen Gesellschaft. Die englischen Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts sind sich dieser Pflicht bewußt geworden und haben sie redlich erfüllt durch Gewährung angemessener Geldzuschüsse.

Unter derart günstigen Bedingungen war eine erfolgreiche Thätigkeit der Kirche unausbleiblich. Sie liegt vor unseren Augen in einem das Königreich Großbritannien nach allen Seiten durchziehenden katholischen Elementarschulsystem, welches sich der armen Kinder mit einer Liebe und Sorgfalt annimmt, welche an die Worte erinnern, die aus dem Munde der Heiden beim Anblick der Werke der christlichen Nächstenliebe kamen: „Seht, wie sie einander lieben“!

Ueber das in unserm Verlage erschienene Prachtwerk:

Pius der Große

von **Dr. Otto Zardetti**

(Preis für die Abonnenten der Brochüren: **4 Mark.**)

schreibt Herr Abbé Guerber im „Straßburger Volksfreund":

Auf das erste Todesaniversarium Pius IX. am 7. Februar 1879 erschien dieses herrliche, mit der rührendsten Pietät und unendlichem Glanz geschriebene Werk. Ein Werk, des Gegenstandes würdig, den es mit gewandter Meisterschaft behandelt. Mit tiefgefühlter Wonne werden es alle ernsten, ihrer Kirche und dem heiligen Stuhle ergebenen Katholiken lesen, besonders Diejenigen, die als Zeitgenossen der Ereignisse, die unter der leitenden Hand Pius IX. während der 50jährigen Regierung dieses erhabenen Papstes ins Leben getreten sind, lebten. Selbst auch die Gegner des Papstes und der Kirche werden durch die Gewalt der vorgelegten Beweise ergriffen, diesem auserwählten Oberhaupte der Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Acht auserlesene Imortellenkränze legt Canonicus Zardetti auf den Todtensarg nieder, der die sterbliche Hülle des der sämmtlichen Christenheit so werthen, so wunderbar liebgewonnenen großen Papstes Pius IX. im St. Petersdome birgt. Die seit neunzehnhundert Jahren nie erreichte Lebenszeit unter 160 Päpsten, die sich über 30 Jahre lang durch das tosende Gewühl der Völkerwogen im 19. Jahrhundert hindurchzieht, hat dem rüstigen Geschichtsschreiber überreichen Stoff geboten zur Widmung dieser acht Imortellenkränze, d. h. dieser 8 Abschnitte der Biographie des unsterblichen Pius.

Der erste dieser Imortellenkränze ist gewunden aus italienischen Rosen und gilt dem Könige und Fürsten Roms, der zweite ist gewunden aus der Flora Englands, Schottlands und Hollands, sowie aus amerikanischen und tropischen Blüthen und gilt dem christlichen Monarchen des Erdkreises. Der dritte ist gewunden aus eigentlichen Imortellen und gilt dem Vollzieher der drei großen Pontificalakte, dem unsterblichen Verkünder der ewigen Wahrheit, der vierte ist gewunden aus gelben Lilien und gilt dem unerschütterlichen Verfechter des Rechtes auf Erden. Der fünfte ist gewunden aus rothen Rosen Sinigaglia's und gilt dem liebenden Vater der Christenheit. Der sechste ist gewunden aus vielfarbigen Rosen aller Herren Länder und gilt dem Geliebten der christlichen Völker. Der siebente ist gewunden aus Blüthen, die unter Dornen wachsen und gilt dem Manne, dessen Größe auch seine Feinde anerkennen. Der achte ist gewunden aus Blüthen von den Höhen der Gebirge und gilt dem Manne der Vorsehung.

Diese acht Imortellenkränze enthalten nicht nur die treue Lebensgeschichte Pius IX. in genauer Abbildung gezeichnet und mit dem dem geistlichen Schriftsteller eigenen Farbenglanz, sie heben besonders hervor die wichtigsten Pontificalacte, die glänzenden Tugenden und die größten Ereignisse dieses langjährigen, von Gott gesegneten Pontificates. Wir sehen es aus diesen Imortellenkränzen wie Feuerfunken hervorsprühen, die Licht verbreitend und Segen spendend auf die Menschen wirken. Uns schien auch das persönliche Talent des durch seine „Zehn reizende Bilder aus Südengland" schon bekannten Schriftstellers ganz sonderbar geeignet zur Abhandlung dieses anziehenden Gegenstandes.

Seine reiche Phantasie, verbunden mit gründlicher Geschichtskenntniß, seine bilderreiche Sprache, der edle Schwung seiner Gefühle, und — wir müssen es offen sagen — seine herzliche Liebe und Verehrung für Pius IX. waren die Quellen dieses schmuckvollen Bandes, der viele Leser bezaubern wird.

Weitere Urtheile der Presse
über die
„Schul-Aera Falk.“

Das in Danzig erscheinende „Westpreuß. Volksblatt“ schreibt:

Die „Schul-Aera Falk“ ist eine hochbedeutsame Schrift, welche vom Standpunkte des Centrums aus am Faden der Geschichte und verschiedener, amtlicher Verordnungen ein getreues und vollständiges Bild des abgelaufenen Schulkampfes entwirft. Der Pseudonym Deutschmann legt als sach- und fachkundiger Medicus mittels des Seciermessers einer scharfen, aber gerechten Kritik unnachsichtlich alle kranken Stellen des Schulorganismus bloß, so daß sie klar vor den Augen dessen liegen, der sehen will. Seinem leitenden Grundsatze getreu: Die Wahrheit, Keinem zu lieb und Keinem zu leid — will er aber nicht verwunden, sondern heilen. Deßhalb gibt er in seinen „Vorschlägen zur Reform“ entsprechende Heilmittel an. Der Verfasser verfährt in seinen Ausführungen erstaunlich gründlich, mit großem Freimuth und so sachlich, daß er sich selbst das Lob der Gegenpartei erworben. Die gewandte sprachliche Darstellung und die Vorführung von Thatsachen, welche jedem Schulfreunde interessant sein müssen, machen die Schrift so anziehend, daß man sie ungelesen nicht gern aus der Hand legt. Das Werk verdient von jedem Lehrer und Schulfreunde gelesen zu werden und ist überhaupt jeder Partei, weil für das Studium des Schulkampfes von hervorragender Bedeutung, bestens zu empfehlen.

Die „Preuß. Lehrerzeitung“ empfiehlt die „klardurchdachte“ und gut geschriebene Broschüre allen Collegen mit Ausnahme der „Schulbuchfabrikanten“, denen wir den Aerger gern ersparen möchten, welchen sie bei Betrachtung ihrer vom Verfasser scharf gezeichneten Conterfeis mit Namensunterschriften sicherlich empfinden würden.

Hinter der vorgesteckten Maske „Ernst Deutschmann“ verbirgt sich offenbar ein erfahrener und vielseitig gebildeter Schulmann, der sich hier und da auch als recht vorurtheilsfrei erweist, im Großen und Ganzen aber seine Zeit durch eine gefärbte Parteibrille anschaut. Ohne daß der Verfasser geradezu auf eine Stufe mit den Heißspornen des Ultramontanismus gestellt werden könnte, ist sein Standpunkt doch kein anderer als derjenige der Centrumspartei im preußischen Abgeordnetenhause. Daß ihm deßhalb die „Aera Falk“ als ein Abweichen von der richtigen Bahn unserer Schulentwickelung erscheint, ist selbstverständlich. Wir müssen ihm in vielen Einzelnheiten zustimmen, betrachten aber dennoch auf unserem Standpunkte, von welchem aus uns die Emancipation der Wissenschaft und des Staates von der Kirche als Kulturaufgabe der Gegenwart erscheint, die Schul-Aera Falk in ihrem Grundzuge durchaus als Fortschritt. Die jene Reformbewegung begleitenden Mißstände

Das Judenthum

in

der deutschen Literatur

von

Joseph Lerique.

Einleitung.

Die Stellung des Judenthums in der christlichen Gesellschaft gehört zu den wichtigsten Fragen unserer vielbewegten Zeit. Die Uebermacht der Semiten, wie sie gerade in den letzten Decennien in manchen Gegenden unseres Vaterlandes zu Tage getreten, hat sich als bedrohlich für die materielle Wohlfahrt, als zersetzend für den christlich=germanischen Charakter unseres Volkes erwiesen.

Der in neuester Zeit mit einer gewissen Heftigkeit in dieser Hinsicht entbrannte Kampf mag in der Art und Weise, wie er in Presse und Versammlungen geführt wird, vielfach als verwerflich und unerlaubt sich darstellen. Im Grunde erscheint er als natürliche Reaktion des christlichen Volksgeistes gegen die jüdischen Anmaßungen und Ausschreitungen auf materiellem wie auf geistigem Gebiete.

Die Antisemitenbewegung wird, gereinigt von leidenschaftlicher Agitation, den Weg ihrer natürlichen Entwickelung gehen, weil sie innerlich berechtigt ist; dieselbe wird um so weniger rückgängig gemacht werden können, als sie, dem Gesetze der Nothwendigkeit folgend, unfehlbar zu bestimmten Resultaten hinleitet. Ihr Ziel ist die Beseitigung unerträglicher Mißstände, keineswegs die Verfolgung Andersgläubiger.

Auf den ersten Blick muß es räthselhaft erscheinen, daß die Juden, welche noch vor hundert Jahren als Angehörige einer ungern geduldeten, vielfach bedrängten Nation genannt wurden, eine solche Macht über die christliche Bevölkerung erlangen konnten, daß eine energische Abwehr nothwendig wird. Diese frappante Thatsache wird

schon erklärlicher, wenn man im Auge behält, daß die Juden seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der ihrer Race eigenthümlichen Ausdauer gleichsam den Bann ihrer Nationalität zu durchbrechen und durch Theilnahme am geistigen Leben des christlichen Volkes sich Geltung zu verschaffen suchten. Natürlich geschah das in dem Bewußtsein, durch immer größeren Einfluß in Literatur und Tagespresse aus der isolirten und verachteten Stellung heraus zur schließlichen Gleichberechtigung mit den Bürgern der christlichen Staaten zu gelangen.

Es wäre indeß den Juden nicht so leicht geworden, sich literarisch geltend zu machen, hätten sie nicht die Pfade gebahnt gefunden durch die ungläubige, dem Christenthum abgewandte und feindliche Richtung, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis heute in der deutschen Literatur vorherrschte. So lange unsere Literatur wahrhaft christlich und national blieb, konnte das Judenthum darin für sich keine Anknüpfungs- und Berührungsmittel finden, umsomehr aber, als dieselbe in den Dienst des Rationalismus und Naturalismus trat.

Seitdem das Judenthum die Gnade der Auserwählung verscherzt hat, gehört es zu seinen Gepflogenheiten, gegen jede christliche Lebensäußerung Partei zu ergreifen, den alten Haß gegen Christus überträgt es naturgemäß auf die von ihm gestiftete Kirche.*) Und ist es nicht eine ganz erklärliche Thatsache, daß die Juden vorzüglich da mächtig werden, wo sich das christliche Volk mehr und mehr dem christlichen Geiste und Leben entfremdet hat. Ist es nicht natürlich, daß der Jude gerade da Gelegenheit sucht und findet, dem ihm eigenen Egoismus auf Kosten Anderer alle Zügel schießen zu lassen, wo der christliche Geist ihm nicht mehr ein Veto entgegenstellt; ist es nicht — namentlich in Anbetracht der providentiellen Bedeutung des Judenthums — eine gerechte Strafe, daß die dem Christenthum entfremdeten Völker der drückenden Herrschaft der Semiten anheimfallen?

Wir sehen denn auch, wie mit dem größer werdenden geistigen Einfluß des Judenthums schrittweise auch die längst von ihnen ersehnte Emancipation Wirklichkeit wurde und daß ihre volle Gleichberechtigung mit den christlichen Staatsbürgern heutzutage — weniger durch formale Gesetzgebung, als durch thatsächliches Gewährenlassen — einen für die christlich-germanische Bevölkerung bedrohlichen Charakter

---

*) S. P. Haffner. Der Atheismus als europäische Großmacht. Frankfurter zeitgem. Broschüren. Neue Folge Bd. III. N. 1. S. 16 ff.

angenommen hat. Es lohnt sich daher der Mühe, die literarischen Bestrebungen der Juden in ihrem geschichtlichen Verlaufe näher ins Auge zu fassen.

I.

Anfänge der Thätigkeit des Judenthums in der Literatur. Moses Mendelssohn und Lessing.

Der Beginn der sogen. klassischen Literaturperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigt auch die ersten Anfänge der wirksamen Theilnahme eines strebsamen und talentvollen Juden an dem geistigen Leben deutscher Nation. Und gerade der Bahnbrecher unserer neueren Literatur war auch der erste, welcher einen Juden in dieselbe einführte. Lessing und Mendelssohn gehören, wie im Leben, so auch in der Geschichte der Literatur zusammen.

Moses Mendelssohn war im Jahr 1729 zu Dessau von armen Eltern geboren, kam, von Wissensdrang erfüllt, als 14 jähriger Knabe ohne Subsistenzmittel nach Berlin, wo er in größter Dürftigkeit lebte und sich mit unermüdlichem Eifer in mancherlei Wissenszweigen, besonders in der Mathematik auszubilden strebte. Bald zog ihn das Studium der Philosophie mächtig an: mit den Systemen Spinozas, Wolffs und Locke's wurde er langsam vertraut und bildete sich daraus eine eigene Lebensweisheit, die er in einem klaren, angenehmen Stile in seinen philosophischen Schriften darlegte. Seine äußere Lage war inzwischen erträglicher geworden, indem ihn ein reicher Glaubensgenosse erst als Erzieher in sein Haus aufgenommen und später zum Faktor und Theilnehmer in seinem Seidengeschäft gemacht hatte.

Mit Lessing wurde Mendelssohn im Jahr 1754 bekannt, stand in diesem Zeitpunkte aber der deutschen Literatur noch ziemlich fern. Lessing fühlte sich bald zu dem strebsamen Altersgenossen hingezogen und nahm lebhaften Antheil an seinen philosophischen Studien. Er war es denn auch, der eine aus diesen Studien hervorgegangene Schrift Mendelssohns „Philosophische Gespräche" ohne des Letzteren Vorwissen drucken ließ und damit einen Juden in die deutsche Schriftstellerwelt einführte. Von jetzt ab sehen wir die beiden Männer in regem geistigen Verkehre unausgesetzt sich gegenseitig anregen und fördern und wenn Lessing bald nachher die Literatur beherrschte, so gönnte er auch seinem Freunde Moses seinen Antheil daran. So konnte es nicht fehlen, daß durch Mendelssohn das Judenthum im eigentlichen Sinne des Wortes „literaturfähig" wurde. Von seinen Schriften hat das Werk „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der

Seele“ die meiste Anerkennung und Verbreitung gefunden, weit über den Leserkreis der Fachgelehrten hinaus. Dieses Werk verschaffte ihm unter seinen Zeitgenossen den Beinamen des „jüdischen Sokrates.“ Allerdings liegt die Hauptkraft der literarischen Thätigkeit Mendelssohns auf dem Gebiete der Philosophie, doch griff er auch in die von Lessing cultivirten schönen Wissenschaften mit ein und nahm sehr lebhaften Antheil an der damals eben begründeten populär-publicistischen Literatur, an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften,“ und den „Literaturbriefen.“

Auch muß anerkannt werden, daß Mendelssohns Schriften frei sind von jenem Gifthauche der Irreligiösität und Sittenlosigkeit, welchen seine schriftstellerischen Stammesgenossen in späteren Zeiten in der Literatur verbreiteten. Achtungswerth wie der Charakter, ist auch das wissenschaftliche Streben Mendelssohns. Daß er dem Christenthum nicht gerecht wurde, lag eben in seinen jüdischen Vorurtheilen und manche seiner sonstigen Irrthümer sind auf seine philosophischen Vorbilder zurückzuführen. Bezeichnend sind die Worte, welche Lessing über Mendelssohn gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft schrieb: *) „Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn ihm Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem ersteren nichts fehlen werden, als seine Irrthümer.“

Was Lessing so auffällig zu Mendelssohn hinzog, war, abgesehen von der Gleichheit des Alters und mancher Berührungspunkte in der geistigen Anschauung, dessen lehafter Wissensdrang und das ehrliche und beharrliche Streben nach Erkenntniß der Wahrheit. Dazu kam die gedrückte Lage des armen Juden, die Lessings Theilnahme erregte und zu thätiger Hilfeleistung anspornte. Lessing ließ es aber bei der Freundschaft für Moses nicht bewenden, sondern ging einen Schritt weiter, indem er für das Judenthum als solches in seinen Schriften eifrig Partei nahm.

Ueberhaupt ist es ein besonderer Charakterzug Lessings, sich des wirklich oder vermeintlich Bedrückten und Verfolgten anzunehmen und dessen Interessen wie die eigenen zu vertheidigen. Als Verfolgte mußten ihm aber damals die Juden erscheinen und er konnte um so

*) Düntzer, Lessings Leben S. 152.

weniger einen triftigen Grund für diese Verachtung der jüdischen Nation, der ehmals auserwählten, finden, als er, durch die Person Mendelssohns verleitet, die Glaubensgenossen desselben für ebenso ehrlich, wahrheitsliebend und sittlich unbescholten hielt, als sein Freund war.

Schon in seinem Jugenddrama „Die Juden“ zeigt er eine außergewöhnliche Vorliebe für das Judenthum, indem er hier absichtlich einem Juden die rührende Samariterrolle zutheilt. Veranlassung und Zweck dieses Schauspiels erklärt er selbst mit folgenden Worten: *) „Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viele Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei.“

Weit schärfer aber und absichtlicher noch tritt das Interesse für das Judenthum in seinem letzten Drama „Nathan der Weise“ hervor: es ist eine wahre Apologie des Judenthums. Daß „Nathan“ in der verwegensten Bedeutung des Wortes Tendenzstück ist, beweist neuerdings die Thatsache, daß die Juden in der eben jetzt mit Heftigkeit gegen sie geführten Agitation gerade Lessing als ihren Hauptprotector anrufen und seinen „Nathan“ unter den ausschweifendsten Lobpreisungen bis in die Wolken erheben. Eine objective Betrachtung der Umstände und Beziehungen, unter welchen das Schauspiel entstanden und eine parteilose und kühle Kritik der so tendenziös gehaltenen Hauptfigur des Stückes zeigt indeß bald, daß eine solche Berufung grundlos ist.

Lessing hatte sich einmal vorgesetzt, die Duldung in religiösen Dingen in seinem Sinne zu verherrlichen. Seine rationalistische Auffassung des Christenthums verwischt die confessionellen Unterschiede oder läßt dieselben wenigstens im Vergleich zur praktischen Bethätigung christlicher Liebe bedeutungslos erscheinen. Seine philosophischen Studien, dann auch die Erfahrungen bei den Vertretern des orthodoxen Protestantismus, mit denen er Jahre lang in heftiger Fehde gelegen, hatten ihn immer weiter von der positiven Glaubensbasis abgeführt und ihm eine gewisse Abneigung gegen das Bibel-Christenthum eingeflößt. Dagegen glaubte er in seinem Freunde Moses einen über alle confessionelle Streitigkeiten erhabenen, nur nach Duldung

*) Lessings Werke, Grote'sche Ausgabe III. 450.

und Humanität strebenden Charakter zu sehen und dieser wurde ihm gleichsam Prototyp des Judenthums. Diese Thatsachen muß man im Auge behalten, um es wenigstens erklärlich zu finden, daß der scharfe Denker Lessing sich bis zu der Absurdität versteigen konnte das moderne Judenthum als diejenige Religion zu verherrlichen, in der die reinste Humanität zur Darstellung käme, und gegen das Judenthum das Christenthum so tief in Schatten zu stellen.

Lessing übersah in seinem Eifer gänzlich, wie widerspruchsvoll eine solche Voraussetzung ist. Hätte er länger gelebt und die allmälige Entwicklung des Judenthums nach ihrer Emancipation zu beobachten Gelegenheit gehabt, er würde ohne Zweifel den „Nathan" nicht geschrieben, wenigstens nicht einen Juden als Ideal echter Duldung und Humanität hingestellt haben. Auch ein Beweis für die Wahrheit, daß der Mensch — und der begabteste und tüchtigste nicht ausgenommen — sich dem Einfluß seiner Umgebung und Lebensverhältnisse niemals ganz entwinden kann uud daß Jeder nicht bloß ein Kind seiner Zeit, sondern mehr oder weniger auch seiner privaten Verhältnisse und Beziehungen bleibt.

Es macht einen geradezu komischen Eindruck, wenn man das Idealbild, welches Lessing in seinem Nathan gezeichnet hat, mit dem Charakter und Gebahren des heutigen Judenthums vergleicht. Ein größerer Contrast ist kaum denkbar. Die selbstlose Liebe und opferbereite Gesinnung erscheint allerdings gar schön im Juden Nathan verkörpert, aber wer wird diese Tugenden heutzutage bei den Semiten suchen? Und nun noch die gepriesene Duldung gegen Andersdenkende Welche Hoheit und welchen Adel der Gesinnung zeigt Nathan auch in dieser Beziehung. Schade nur, daß dieses Idealbild bloß in der Phantasie des Dichters existirt.

Von der jüdischen Toleranz gegen die Katholiken haben ja die Kulturkampfsjahre vollgiltiges Zeugniß abgelegt und es wird sich noch Gelegenheit finden, auf diese Eigenschaft zurückzukommen. Aber auch dem Dichter ist es nicht gestattet, sich in seinen Schöpfungen in einen so unlösbaren Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit zu setzen.

II.

Geniale Jüdinnen in Berlin im Verkehr mit den Hauptvertretern der romantischen Dichtung. Goethe-Cultus. — Zunehmender Einfluß des Judenthums auf die Entwicklung der deutschen Literatur.

Mit Mendelssohn und Lessing war gleichsam die Scheidewand

gefallen, welche bis dahin das Judenthum von der direkten Berührung mit dem geistigen Leben des christlichen Volkes abgeschlossen hatte. Berlin blieb, auch nach dem Tode Lessings, der Centralpunkt der literarischen Bewegung des Judenthums.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als die classische Periode unserer Literatur mit den Meisterwerken Goethes und Schillers ihren Höhepunkt erreicht hatte, fing in der „Stadt der Intelligenz" das Judenthum an, einen Einfluß zu gewinnen, der zu den Tendenzen der Männer, welche sich demselben bereitwillig hingaben, nicht recht zu passen schien.

Bekanntlich waren es die Häuser reicher und geistreicher Jüdinnen, in welchen zu jener Zeit die bedeutendsten Männer und Schriftsteller gerne verkehrten. Eine Tochter Mendelssohns, Dorothea Veit, seit 1778 mit einem jüdischen Banquier verheirathet, später von diesem geschieden, die Freundin Friedrich Schlegels, steht gleich im Vordergrunde dieser „genialen" Gesellschaft. Einflußreicher aber, als Dorothea Veit wurden die Jüdinnen Henriette Herz, Gattin von Markus Herz, die langjährige Freundin Schleiermachers und ganz besonders Rahel Levin, die nachmalige Gattin des bekannten Diplomaten und Schriftstellers Varnhagen von Ense. Den besten Einblick in diese Kreise gewähren die bezüglichen Mittheilungen von H. Herz selbst, welche J. Fürst aus ihren Erinnerungen in seinem Buche über dieselbe aufgezeichnet hat. Dort liest man u. a.:

„Mit Moses Mendelssohn war das Streben, sich deutsche Bildung und Gesittung anzueignen, in den Juden Berlins, und namentlich in der jüngeren Generation erwacht. Die Männer wendeten sich, durch ihn angeregt, philosophischen Studien, — die Frauen, theils durch Mendelssohn persönlich, theils durch seine Aufsätze in der allgemeinen deutschen Bibliothek und den Literaturbriefen veranlaßt, mit dem Feuer, mit welchem lebhafte Naturen ihnen bis dahin gänzlich Unbekanntes erfassen, der schönen Literatur zu. Zuerst war es die am drastischsten wirkende Poesie, die dramatische, mit welcher man sich vorzugsweise beschäftigte. Aber man war bald nicht bei der dramatischen Literatur stehen geblieben. Man suchte sich mit der deutschen schönen Literatur in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen, und eine besondere Gunst des Geschicks wollte, daß die Blüthezeit eben damals begann. Ihre Meisterwerke wurden mit uns; dieses ist etwasAnderes, eine große Litraturepoche erleben, schon

was das Interesse an ihren Erzeugnissen und das Verständniß derselben betrifft, und an dem ersten Urtheil über die letztere mitarbeiten, als sie als ein Abgeschlossenes nebst den fertigen Urtheilen über sie und ihre Werke überkommen."

Nachdem dann weiter von der nebenher gehenden Beschäftigung der Jüdinnen mit der französischen Sprache und Literatur, dann mit der englischen, insbesondere mit Shakespeare die Rede gewesen, fährt der Bericht wörtlich fort: „Auch der Kenntniß der italienischen Dichter in der Ursprache eröffneten sich Mehrere aus diesem Kreise, der allgemach um so mehr nun auch schon junge Ehefrauen umfasste, als die jüdischen Mädchen damals sehr früh heiratheten. Da nun manche der jungen Ehepaare ihr Haus den beiderseitigen Bekannten eröffneten, so wurde dies Gelegenheit, den Geist, welcher sich durch die Beschäftigung der Frauen mit der Literatur, ihre Unterhaltung darüber, und die Ideen, welche sich durch Beide in ihnen erzeugten, gebildet hatte, zur Kunde und Theilnahme weiterer Kreise zu tragen. Und dieser Geist war in der That ein eigenthümlicher. Er war allerdings einerseits aus der Literatur der neueren Völker hervorgegangen, aber die Saat war auf einen ganz ursprünglichen, jungfräulichen Boden gefallen. Hier fehlte jede Vermittlung durch die Tradition, durch eine von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende, mit dem Geist und dem Wissen der Zeit Schritt haltende Bildung, aber auch jedes aus einem solchen Bildungsgange erwachsene Vorurtheil. Einer solchen Natur dieses Geistes und dem Bewußtsein derselben in seinen Trägerinnen ist die Ueppigkeit, der Uebermuth, ein sich Hinaussetzen über hergebrachte Formen in den Aeußerungen desselben zuzuschreiben; aber er war unleugbar originell, sehr kräftig, sehr pikant, sehr anregend und oft bei erstaunenswerther Beweglichkeit von großer Tiefe."

Diese Charakteristik des jüdischen Geistes in der deutschen Literatur ist im allgemeinen zutreffend, nur haben wir von der „großen Tiefe" dieses beweglichen und flüchtigen Geistes nicht viele Proben. Die Berichterstatterin sagt dann ferner, daß die christlichen Häuser Berlins damals nichts geboten, „welches dem, was jene jüdischen boten, gleichgekommen oder ähnlich gewesen wäre." Sehr natürlich, denn die in jenen Kreisen cultivirte Genialität vertrug sich absolut nicht mit der christlichen Lebensanschauung. Weiter wird dann erzählt, wie nach und nach alle geistig hervorragenden, jüngere und ältere

Männer, auch adelige (und selbst ein Prinz), in diesen Kreisen verkehrten. Zuletzt heißt es: „Und so glaube ich nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab, die sich später irgendwie auszeichneten, welche ~~meist~~ längere oder kürzere Zeit, je nachdem es ihre Lebensstellung erlaubte, diesen Kreisen angehört hatten. Ja eben sowenig fürchte ich zu übertreiben, wenn ich ausspreche, daß der diesen Kreisen entsprossene Geist in die Gesellschaften selbst der höchsten Sphären Berlins eindrang, denn schon die äußere Stellung Vieler, welche ihnen angehörten, macht das erklärlich.“ *)

Diese jüdisch-literarischen Kreise traten bald in einen scharfen Gegensatz zu der durch Nikolai und Genossen in Berlin begründeten und den Aufschwung der Literatur hemmenden Verstandesrichtung. Es bildete sich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dort allmälig eine Partei, welche in Goethe den Begründer und Hauptvertreter einer neuen Blüthezeit der Poesie verehrte. Ein besonders glänzender Kreis von Goetheverehrern fand sich im Hause der verwittweten Mutter der oben genannten Rahel Levin zusammen. Letztere bildete bald nachher den Mittelpunkt jener glänzenden Gesellschaft, in welcher die hervorragendsten Gelehrten, Dichter, Künstler und Diplomaten verkehrten, und welche gewissermassen der Sammelplatz der geistigen Aristokratie Berlins war. Es ließ sich ja auch erwarten, daß der bewegliche, geweckte und feurige Geist der gebildeten Reformjuden sich sympathisch berührt fühlte durch den in seinem Grundwesen kosmopolitischen und unkirchlichen Geist der Koryphäen unseres deutschen Classicismus. Daß aber besonders Goethe bei diesen geistreichen Jüdinnen so hoch im Werthe stand, erklärt sich aus einer gewissen inneren Verwandtschaft der Goethe'schen Dichtung mit der geistigen und sittlichen Veranlagung des Reformjudenthums.

Vor der italienischen Reise beschäftigte sich Goethe neben seinen Natur- und Kunststudien auch vielfach mit Spinozas Philosophie. Wie er selbst sagt, hatte er „schon weit früher das Dasein und die Denkweise dieses vortrefflichen Mannes in sich aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf Raub,“ aber er empfand schon damals bedeutende Wirkung. Später „übte er sich an ihm und las und las ihn wieder, weil er durch ihn, wie in seinem Denken über den Urgrund aller Realität, so noch besonders in seinen Naturstudien sich vorzüglich gefördert fand.“

*) J. Fürst. Henriette Herz. S. 121 ff.

Der Pantheismus Spinozas entsprach den Grundanschauungen Goethes von Gott und Welt und dieser Pantheismus ist in seinen verschiedenen Schattirungen bis zum nackten Atheismus im Allgemeinen auch die „Religion" des Reformjudenthums. In Goethes Werken erscheint, wie bei Spinoza, die Welt als Selbstdarstellung Gottes, der Mensch als Naturprodukt, sein Geist als Modification der denkenden Substanz, eine Grundanschauung des Lebens, bei welcher das Individuum im behaglichen Genusse der Sinnenwelt nicht gestört wird. Allerdings hat sich Goethe diesen Spinozismus in seiner Weise zurecht gelegt uud gewissermaßen durch sein Evangelium von der harmonischen Ausbildung und Entwickelung des Individuums zum vollen Besitze und Genusse eines schöngeistigen Daseins verklärt. Moralische Schranken nach christlicher Auffassung finden sich in diesem Systeme nicht, und wenn bei Goethe so oft von Entsagung die Rede ist, so meint er damit nicht die freie Selbstentäußerung und Selbstüberwindung oder die bewußte Unterordnung der Sinnlichkeit unter ein höheres göttliches Gesetz, sondern jene starre, gezwungene Resignation in das Unvermeidliche, um nur nicht noch mehr von seinem egoistischen Behagen durch nutzlosen Kampf zu opfern. „Den Einzelnen nur als ein Product der Natur zu erfassen, alles menschliche Treiben unter ein Gesetz orphischer Nothwendigkeit zu zwingen, die Entwicklung selbst zu einer vegetativen zu machen, die mit organischem Trieb unfrei Blüthen und Blätter treibt und Früchte bringt und durch eine geistige Endosmose allen Nahrungssaft der Welt absorbirt: das ist der Kern der Goethe'schen Weltanschauung, für welche die Menschheit und das Universum nur da ist, um von Einzelnen zu seinem Genuß und zu seiner Bildung verbraucht zu werden." *)

Es war ein idealisirter Naturalismus, der in diesen jüdischen Kreisen praktisch wurde und in dieser behaglichen Lebensphilosophie suchten sich die genialen Jüdinnen mit ihren Freunden recht heimisch zu machen. So philosophirte beispielsweise Friedrich Schlegel lange Zeit mit Dorothea Veit und Schleiermacher mit Henriette Herz. In welchen Gegensatz dieses geniale Treiben mit der christlichen Anschauung von Religion und Sitte gerathen mußte, liegt auf der Hand. Die spätere Zeit hat es sich denn auch angelegen sein lassen, durch Veröffentlichung der Briefe, Tagebücher, ja der geheimsten Billets jener Zeit vor aller Welt klar zu legen, daß die Vertreter der romantischen

*) R. v. Gottschall. Deutsche Nationalliteratur, 5. Aufl. I. S. 96.

Genialitätsepoche in Berlin und Jena in Bezug auf freie Lebenspraxis noch ihre classischen Vorbilder am Musenhofe zu Weimar überholt haben.

Von positivem Christenthum, von Kirche und Confession kann natürlich unter solchen Umständen keine Rede sein, dagegen sehen wir eine übermüthige Geringschätzung oder leidenschaftliche Opposition gegen Alles, was noch mit der christlichen Offenbarung, oder einer übernatürlichen Weltordnung im Zusammenhange steht. Dieser Abfall vom lebendigen Gott führt dann weiter in den genannten Kreisen zu einer Art Götzendienst, einem Cultus des Genius, wie er maßloser kaum gedacht werden kann. Wie Goethe verehrt wurde, ist schon oben angedeutet und wir wollen zur Illustration eine Aeußerung Varnhagens*) über den Göthecult seiner Gattin Rahel wörtlich mittheilen: „Schon sehr früh, weit früher, als irgend eine literarische Meinung der Art sich gebildet hatte, war Rahel von Goethes Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgestellt, ihn für den höchsten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Bestätiger in allen Einsichten und Urtheilen des Lebens enthusiastisch gepriesen ... Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art Cultus gediehen, nach allen Seiten sein leuchtendes, bekräftigendes Wort eingeschlagen, sein Name zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Cultus, diese Richtung in der Literatur festzustellen unternahmen."

Aber der Personencult erstreckte sich weiter auch auf die Mitglieder des Kreises selbst. In Varnhagens „Briefwechsel" finden sich folgende ungeheuerliche Herzensergüsse über Rahel: „Ich sprach von Dir bei Steffens als der dritten Lichtgeburt der jüdischen Nation: die erste und zweite seien Christus und Spinoza der Zeit nach, Du aber dem Inhalte nach die erste."

Eine wahrhaft blasphemische Aeußerung. Diese Vergöttlichung einer genialen Jüdin ist sehr bezeichnend für den Geist jener hochgebildeten Gesellschaft und im höchsten Grade frappant als Aeußerung des sonst so kühlen und der Schwärmerei abholden Diplomaten.

Und ein solcher Geist sollte den Uebergang von unserer

---

*) Varnhagen von Ense. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. I. S. 21 ff.

classischen zur romantischen Literatur vermitteln helfen. Daß gerade die Häupter der Romantik, die beiden Schlegel und durch diese auch Tieck in sehr intimen Beziehungen mit diesen jüdischen Kreisen blieben, ist, wenn man die Tendenzen der Romantik ins Auge fasst, gewiß sehr eigenthümlich. Man darf wohl behaupten, daß die Romantik, insofern darin ein Zurückführen der Dichtung auf die Elemente des christlichen Volkslebens erstrebt wurde, durch diesen jüdischen Contact gleich bei ihrem Aufblühen vergiftet werden mußte.

Gerade den genannten Führern dieser Richtung fehlte das gläubige Christenthum und somit auch die richtige Werthschätzung des christlichen Geistes. Nur die ästhetischen Kunstelemente des Katholicismus waren ihnen für ihre Zwecke willkommen, im Uebrigen blieben sie mit Ausnahme von Friedrich Schlegel in der seit Lessing grassirenden Aufklärung befangen. Und deßhalb vermochten sie auch den unlösbaren Zusammenhang nicht recht zu fassen, der zwischen allen Aeußerungen eines höheren geistigen Lebens, also auch der Poesie und Kunst, mit dem christlichen Volksgeiste besteht, wofern dieselbe wirklich aus dem Leben erwachsen und auf dasselbe veredelnd zurückwirken soll.

III.

Durchbruch des jüdischen Einflusses in der Literatur seit 1830. — Börne und Heine. — Vergiftende Wirkung der Schriften Heines auf die Literatur der Neuzeit.

Der jüdische Geist kam indeß nur nach und nach in der Literatur zur eigentlichen Geltung. Zwischen der Blüthe der Genialitätszeit und dem Durchbruche des jüdischen Einflusses auf das deutsche Geistesleben liegen mehr als zwei Decennien. Daß dieser nicht früher sich vollzog, lag in den damaligen öffentlichen Zuständen. Im Anfange unseres Jahrhunderts kam über Deutschland die drückende und schmachvolle Knechtschaft unter dem französischen Machthaber. Vielleicht auch ein Strafgericht für den Abfall der gebildeten und maßgebenden Kreise Deutschlands von der altbewährten Grundlage des nationalen Lebens, dem christlichen Glauben und der christlichen Sitte. Das Joch des Despoten wurde so drückend empfunden, daß selbst die Besten sich der Furcht vor dem Untergange aller nationalen Güter und Heiligthümer nicht zu entschlagen vermochten.

Diese Zeit schwerer Drangsale steht denn doch in einem grellen Gegensatze zu dem selbstgefälligen und selbstgenügsamen Idealismus

unserer Classiker. Erst das Unglück mußte die Gebildeten der Nation handgreiflich belehren, daß eine Poesie und Wissenschaft, die sich dem Volksleben und insbesondere der Wurzel desselben, dem christlichen Glauben entfremdet hat, nicht die Kraft besaß, das Vaterland vor den Eingriffen fremden Uebermuthes zu schützen. Und so brach sich wieder allenthalben die Ueberzeugung Bahn von der Nothwendigkeit der Rückkehr des geistigen Lebens zu den alten Quellen deutscher Kraft und deutscher Größe.

Die Noth lehrt beten — und den Trost, welchen die von den Classikern gefeierte Resignation der heidnischen Philosophie nicht gewähren konnte, suchte man nun wieder bei den verlassenen Altären der christlichen Kirche. Unter solchen Umständen mußte das in seinem innersten Kerne kosmopolitische und christusfeindliche Reformjudenthum einstweilen seinen Herzenswünschen entsagen, und eine Zeit abwarten, wo man wieder im Trüben fischen konnte.

Das zum Humanismus abgeklärte Neuheidenthum des Musenhofes zu Weimar fand augenblicklich im öffentlichen Leben keine Sympathien, das Interesse an der allgemeinen Nothlage absorbirte jedes andere. Und so mußten auch jene Männer, welche in der Theorie am wenigsten den Werth eines dem geschichtlichen Leben des Volkes entnommenen, seinem Denken, Empfinden und Handeln entsprechenden Gehalts der Literatur anerkannt hatten, an ihrem rein idealistischen Streben irre werden. Gerade die Führer der romantischen Schule sehen wir mit Begeisterung auf die nationale Größe Deutschlands in der Vergangenheit hinweisen und mit Eifer die schriftlichen Denkmäler jener großen Zeit wieder hervorsuchen.

Nur daß bei diesen Bestrebungen das positive Christenthum, das Fundament einer glänzenden Zeit, blos als ein Nothbehelf figurirt und immer wieder der Rationalismus oder Pantheismus in die heiligsten Empfindungen hineinspielt, wie beispielsweise in den sonst so patriotischen Reden Fichte's an die deutsche Nation. Indeß war es doch gewissermassen ein Erwachen des deutschen Geistes aus dem Taumel des klassischen Idealismus und ein energisches Hinwenden zu den vergessenen Gütern und Heiligthümern deutscher Vorzeit und Alles das war natürlich dem Reformjudenthum und seinen Tendenzen nicht günstig.

Als bald darauf durch Gottes gnädige Fügung die Uebermacht Napoleons auf den Eisgefilden Rußlands gebrochen war, da blieb der vereinigten deutschen Kraft die allerdings noch schwierige, aber

doch nicht mehr unmögliche Aufgabe, den so lange gefürchteten Gegner völlig zu Boden zu werfen. Deutschland vermochte wieder frei aufzuathmen. Erwähnenswerth ist, daß in Folge dieser ernsten Zeitereignisse und der sichtbaren Fügungen Gottes manche aus den maßgebenden Kreisen zum Katholicismus sich bekehrten, so auch die Jüdinnen Henriette Herz und Dorothea Veit. Indeß blieb die von den edelsten Männern genährte Hoffnung, aus dem neuerwachten nationalen Geiste werde nun auch eine dem entsprechende Literatur hervorgehen, unerfüllt. Die nach dieser Richtung gemachten Versuche waren nur unwirksame Anläufe.

Besonders hinderte die deutsche Philosophie, deren Hauptververtreter bis zu Hegel einem mehr oder weniger verhüllten Pantheismus huldigten, manche an der Spitze der literarischen Bewegung stehenden Männer, sich voll und entschieden, wie es doch zum gewollten Ziele unerläßlich war — mit dem positiven Christenthume zu versöhnen. Eine Versöhnung des Christenthums mit dem Rationalismus, wie sie Schelling, der Philosoph der romantischen Schule, und insbesondere Schleiermacher erstrebten, führte natürlich zu keinem befriedigenden Resultate. Die erste und wesentlichste Grundlage einer nationalen Dichtung und Wissenschaft war also nicht vorhanden. Dazu kam, als die Begeisterung nach den Befreiungskriegen mehr und mehr nachließ, über die Geister eine gewisse Leere und Ernüchterung, ein Gefühl des Unbehagens, eine natürliche Folge des Scheiterns der übergroßen Hoffnungen, welchen man sich im ersten Rausche in Beziehung auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse hingegeben hatte.

Bald sehen wir daher eine Reaktion eintreten und zwei Parteien grollend gegenüberstehen. Die Einen unter diesen, die Romantiker und die Sänger der Befreiungskriege, schwärmten für ein mächtiges, geeinigtes deutsches Kaiserthum, die Anderen hingegen für eine gemäßigte Republick mit demokratischer Einrichtung und diese Partei wurde immer kühner und herausfordernder. Der Rückschlag auf die Literatur blieb nicht aus: derselbe konnte nicht vortheilhaft sein, und so bietet dieselbe bis in die zwanziger Jahre hinein mit geringen Ausnahmen das Bild einer ungesunden, unerfreulichen Nachblüthe der früheren Richtungen.

Als die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen zunahm und die demokratischen Ideen namentlich unter der talentvollen Jugend immer mehr an Boden gewannen, trat auch die Literatur

langsam in Dienst dieser mit dem politischen und socialen Leben unzufriedenen Parteirichtung. Bereits gegen Ende der zwanziger Jahre hatten die Chorführer derselben — gewöhnlich das junge Deutschland genannt — an Einfluß sehr gewonnen. Der Charakter dieser neuen Richtung konnte dem Reformjudenthum nur sympathisch sein. Hier fand es ja die günstigste Gelegenheit, seinem Emancipationsdrange freies Spiel zu lassen. Der Grundsatz, daß allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft gleiche Rechte gebührten, mußte, wenn er einmal praktisch wurde, auch ihnen die so lang ersehnte Gleichstellung bringen. Die Julirevolution gab vollends dem jungen Deutschland das Signal, sich an die Spitze der demokratischen Bewegung zu stellen und Jung-Israel war natürlich mit ganzer Seele dabei.

Es ist sehr bezeichnend, daß gerade zwei Juden, Börne und Heine unter diesen heißblütigen Vorkämpfern moderner Freiheit die erste Stelle einnahmen. Auch blieb bei diesen die innere geistige Beziehung zu der Berliner Genialitätszeit bestehen. Denn gerade die genannten Männer waren als junge Emancipationshelden gern gesehene Gäste, der eine im Hause von Henriette Herz, der andere im Salon der Jüdin Rahel und diese wird nicht mit Unrecht die „Mutter des jungen Deutschland" genannt, da auch christliche Anhänger dieser Richtung längere Zeit in deren Hause verkehrten. Neuerdings hat ein jüdischer Professor *) Börne und Heine „zwei Racheengel" genannt, „welche mit feurigen Ruthen die Querköpfigkeit der Deutschen peitschen und ihre Armseligkeit schonungslos aufdeckten." Man sieht daraus wieder, mit welchem Gefühle der Achtung manche Reformjuden von ihren christlichen Landsleuten sprechen.

Ludwig Börne, eigentlich Baruch, am 6. Mai 1786 zu Frankfurt a. M. als Sohn eines jüdischen Wechslers geboren und anfangs im orthodoxen Judenthum erzogen, brach indeß durch den Einfluß seines Hauslehrers schon früh mit den talmudischen Ueberlieferungen. Er kam nach Berlin, um Medizin zu studiren und lernte hier im Hause der Frau Henriette Herz das freie und geniale Reformjudenthum gleichsam an der Quelle kennen, ohne sich indeß die vornehmen Allüren desselben anzueignen, was der Einfachheit seines Wesens widerstrebte.

Das Studium der Medizin verlassend, ging er nach Heidelberg und von hier nach Gießen, um sich der Rechtswissenschaft zu be-

*) Grätz in seiner Geschichte der Juden, IX. S. 367.

fleißigen. Nach Absolvirung dieser Studien trat er als Polizeiaktuar in activen Dienst seiner Vaterstadt, mußte jedoch nach dem Sturze Napoleons, als die freireichsstädtische Verfassung in Frankfurt wieder hergestellt wurde, diese Stellung wieder aufgeben, da nach den reichsstädtischen Bestimmungen ein Jude kein öffentliches Amt bekleiden durfte. Das forderte natürlich seinen Unmuth heraus. Er verlegte sich nun auf publicistische Thätigkeit, wozu er auch in hohem Grade befähigt war. Sein Stil ist von seltener Klarheit und Lebendigkeit, neben der ätzenden jüdischen Schärfe auch oft wohlthuend die Wärme der Ueberzeugung bekundend. Im Jahre 1818 trat er zum Christenthum über und nannte sich jetzt Börne Im selben Jahre gründete er die Zeitschrift „Zeitschwingen," bald darauf (1820) eine andere unter dem Titel „die Wage," erregte aber durch den darin vertretenen politischen Liberalismus derart die öffentliche Aufmerksamkeit, daß letztere Zeitschrift polizeilich verboten wurde. Auch jetzt blieb er bei verschiedenen Blättern publicistisch thätig; zu einer bedeutenderen literarischen Leistung aber hat er es nie gebracht. Bemerkenswerth ist einerseits seine Geringschätzung Goethes, dessen aristokratisches Geheimrathswesen dem Demokraten verhaßt war, andererseits seine ausschweifende Verherrlichung Jean Pauls, den er als Freund der Armen und Bedrängten unzweifelhaft überschätzte. Im Stile und Sinne Jean Pauls schrieb er denn auch einige recht gelungene Humoresken.

Die Julirevolution führte Börne nach Paris, wo er sich bereits früher zeitweilig aufgehalten hatte. Hier veröffenlichte er, von der Censur unbehelligt, seine berüchtigten „Briefe aus Paris" und später „Neue Briefe aus Paris." Am Ende seines Lebens beschäftigte er sich mit religiösen Betrachtungen, worin er nach seiner Art Religion und Politik mit einander verquickte. Der Gram über die Nichterfüllung seiner politischen Träume verschlimmerte sein langjähriges Brustleiden, er erlag demselben zu Paris ihm Jahre 1837.

Börne war wohl von Natur mild und wohlwollend; gegen seinen Kampfgenossen und späteren Gegner Heine sticht er vortheilhaft ab durch ernste Gesinnung und festen Charakter. Die bittern Erfahrungen, die er als Jude gemacht, steigerten sein ohnehin lebhaftes Gefühl für Freiheit und Menschenrechte in krankhafter Weise. Alles, was er vor der Julirevolution geschrieben, ist noch ziemlich maßvoll und trägt einen mehr mildsatirischen Charakter. Selbst Wolfgang Menzel, den Börne so maßlos angegriffen, erkennt an, daß

in den genannten Aufsätzen noch der Geist der Freiheitskriege nachwirke und jener edle Patriotismus, den er mit Arndt, Görres u. A. getheilt hätte. *)

Ganz anders aber ist der Ton, welchen Börne nach der Julirevolution in Paris anschlägt. Die Julirevolution erschien ihm als das Vorspiel einer gänzlichen Umgestaltung der politischen Verhältnisse, des endlichen Durchbruches der Revolution auch in Deutschland. Auch erhoffte er die endliche Emancipation der Juden in Deutschland, welche bereits für Frankreich durch die Julirevolution vollzogen war. Als das nicht sobald nach seinen Wünschen geschah, da gerieth er in leidenschaftliche Aufregung und hetzte sich nun selbst immer tiefer hinein in seine Verbitterung und seinen Haß nicht blos gegen die Restaurationspolitik, sondern gegen die deutsche Nation. Er wird ein wahrer Brandredner des politischen Radicalismus; der Refrain seiner wüthenden Tiraden ist stets derselbe: „Jetzt muß der Kampf losbrechen, jetzt muß Revolution gemacht werden." Die neuen Briefe zeigen dann den in bitterem Grame sich selbst verzehrenden, finstern und vereinsamten Misanthropen. Der Kirche konnte er natürlich in diesen Declamationen noch weniger gerecht werden, als dem Staate, dagegen hat er manche wirkliche Schäden im politischen Leben aufgedeckt und richtig gekennzeichnet. Was er vom deutschen Servilismus — „dem Bedientenvolk" — sagt, hat leider in unseren Tagen eine neue Bestätigung erfahren. Uebrigens ging die literarische Bedeutsamkeit Börnes nicht über einen eng gezogenen Kreis hinaus, auf den Charakter der Literatur der Neuzeit überhaupt hat er wenig Einfluß geübt. —

Ganz anders verhält es sich mit der Wirkung der Schriften Heine's. Dieselben haben auf den Charakter der ganzen modernen Literatur in gewissem Sinne tonangebend gewirkt. Das dem christlich-germanischen Wesen seiner Natur nach feindliche, dasselbe zersetzende und vergiftende jüdische Literatenthum hat bis auf unsere Zeit mehr oder weniger nach Form und Inhalt sich Heine zum Vorbilde genommen.

Heinrich Heine wurde am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf als Sohn des jüdischen Kaufmanns Samson Heine geboren und im orthodoxen Judenthum erzogen. Dem von Natur sehr begabten, phantasiereichen, aber auch leichtfertigen und genußsüchtigen Jünglinge sagte die ihm von seinem Vater bestimmte kaufmännische Laufbahn nicht zu. Durch die Unterstützung seines „Goldonkels" Salomon

*) Wolfgang Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung III. S 452.

Heine in Hamburg gelang es ihm, sich in Bonn und später in Göttingen dem Studium der Rechte zu widmen. Indeß zogen ihn literarische Studien weit mehr an, als die trockene Fachwissenschaft. In Bonn schloß er sich begeistert dem Romantiker August Wilhelm von Schlegel an, dessen Bestrebungen er später so boshaft verunglimpfte. Im Jahr 1821 kam er nach Berlin und war in den Kreisen von Rahel Levin ein gern gesehener Gast. „In ihrem Salon hörte er Gans und die übrigen Hegelianer sprechen, welche die Dialektik der Schule mit Esprit verbanden; in den Weinstuben lernte er noch die letzten Reste der alten wilden Gesellschaft von Ludwig Devrient kennen und erhitzte sich mit den jungen Stürmern und Drängern, mit Grabbe (dem Dramatiker), Mich. Beer und Uechtriz an den Ideen einer kommenden Weltreligion, über die er auch von Rahel manches dunkle Wort vernahm."

Bei Hegel selbst hörte Heine philosophische Vorlesungen und der Eindruck dieser Doktrin auf eine so sprudelnde, lebenslustige Jünglingsnatur konnte kein vortheilhafter sein, es mußte die ohnehin scharfen Gegensätze seines Wesens verschärfen. Nicht Anerkennung, wohl aber Spott und Hohn hat er für den Hegelianismus. „Zu fragmentarisch ist Welt und Leben, ich will mich zum deutschen Professor begeben, der weiß das Leben zusammenzusetzen, und er macht ein verständliches System daraus: mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen stopft er die Lücken des Weltbaus."

In der Juristerei kam Heine nicht recht von der Stelle, dagegen gab er schon 1822 einen kleinen Band Gedichte heraus, welche aber noch ziemlich unbeachtet blieben. Auch seine darauf erschienenen dramatischen Versuche machten wenig Eindruck, sind aber zur Charakteristik des jüdischen Weltschmerzdichters recht belehrend. Nach einem kurzen Aufenthalte in Göttingen ging Heine wieder nach Berlin und begann eine Novelle „Der Rabbi von Bacherach," worin er sich seiner bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen vorgesetzt hatte. Diese Arbeit blieb aber in den ersten Anfängen stecken. Kurz vorher hatte er zu diesem Thema Folgendes geschrieben: „Die Juden sind hier (Lüneburg) wie überall, unausstehliche Schacher und Schmutzlappen.... Sehr drängt es mich, den großen Judenschmerz auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserem Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäas ebenfalls

aufgeklärt worden und hat seine Nationalität abgelegt und gibt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen." —

„Wenn man sich für die Juden interessiren will, darf man sie nicht ansehen, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten.... Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmeren Zeiten wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederhallt."

Endlich, im Jahre 1825 bestand Heine sein juristisches Examen, promovirte zum Doktor der Rechte und trat kurz darauf zum Christenthum über, wohl zunächst in der Absicht, bei der event. Anstellung im Staatsdienste nicht behindert zu sein. Eine innere Umwandlung hat dieser Uebertritt für Heine nicht gebracht, es war ein Schritt rein äußerlicher Formalität, mit der Frivolität vollzogen, die den Mann überhaupt kennzeichnet. Wie er selbst über diesen Akt dachte, hat er deutlich genug offenbart: „Man versichert mir, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israels zu bekehren. Thut er es aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr, thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich erfahren hätte, er habe silberne Löffel gestohlen. Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben... Ich werde jetzt ein rechter Christ, ich schmarotze nämlich bei den reichen Juden.... Ist es nicht närrisch? Kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen... Es drängt mich sehnlichst, dem deutschen Vaterlande Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse z. B. der nie abzuwaschende Jude treibt mich von hinnen. Wie tief begründet ist doch der Mythus vom ewigen Juden!"

Heine ist zeitlebens ein Reformjude geblieben, nennt er sich ja auch selbst auf seinem langjährigen Krankenlager noch gegen das Ende seines Lebens hin einen „elenden todtkranken Juden." Im Jahre 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder." Später folgten noch drei weitere Bände, die an Frivolität und Cynismus einer den andern überbieten. Das folgende Jahr brachte dann die Sammlung seiner zerstreuten Gedichte in dem „Buch der Lieder." Beide Werke bezeichnen den Höhepunkt seiner dichterischen und schrift-

stellerischen Thätigkeit und offenbaren denn auch schon alle jene Eigenschaften, die den Mann ebenso berüchtigt als berühmt gemacht haben.

Die Reisebilder hatten gleich bei ihrem ersten Erscheinen einen ganz außerordentlichen Erfolg. Heine wurde mit einem Male der Lieblingsschriftsteller des Tages. Zur Erklärung dieser Erscheinung muß man vorerst im Auge behalten, welche Schwüle und Dürre damals das politische und sociale Leben in Deutschland beherrschte. Welche pikante und frappante Wirkung mußten diese Reisebilder mit ihrer übermüthigen Jugendlaune, mit ihrem kecken Auftreten, mit ihrer jedes Maß und jede Rücksicht beiseitesetzenden Satyre, die gerade ihre schärfsten Waffen gegen die politischen, kirchlichen und socialen Zustände hervorkehrte, auf die erschlafften Geister und vertrockneten Gemüther haben. „Die Verschiedenheiten des Alters und Standes verschwanden vor diesem mächtigen Eindruck. Die Jugend begeisterte sich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken das süße Gift des Spottes gegen das Heilige. Die Reisebilder waren das erste freie Aufathmen. Zum ersten Male hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Restaurationsdichter uns beschenkt, ein lautes, übermüthiges Gelächter. Ein kecker Hanswurst trat mitten unter diesen Raritätenkram, schlug mit seinem hölzernen Schwert rechts und links um sich, und erregte durch seine possenhaften Sprünge im Volke jene Heiterkeit, die allein im Stande war, den trübumwölkten Blick aufzuhellen.“ *)

Dem skandalsüchtigen Publikum gefiel natürlich diese burschikose Ausgelassenheit, dieser juvenile Spott über Heiliges und Profanes, Edles und Niedriges. Aber auch unter den Wohlgesinnten gewann Heine eine große Schaar Verehrer durch die schönen hier und da eingestreuten Lieder, durch die frischen, poesieduftenden Naturschilderungen in der Harzreise, durch die seelenvollen und scheinbar tief empfundenen Darstellungen aus des Dichters Kindheit. Das seltene lyrische Talent Heines kam aber erst recht in seinem Buche der Lieder zur Geltung und es ist nicht zu verwundern, daß diese Gedichtsammlung mit wahrer Begeisterung aufgenommen wurde.

Heine war unzweifelhaft eine hoch begabte Dichternatur. Seine Lieder stehen unter allen lyrischen Produktionen der Neuzeit unübertroffen da, durch Einfachheit (oft allerdings auch Nachlässigkeit) der Form, Klarheit des Gedankens, Tiefe der Empfindung und

*) Jul. Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur, III. S. 185.

plastische Anschaulichkeit und kommen der Unmittelbarkeit des Volksliedes noch weit näher, als die schönsten Lieder Goethes. Heine hat gezeigt, wie man mit den einfachsten Mitteln die höchste Wirkung in der Poesie erreichen kann. Die Einfachheit und epigrammartige Kürze des Ausdrucks steht in wohlthuendem Gegensatze zu der Breite und Verschwommenheit so vieler Dichtungen der Romantik. Heine hat sich zwar selbst den letzten Ritter (das letzte Waldlied) der Romantik genannt, aber er hat von dieser doch nur die träumerische Sentimentalität, die ahnungsvolle Sehnsucht herübergenommen. Im Uebrigen stand er seinem ganzen Wesen nach der romantischen Richtung fremd und später auch feindselig gegenüber. Bekennt er doch selbst, daß er bei den Romantikern nur in die Schule gegangen, um nachher den Schulmeister durchzuprügeln. Seine politischen und religiösen Ansichten, wie seine lockeren Lebensgewohnheiten standen zu den Tendenzen der Romantik in unlösbarem Widerspruch. Es ist ja kaum ein größerer Contrast denkbar, als derjenige zwischen der Negation, der ätzenden Verstandsschärfe des Reformjuden und dem Idealismus der romantischen Schule, welcher seine eigentliche Quelle im katholischen Mittelalter hatte.

Dieser Contrast macht sich denn auch in den schönsten Liedern am schroffsten geltend: Ein wahres Gaudium scheint Heine darin zu finden, in den seelenvollsten, reinsten Accorden ein Lied zu beginnen, um dann urplötzlich den Hörer aus den idealen Höhen, zu dem er ihn emporgehoben, in den Pfuhl des Gemeinen oder auf die dürre Haide der plattesten Wirklichkeit herabzuziehen. Das wirkt dann wie ein kalter Wasserstrahl, und man ist versucht zu glauben, der Dichter wolle jeden gutmüthigen Leser für die Thorheit züchtigen, daß er sich eingebildet, es könne ihm mit dem Adel der Gesinnung oder der Wärme des Gefühles wirklich Ernst sein. Dem Charakter Heines fehlte in der That jede religiöse Weihe und sittliche Kraft, er kennt daher keine ernste Lebensaufgabe, sondern treibt mit Allem, und mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten am liebsten, sein frivoles Spiel.

Aber auch dieser sich selbst zerstörende Sarkasmus erschien den damaligen gebildeten Philistern sehr originell und höchst pikant und gerade die vergifteten Lieder fanden seltsamerweise den größten Beifall. Für die Literatur hat diese Unart Heines noch den großen Nachtheil gehabt, daß manche seiner jüngern Verehrer dieselbe in ihren Dichtungen nachzuahmen suchten, wodurch eine widerliche Manier

in der Poesie zur Geltung kam, auf Kosten des guten Geschmackes und zum Hohne aller ästhetischen und sittlichen Grundsätze.

Nie hat ein Dichter einen so schlimmen Gebrauch von den reichen Gaben gemacht, die ihm Gott verliehen; kaum jemals einer die Welt in so aufdringlicher Weise mit seiner Person belästigt, als Heine. Keine göttliche und menschliche Autorität über sich erkennend, macht er sich gleichsam zur Hauptperson der Weltbühne und glaubt, daß Welt und Menschen ganz besonders dazu da seien, als Spielball seiner frivolen Launen zu dienen. „Wenn er Augenblicke hat, die an Furcht und Entzücken streifen, so vernichtet er sie sogleich durch jene Ironie, die das kaum Geschaffene in seine Atome auflöst. So mannigfaltig belebt der Schein ist, den ihm die Welt entgegenbringt, so hat diese Welt doch keinen Kern, weil sein eigenes Gemüth ohne Kern ist, und jener Schimmer war nur das Phosphoresciren der Fäulniß. Der starke Athem des Gefühls geht ihm ab, und seine Ironie ist ein Zeichen von Schwäche, die Beschönigung für den Mangel an größerer Gestaltungskraft; sie hebt die Sentimentalität nicht auf, sie gibt ihr nur jenen Hautgout, wie sie der blasirte Gaumen des Zeitalters verlangte." *)

In dem maaßlosen Subjectivismus Heines wurzelt auch sein sogenannter W e l t s c h m e r z, welcher durch ihn in der Literatur Mode geworden. Darunter soll das Mißbehagen und das peinliche Gefühl verstanden werden über die miserabelen politischen, kirchlichen und socialen Verhältnisse, in denen der unglückliche Poet leben muß, und dazu mit dem nagenden Bewußtsein, daran wesentlich nichts ändern zu können. Auch mit diesem so zur Schau getragenen Weltschmerze war es Heine ebensowenig Ernst, als mit der Darlegung seiner sonstigen Gefühle. Es ist überhaupt nicht seine Art, von irgend einer Idee oder einem Ereignisse lebhaft und nachtheilig ergriffen zu werden. Einem wirklichen Schmerzgefühle waren die ihn beherrschenden Dämonen des Sarkasmus und der Frivolität abhold. Vielmehr kokettirt er auch mit dem Schmerze und braucht denselben als willkommenes Reizmittel, um durch die Wirkung des Gegensatzes Effekt zu machen.

Nach der Julirevolution, 1831, finden wir auch Heine in Paris, wo er von da ab seinen Wohnsitz nahm, um hier seinen politischen Radikalismus, seinen Atheismus und die Lehre von der Emancipation des Fleisches vor aller Welt und zur Verhöhnung Deutschlands un-

*) Jul. Schmidt a. a. O. S. 155.

behindert bloßzulegen. Was in Paris theils in französischer, theils in deutscher Sprache, in Vers oder Prosa, aus seiner Feder geflossen, überragt an Cynismus und kecker Frivolität Alles, was je ein deutscher Schriftsteller sich zu schreiben erkühnt hatte. Die politische Gährung war in ihrem tiefstem Grunde die Folge der pantheistischen Doktrinen der deutschen Philosophie. Mit der Depravation auf religiössittlichem Gebiete mußte natürlich auch eine unversöhnliche Opposition im politischen und socialen Leben erwachen. Sehr genährt wurden die Umsturzideen durch die Julirevolution und die Erbitterung erreichte unter den Stürmern den höchsten Grad, als im Jahre 1835 durch Bundestagsbeschluß die Schriften „des jungen Deutschland" im ganzen Umfange des deutschen Bundesgebietes verboten wurden.

Heine war allerdings von Natur zu leichtfertig, um irgend eine politische Ueberzeugung mit Ernst und Aufopferung zu vertreten, er wird in seinen politischen Tiraden ausschließlich von belletristischem Interesse geleitet. Auch die Politik muß ihm zum Spielzeug seines frivolen Spottes dienen und er ist zufrieden, wenn er die Lacher auf seiner Seite hat. „Im Anfange spricht er sich spöttisch über den Bürgerkönig und seine Minister aus, dann aber werden ihm die deutschen Flüchtlinge zur Last und er verhöhnt die Republikaner wegen ihren plebejischen Manieren. Zwischen diese Perioden fällt ein Jahrgehalt, welches ihm die Julidynastie gab. Er kommt fortwährend darauf zurück, daß er ein Märtyrer des monarchischen Princips sei und daß ihm die Republikaner den Tod geschworen, zugleich aber ist er ein Märtyrer der Freiheit und lebt für sie im Exil. Bei seiner Unwissenheit durch jede politische Frage in Verlegenheit gesetzt, hilft er sich durch einen spöttischen Ton und weiß es so einzurichten, daß man nie in's Klare kommt, ob er etwas im Ernst oder Scherz behaupte. Durch ihn wurde eine Zeit lang in der deutschen Journalistik der Witz zum Maaßstab der Wahrheit gemacht. . . . Es ist nicht schwer, und ein Zeichen weibischer Charaktere, die kleinen Widersprüche der Ideen aufzufinden und dann in der Glückseligkeit zu schwelgen, daß man über seine Zeit erhaben sei." *)

Damit steht im Zusammenhange eine besondere Art politischer Feigheit. Heine verbreitet durch seine Schriften die radikalsten Ansichten, er eifert wie ein Held gegen kirchliche und sociale Einrichtungen, hütet sich aber wohl, mit seiner Haut für die gepredigte

*) Jul. Schmidt a. a. O. S. 211.

Freiheit einzutreten. In seinen Schriften erscheint er überall als ein echter Volksfreund, als ihm aber die eigentlichen Demokraten mit Fleisch und Bein näher traten, da wollte der feine Mann mit diesen „rohen Burschen" nichts zu thun haben, er zog sich wohlweislich in seine vier Pfähle zurück. „In seinem ganzen Wesen destructiv angelegt, konnte Heine mit maaßloser Arroganz zwar über Alles räsonniren und aburtheilen, aber mit einzutreten und zu arbeiten an einer neuen Gestaltung, dazu fehlte ihm die Kraft der Gesinnung, die Ehrlichkeit des Charakters, positives Wollen und Gründlichkeit der Bildung. Bei ihm war Alles nur Liebhaberei, eine ernste Aufgabe kannte er nicht". *)

Seine politischen Tiraden würden auch ziemlich wirkungslos geblieben sein, wären sie nicht so enge verbunden gewesen mit seiner maaß- und rücksichtslosen Opposition gegen den christlichen Glauben und die christliche Sitte. Mit einer unerhörten Keckheit macht er sich über das Christenthum lustig, verfolgt jede Uebung derselben in Cult und Leben mit cynischem Hohne. Mit einer diabolischen Lust zieht er Alles, was sonst dem Menschen heilig und ehrwürdig ist, in den Staub. Die katholische Kirche, ihre Einrichtungen, ihre Diener nimmt er mit besonderer Vorliebe zur Zielscheibe seiner frivolen Angriffe. In diesem Punkte hatte er im dritten und namentlich im vierten Bande seiner Reisebilder schon das Menschenmögliche geleistet, seine Pariser Schriftstellerei sucht den Schmutz indeß noch zu überbieten. Was Heine aber an die Stelle von Christenthum und Kirche setzen möchte, ist der nackte Atheismus. Die Fahne, die er gegen das Christenthum aufpflanzt, ist der Cultus des Fleisches.

Heine ist unermüdlich in immer neuen Anklagen gegen den Spiritualismus. Das Christenthum ist ihm „der traurige Aschermittwoch, der alle Blumen erstickt und die Welt mit Gespenstern anfüllt". Selbstbeherrschung und sittliche Schranken sind dem atheistischen Reformjuden ein Greuel und er predigt ungescheut der Welt die neue, den Saint-Simonismus noch überbietende Emancipation des Fleisches. „Einst," so deklamirt er in seinem „Salon", „wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen ihnen gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichen und schönen Generationen, die gezeugt durch freie

*) Roquette, deutsche Dichtung II. S. 493.

Wahlumarmungen, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten und durch Abtödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind."

Ekelerregender noch, als diese Proklamationen der Sittenlosigkeit berühren seine unfläthigen Angriffe gegen den göttlichen Stifter des Christenthums, worin sich der alte, eingefleischte Judenhaß deutlich offenbart. Was Heine im „Romanzero", in seinem „Deutschland ein Wintermärchen" und in seinen „Neuen Gedichten" an Lästerungen und Blasphemien gegen den Welterlöser geleistet hat, übersteigt in der That jede Vorstellung. Proben davon zu geben, wird man dem Schreiber dieses gerne erlassen.

Allerdings ist Heine bei diesem crassen Atheismus nicht stehen geblieben, er hat gegen das Ende seines Lebens hin, wo eine schmerzliche Krankheit ihn auf ernstere Gedanken brachte, sich zu mildern und versöhnlicheren Anschauungen über Religion und Sitte bekehrt. Eine wahrhafte Bekehrung aber zum positiven Christenglauben, von der man damals gleich nach seinem Tode so viel Aufhebens machte, hat nicht stattgefunden. Seine eigenen Bekenntnissen in dem Nachworte zum „Romancero" stellen dies ziemlich klar.

Hier liest man unter Anderem Folgendes: „Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig und möchte Frieden machen mit Gott und Welt. . . . . Ja, wie mit der Creatur, so habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergerniß meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. . . . Ja ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabeler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindeligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme, träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu

helfen vermag, und das ist doch die Hauptsache, so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele und ihre Fortdauer nach dem Tode wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. . . . Ich habe vom Gott der Pantheisten geredet, aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß er gar kein Gott ist, sowie überhaupt die Pantheisten verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen fürchten. . . . In der Theologie muß ich mich des Rückschreitens (?) beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben (?), zu einem persönlichen Gott zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mehrere aufgeklärte und wohlmeinende Freunde versuchten."

Das sind gewiß sehr werthvolle Geständnisse im Munde eines Heine und man konnte daraus der Hoffnung Raum geben, der Atheist werde den Weg finden, nicht nur bis zur Schwelle, sondern bis zum Innern des Heiligthums. Aber er fährt gleich darauf fort: „Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten meine Rückschritte (?) bis zur Schwelle irgend einer Kirche, oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit, kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt (?). Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft."

Wie man sieht, ist Heine kaum über die Religion des Reformjudenthums hinausgekommen, wenn er auch an einer anderen Stelle erklärt, daß „die Jahre der Eitelkeit für ihn vorüber seien und er es jedem freistelle, über diese Bekenntnisse zu lachen." Heine starb am 17. Februar 1856. Wenige Stunden vor seinem Tode soll er noch auf die Frage eines Freundes, wie er mit Gott stehe, spöttisch erwiedert haben: „**Soyez tranquille! Dieu me perdonnera, c'est son métier.**"

Mit Heine hat das Judenthum in der deutschen Literatur seinen Culminationspunkt erreicht. Sein Einfluß nicht nur auf seine

Stammesgenossen, sondern auf die ganze Epoche der Literatur ist ein außerordentlicher gewesen und die Nachwirkungen desselben spüren wir in der jüdischen Journalistik bis auf den heutigen Tag. Wiegt man diesen literarischen Einfluß nach den Momenten ab, wie sie sich einerseits fördernd, andererseits hemmend für unser geistiges Leben erwiesen haben, so ist es offenbar, daß das große Uebergewicht auf Seiten der Hemmnisse liege.

Heine hat in seinen reinsten Erzeugnissen die lyrische Poesie auf eine Höhe der Vollendung erhoben, woran noch Generationen zu lernen haben. Aber er hat auch das traurige Verdienst, die innere Zerrissenheit, die Irreligiösität und die Sinnenlust poesiefähig gemacht zu haben. Durch seine ätzende Ironie, durch seinen frivolen Spott, den er gerade gegen das Heilige und Ehrwürdige am liebsten spielen läßt, hat er jenem leichtlebigen und gottverlassenen Literatenthum die Wege vorgezeichnet, an dem unser geistiges Leben bis heute krankt. Diese antichristliche Tendenz der neueren Dichtung steht gottlob noch immer in schärfstem Gegensatze zu dem Denken und Empfinden des deutschen Volkes, das in seinem Kerne noch christlich geblieben und weit davon entfernt ist, sich seinen alten, bewährten Glauben durch jüdischen Aberwitz hinwegspötteln zu lassen.

IV.

Theilnahme der Juden an der neuesten Literatur. Der jüdische Roman: Berthold Auerbach. Die jüdische Journalistik. Jüdische Witzblätter.

Seit Heine drängten sich die jüdischen Schriftsteller immer lauter und anmaßlicher auf den öffentlichen Schauplatz des literarischen Lebens. In allen Gattungen poetischer und prosaischer Darstellung haben sie sich versucht, es hier und da wohl auch zu einer gewissen Anerkennung, nirgend aber zu einer eigentlich hervorragenden Bedeutung in der Literatur gebracht. Es fehlt eben den jüdischen Autoren die Ruhe und Stetigkeit der Geistesarbeit, die gründliche Durchbildungen und das schöpferische Organisationstalent, ohne welche Bedingung ein wahres Meisterwerk undenkbar ist. Künstliche Harmonie und plastische Rundung vermißt man fast überall. Dagegen zeigen alle jüdischen Produktionen etwas Skizzenhaftes, Fragmentarisches auf den Effect des Augenblickes Berechnetes. Die nervöse Unruhe, der fieberhafte Emancipationsdrang, das leichtfertige und oft frivole Spiel des Witzes gibt denselben allerdings den Beigeschmack des Unge-

wöhnlichen und Pikanten, dagegen wird der christliche Leser nicht selten abgestoßen und verletzt durch die reformjüdische Geringschätzung oder Verhöhnung des christlichen Glaubens und der christlichen Sitte.

Von den jüdischen Lyrikern seien genannt Karl Beck, August Frankl und Ludwig Wihl. Als Dramatiker haben sich zeitweilig eines gewissen Erfolges zu erfreuen gehabt Salomon Mosenthal, Max Ring, Heinrich Hersch und Wolfsohn. Aber diesen Erfolg verdanken ihre Werke nicht der einheitlichen Gestaltung oder der meisterhaften Charakterzeichnung, sondern der scenischen Gewandtheit und all den geschickt angewandten äußeren Reizmitteln, die ihres Eindruckes auf eine schaulustige Menge niemals verfehlen. Ist ja auch die Volksposse mit ihren Couplets diejenige Abart dramatischer Darstellung, welche vorzugsweise von jüdischen Autoren eifrig gepflegt wird. Uebrigens ist die Ursache noch nicht hinreichend aufgeklärt, weßhalb die Juden auf dem Gebiete der Dichtung es niemals zu einem wirklich epochemachenden Meisterwerk gebracht haben, während dieselben auf verwandten Kunstgebieten, namentlich dem der Musik, Männer, wie Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy (Enkel von Moses Mendelssohn) aufzuweisen haben, welche zu den genialsten Componisten aller Zeiten und Völker gehören.

Unsere Literatur hat bekanntlich seit den dreißiger Jahren mit besonderer Vorliebe jene Zwittergattung epischer Dichtung, den Roman und die Novelle cultivirt und heute geht unsere gesammte Belletristik fast in diesen Darstellungen auf. Die begabtesten Schriftsteller der Zeit haben eine ihrer höchsten Aufgaben darin erkannt, im Roman zu excelliren und denselben zum eigentlichen Spiegelbilde der Zeit zu machen. Damit kamen sie aber auch ganz dem Geschmacke unserer schnelllebigen, nach pikanter Unterhaltung lüsternen Zeit entgegen. Es ließ sich erwarten, daß auch die schriftstellernden Juden nicht zurückbleiben würden in der Anbauung dieses ergiebigen Feldes. Hier bot sich ihnen ja willkommene Gelegenheit, literarischen Einfluß mit verhältnißmäßig geringer Mühe zu erringen und schnell die Helden des Tages zu werden.

Unter den jüdischen Romanschreibern und Novellisten, deren Zahl nicht gering ist, verdient einer besonders hervorgehoben zu werden, weil er bis in unsere Tage hinein sich bei der eleganten und gebildeten Lesewelt einer außerordentlichen Beliebtheit zu erfreuen hatte und als ein vollgültiger Representant des literarischen Reformjudenthums angesehen werden kann. Es ist Berthold Auerbach.

Derselbe wurde am 28. Februar 1812 in Nordstetten, einem Dorfe des Württembergischen Schwarzwaldes von jüdischen Eltern geboren. Er sollte sich, wie sein Vater, der Rabbiner war, der jüdischen Theologie widmen. Doch bald wurde dem talentvollen und zur Speculation geneigten Jünglinge der Talmud verleidet. Nachdem er seine Vorbildung in Stuttgart beendet, begab er sich zum Studium der Rechtswissenschaft nach Tübingen, hielt aber auch dabei nicht lange aus. Einen gewaltigen Eindruck machten auf ihn die Vorlesungen von David Strauß — sehr bezeichnend für die Richtung seines Geistes. Er widmete sich nun ganz der Philosophie, wobei er mit ganz besonderem Eifer die Werke seines philosophischen Stammesgenossen Spinoza studirte. Spinoza, dessen lateinischen Werke er ins Deutsche übertrug, blieb ihm nun sein ganzes Leben hindurch Meister und Vorbild der Lebensweisheit. Noch am Ende seines Lebens, bei Gelegenheit der Errichtung der Spinoza-Denkmals im Haag nennt er mit überströmender Begeisterung diesen Philosophen „einen wahren Weltweisen, wie es keinen zweiten unter dem Himmel gibt, den freien Mann, der über allen Sekten und Nationen steht und die frohe Botschaft von der Mündigkeit der Menschheit verkündigt.“ Als junger Mann suchte er gleich für das System Spinozas Propaganda zu machen in seinem ersten Roman „Spinoza“. dem bald darauf ein ähnlicher „Dichter und Kaufmann“ folgt. Der Held dieses letzteren ist der verkommene jüdische Epigrammendichter Ephraim Kuh.

Das Beste daran ist die sehr realistische Schilderung der jüdischen Sitten und Religionsgebräuche, insbesondere der Paschafeier und erinnert an Heine's Rabbi von Bacharach. Der Rabbi ist hier so charakterisirt, wie man es von dem Spinozisten erwarten konnte. „Siehe! ein Raabi sein heißt, die Seele im Starrkrampf gefesselt halten. Da sitzt er, der fromme Mann, und vor ihm liegen die Folianten mit ihrem babylonischen Aberwitz, und um ihn her vom Boden bis zur Decke nichts als schwarze räucherische Bücherdeckel, in denen das frische Leben des Judenthums vertrocknet liegt, wie die von der Wurzel gerissene, gedorrte Pflanze. Sommer, Winter und Frühling, Krieg und Frieden, alles mag vorüberziehen, der Rabbi kennt sie nicht; in seiner Zelle sitzt er, und die Gemeinde sammelt sich um ihn her, mit ihm zu beten; nie darf er allein aus dem Hause gehen, und nur wenn er eine Leiche begleitet, kommt er vor das Thor. Ich kannte einen Rabbi, der sein Leben lang fast nichts

als weißen Zucker genoß, und als man ihn einst fragte: Woher denn die Süßigkeit kommt? antwortete er ruhig: Woher wird sie kommen? Die Zuckerhüte wachsen auf den Bäumen wie die Zwiebel auch". Der im Vordergrunde stehende Held Kuh konnte übrigens das Judenthum auch nur in seiner gebrochenen Gestalt darstellen.

Auerbach hat in den genannten Schriften seinen schriftstellernden Stammesgenossen Goldschmidt, Bernstein und Kampert Anstoß zur Ausbildung einer besonderen Art von Romanen gegeben, in denen jüdische Helden und das Judenthum überhaupt den Hauptinhalt bilden. Aber ganz unerwartet sehen wir ihn dieses spezifisch jüdische Gebiet verlassen und wie mit einem Sprunge ein ganz anderes Feld betreten, das mit dem eben verlassenen kaum einen Berührungspunkt aufzuweisen hatte. Auerbach wird plötzlich, ohne allen Uebergang ein Hauptvertreter jener neuen und beliebten Gattung der Romanlitteratur, der sogenannten Dorfgeschichten. „Wie kommt nun der Spinozist zu dem kühnen Sprunge aus dem Ghetto in ein idyllisches Dörfchen im Schwarzwalde, um welches vielleicht manche Jugenderinnerungen, sein eignes Gemüth anregend, schwebten? Wie verschieden war die Aufgabe, ein naives Volksleben zu schildern, von der bisherigen Gewöhnung des Autors, das persönliche Lebensbild eines Denkers gleichsam aus dem Geiste seiner Werke hinaus zu gestalten, oder die socialen Verwickelungen zu zeigen, in welche das Leben eines scharfen, satirischen, reflectirenden Dichters geräth? Welche Berührung hat der starre, bewegungslose Spinozismus, dessen Ethik nur ein Evangelium der Nothwendigkeit ist, mit dem gemüthvoll innigen Leben des deutschen Volkes, das unter der Herrschaft moralischer und christlicher Gebiete steht." *)

Unausbleiblich mußten sich aus einem solchen Unterfangen des Autors grelle, unlösbare Dissonanzen zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Können ergeben. Denn auch der Volksschriftsteller Auerbach ist in seinen Grundanschauungen über den Spinozismus nicht hinausgekommen. Der Pantheist vermißt sich, das Leben eines Volkes zu schildern, dessen Denken und Dichten im positiven Christenthum wurzelt, er will Zustände schildern, in welche hineinzudenken ihm doch das eigentliche Organ fehlt. Daher denn die inneren Widersprüche, welche dem oberflächlichen Leser allerdings

*) R. v. Gottschall, Geschichte der Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. 5. Aufl. IV. S. 345.

entgehen können, weil sie durch die farbenreiche pantheistische Naturschwärmerei verdeckt werden.

„Der egoistische Bauernstand ist zwar mit großer Wahrheit gezeichnet, aber es fehlt diesen Sittenschilderungen jene Wärme, jener Glanz, der nur aus einer großen Seele stammt, welche auch über das vergänglichste Spiel des Lebens ihre innere, aus tiefster Empfindung stammende Weihe ausbreitet. Die Menschen Auerbachs sind kalt aneinander zerschellende Atome, bewegt von mechanischem Stoß und Gegenstoß; es ist ein finster, oft brutaler Ernst in dem, was sie wollen, und in dem, wie sie es wollen, wenn sich auch diese materiellen Fragen keines tieferen Antheils verlohnen; es fehlt diesem ganzen äußeren Treiben ein sittlicher Mittelpunkt, ein Mittelpunkt des Gemüthes, eine warme Beleuchtung von innen heraus."

Wie ein rother Faden geht durch das Gewebe seiner Schilderungen die reformjüdische Abneigung gegen das Christenthum, ganz besonders gegen die katholische Kirche und diese antikatholische Tendenz wirkt um so nachtheiliger, als dieselbe mehr, oder weniger durch Humanitätsphrasen verhüllt, die unschuldigste Miene zeigt. Seine ersten „Schwarzwälder Dorfgeschichten" legen sich in genannter Hinsicht noch eine gewisse Reserve auf, in den späteren überwuchert das Lehrhafte im reformjüdischen Sinne derart, daß der Gesammteindruck derselben ein unerquicklicher ist. So wird in dem vielgelesenen Roman „Auf der Höhe" in der breitesten und behaglichsten Weise Pantheismus gepredigt und in „Ein Landhaus am Rhein" nimmt der Verfasser eine völlige Professorenmiene an und unterhält den Leser mit den Resultaten seiner Studien. Längere Zeit hatte Auerbach, der in Berlin lebte, auf den Lorbeeren seiner Dorfgeschichten geruht, da trat er im Jahre 1878 wieder mit drei neuen Dorfidyllen unter dem Titel „Nach dreißig Jahren" hervor. Nach 1880 erschien der Roman „Brigitta". So blieb er bis in seine letzten Lebenstage — Auerbach starb im Anfange dieses Jahres — seiner Tendenz getreu, für seine reformjüdische Weisheit in Gestalt von Dorfgeschichten Propaganda zu machen. Unter den christlichen Lesern und Leserinnen gebildeter Stände hat Auerbach trotzdem noch immer Verehrer in Menge, und wie kann es anders sein, da die Dorfgeschichte salonfähig geworden. Dagegen wollten die Schwarzwälder Bauern niemals etwas von Auerbachs Dorfschildereien wissen — sie erklärten unumwunden: „Das sei alles verstunke und verloge."

Ueberblicken wir die literarische Thätigkeit des Reformjuden-

thums, so finden wir das harte Urtheil Wolfgang Menzels gerechtfertigt, daß dieselben „den guten Geschmack verdorben und einem Gifthauch von Irreligiösität und Entsittlichung um sich verbreitet haben." Mehr noch, als von der Literatur, gilt dies von der Tagespresse, welche auch den wirthschaftlichen Niedergang mit verschuldet hat. In den großen Centren der Bildung finden wir heutzutage die größten und verbreitetsten Zeitungen entweder ganz oder doch zum Theil in den Händen der Juden. So namentlich in Wien und Berlin. Eine nähere Charakteristik der jüdischen Journalistik gehört nicht zu unserm Thema. Doch können wir uns nicht versagen, einige sehr bezeichnende Bemerkungen der Donauzeitung aus den jüngsten Tagen darüber anzuführen.

„Die Juden müßten schlechtere Menschenkenner sein, als sie wirklich sind, wenn sie nicht alsbald die Entdeckung gemacht hätten, daß sie, im Besitze der deutschen Presse auf die Entwickelung der deutschen Zustände einen unverhältnißmäßigen Einfluß gewinnen würden. Sie haben denn auch von Anfang an darnach gestrebt, die Presse in ihre Hände zu bekommen, und üben jetzt über wenigstens $^4/_5$ der gesammten deutschen Presse mittelbar oder unmittelbar einen unbeschränkten Einfluß aus. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter diesen Umständen unsere ganze moderne Gesetzgebung den Stempel des jüdischen Geistes trägt. Insbesondere ist die für Deutschland so verhängnißvolle social-wirthschaftliche Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte unter dem direkten Einflusse des Judenthums entstanden. . . Auch in dem sogenannten Kulturkampf spielte die jüdische Presse den Mephisto und als der zwischen Protestanten und Katholiken über ideale Güter entbrannte Streit dieselben hinreichend blind für alles Uebrige gemacht hatte, inscenirte die Börse mit Hülfe der ihr affiliirten Presse den „wirthschaftlichen Aufschwung", welcher dem deutschen Volke einige Hundert Millionen gekostet hat, die hauptsächlich den Juden in die Tasche fielen. Die ganze Thätigkeit der jüdischen Presse läßt sich dahin charakterisiren, daß die Vertretung der Interessen des Judenthums der erste von ihr verfolgte Zweck ist. Alles Andere tritt dem gegenüber in den Hintergrund, und man kann über die jüdische Presse nur dann ein richtiges Urtheil gewinnen, wenn man diesen Punkt nicht außer Ansatz läßt. Sogar der lascive, den niedrigsten Leidenschaften schmeichelnde Ton, der in der jüdischen oder verjudeten Presse herrscht, der von ihr in so schamloser Weise betriebene Cultus der Sinnlichkeit, bildet einen Theil des auf Aus-

beutung des Volkes gerichteten jüdischen Programms. Die Juden wissen sehr gut, daß eine sittenlose, entnervte Rasse sich wirthschaftlich viel leichter ausbeuten läßt, als ein einfaches, sittenstrenges und bedürfnißloses Volk. Darum wird die Volkscorrumpirung systematisch betrieben, dem Laster geschmeichelt und der Sünde ein Altar errichtet. Daneben läuft freilich auch die Absicht, der anständigen Presse durch derartige Mittelchen das Wasser abzugraben. Denn die Speculation auf die Skandalsucht des Publikums schlägt selten fehl, und der sogenannte pikante Lesestoff sichert dem jämmerlichst redigirten Blatt zahlreiche Leser. Der literarisch thätige Jude behandelt das Zeitungsschreiben lediglich als Geschäft. Wie früher mit alten Hosen, so handelt er jetzt mit „Geist"; seine Phrasen sind seine Waaren, welche er möglichst hoch zu fructificiren sucht, indem er für das Talmi seiner Wissenschaft und das Blech seiner Rede dem Publikum vollgewichtige Geldmünzen aus der Tasche schwindelt."

Ein Haupttummelplatz jüdischer Ausgelassenheit und Frivolität sind die in unseren Tagen so beliebten Witzblätter. „Man wird — so meinte Auerbach schon vor vielen Jahren — unter den Juden sehr häufig witzige und witzelnde Menschen finden. Der Witz ist die Form des Geistes, in welcher am schnellsten blanke Gedankenmünze ausgeprägt wird, die mit ihrem leicht erkennbaren Nennwerthe bald in Umlauf kommt." Der jüdische Humorist Saphir und ganz besonders Heine hatten die Richtigkeit dieser Bemerkung praktisch bethätigt. Die witzbegabten Juden neuester Zeit erkannten auch bald die außerordentliche Wirkung dieses Reizmittels auf die große Menge, und so kommt es, daß die bedeutendsten Witzblätter der Hauptstädte jetzt fast ausschließlich von Juden bedient werden. Witz und Humor haben, so lange sie in den Grenzen der Sitte und des Anstandes bleiben, gewiß ihre volle Berechtigung, sie bilden gewissermaßen das geistige Salz im Leben, wie in der Literatur. Aber dieser jüdische Witz ist, wie das bereits Heine gezeigt, doch ganz anderer Art, er hat eine vorzugweise zersetzende Wirkung. Da ist nichs so heilig und ehrwürdig, daß es nicht mit der ätzenden Lauge des Spottes besudelt würde. Die bekannte reformjüdische Gewohnheit, mit besonderer Lust Christenthum und Kirche zur Zielscheibe höhnischer Angriffe zu wählen, findet in den Witzblättern den freiesten Spielraum. Nichtsdestoweniger gehören sie zu den gesuchtesten und gelesensten Blättern und liefern einen ganz bedeutenden Beitrag zu dem traurigen Kapitel: Corruption der christlichen Bevölkerung.

Zu all diesen unerfreulichen Erscheinungen jüdischer Schriftstellerei kommt noch hinzu, daß ein verhältnißmäßig großer Bruchtheil des deutschen Buchhandels — wie noch jüngst nachgewiesen — in den Händen der Semiten liegt. So läßt sich ermessen, welch ungeheuren Einfluß das literarische Reformjudenthum auf unser gesammtes geistiges Leben ausübt.

Schlußbemerkung.

Vorstehende Erörterungen haben es nicht mit Personen, sondern mit der Sache zu thun. Sie sind nicht hervorgegangen aus irgend einer Abneigung gegen die Juden als fremde Religionsgesellschaft oder Nationalität, sondern aus Liebe zur Wahrheit und im Interesse der heiligsten Güter des deutschen Volkes, welches durch die jüdische Literatur und Journalistik in seinem innersten Wesen vergiftet wird. Kein Einsichtiger wird es den Juden wehren, sich im Leben wie in der Literatur geltend zu machen, nur soll das nicht geschehen auf Kosten der materiellen und geistigen Wohlfahrt der christlichen Bevölkerung.

Die Katholiken haben in Bezug auf die Antisemitenbewegung eine gewisse reservirte Haltung beobachtet, sie mißbilligen die Excesse, welche in dieser Bewegung hier und da zu Tage treten. Sie sind bis jetzt nicht activ in den Kampf gegen das Semitenthum eingetreten, so sehr sie auch durch das rücksichtslose und feindselige Gebahren der Judenpresse während der Blüthezeit des sogenannten Culturkampfes dazu provocirt waren.

Den Katholiken verbietet schon ihr Gewissen, eine Verfolgung gegen die Juden in's Werk zu setzen. Aber sie erkennen ganz und voll nicht allein die Berechtigung, sondern auch die Nothwendigkeit an, mit allen erlaubten Mitteln die Uebermacht des Judenthums abzuwehren. Die Katholiken würden sich freuen, wenn die große Masse der Juden, welche diese Ausschreitungen ihrer Stammesgenossen verurtheilen, insbesondere das Literaten- und Journalistenthum zu der Einsicht bekehrten, daß die von ihm bis jetzt betretenen falschen und für es selbst gefahrvollen Wege zu verlassen seien. Unter allen Umständen aber müssen wir verlangen, daß Deutschland in materieller wie geistiger Hinsicht Eigenthum der Deutschen bleibe.

Ueber das in unserm Verlage erschienene Prachtwerk:

Pius der Große

von **Dr. Otto Zardetti**

(Preis für die Abonnenten der Brochüren: **4 Mark.**)

schreibt Herr Abbé Guerber im „Straßburger Volksfreund“:

Auf das erste Todesaniversarium Pius IX. am 7. Februar 1879 erschien dieses herrliche, mit der rührendsten Pietät und unendlichem Glanz geschriebene Werk. Ein Werk, des Gegenstandes würdig, den es mit gewandter Meisterschaft behandelt. Mit tiefgefühlter Wonne werden es alle ernsten, ihrer Kirche und dem heiligen Stuhle ergebenen Katholiken lesen, besonders Diejenigen, die als Zeitgenossen der Ereignisse, die unter der leitenden Hand Pius IX. während der 50jährigen Regierung dieses erhabenen Papstes ins Leben getreten sind, lebten. Selbst auch die Gegner des Papstes und der Kirche werden durch die Gewalt der vorgelegten Beweise ergriffen, diesem auserwählten Oberhaupte der Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Acht auserlesene Imortellenkränze legt Canonicus Zardetti auf den Todtensarg nieder, der die sterbliche Hülle des der sämmtlichen Christenheit so werthen, so wunderbar liebgewonnenen großen Papstes Pius IX. im St. Petersdome birgt. Die seit neunzehnhundert Jahren nie erreichte Lebenszeit unter 160 Päpsten, die sich über 30 Jahre lang durch das tosende Gewühl der Völkerwogen im 19. Jahrhundert hindurchzieht, hat dem rüstigen Geschichtsschreiber überreichen Stoff geboten zur Widmung dieser acht Imortellenkränze, d. h. dieser 8 Abschnitte der Biographie des unsterblichen Pius.

Der erste dieser Imortellenkränze ist gewunden aus italienischen Rosen und gilt dem Könige und Fürsten Roms, der zweite ist gewunden aus der Flora Englands, Schottlands und Hollands, sowie aus amerikanischen und tropischen Blüthen und gilt dem christlichen Monarchen des Erdkreises. Der dritte ist gewunden aus eigentlichen Imortellen und gilt dem Vollzieher der drei großen Pontificalakte, dem unsterblichen Verkünder der ewigen Wahrheit, der vierte ist gewunden aus gelben Lilien und gilt dem unerschütterlichen Verfechter des Rechtes auf Erden. Der fünfte ist gewunden aus rothen Rosen Sinigaglia's und gilt dem liebenden Vater der Christenheit. Der sechste ist gewunden aus vielfarbigen Rosen aller Herren Länder und gilt dem Geliebten der christlichen Völker. Der siebente ist gewunden aus Blüthen, die unter Dornen wachsen und gilt dem Manne, dessen Größe auch seine Feinde anerkennen. Der achte ist gewunden aus Blüthen von den Höhen der Gebirge und gilt dem Manne der Vorsehung.

Diese acht Imortellenkränze enthalten nicht nur die treue Lebensgeschichte Pius IX. in genauer Abbildung gezeichnet und mit dem dem geistlichen Schriftsteller eigenen Farbenglanz, sie heben besonders hervor die wichtigsten Pontificalacte, die glänzenden Tugenden und die größten Ereignisse dieses langjährigen, von Gott gesegneten Pontificates. Wir sehen es aus diesen Imortellenkränzen wie Feuerfunken hervorsprühen, die Licht verbreitend und Segen spendend auf die Menschen wirken. Uns schien auch das persönliche Talent des durch seine „Zehn reizende Bilder aus Südengland“ schon bekannten Schriftstellers ganz sonderbar geeignet zur Abhandlung dieses anziehenden Gegenstandes.

Seine reiche Phantasie, verbunden mit gründlicher Geschichtskenntniß, seine bilderreiche Sprache, der edle Schwung seiner Gefühle, und — wir müssen es offen sagen — seine herzliche Liebe und Verehrung für Pius IX. waren die Quellen dieses schmuckvollen Bandes, der viele Leser bezaubern wird.

Schliemann

und

seine Entdeckungen auf der Baustelle des alten Troja.

Von

Dr. Edmund Hardy.

Ueber Schliemann und seine Entdeckungen auf der Baustelle des alten Troja pflegen zwar schon die größeren Tagesblätter ihre Leser ziemlich auf dem Laufenden zu halten. Gleichwohl dürfte eine übersichtliche Schilderung der Arbeiten und Erfolge dieses über die Grenzen seines Vaterlandes weit hinaus berühmten Mannes demjenigen nicht unerwünscht sein, der aus Mangel an Zeit oder aus anderen Gründen von der Lektüre eines Werkes, wie Dr. Heinrich Schliemann's Ilios, Stadt und Land der Trojaner (Leipzig, Brockhaus 1881) abzusehen genöthigt ist, aber nichtsdestoweniger nach weiteren Aufschlüssen, nach eingehenderer Belehrung, als sie ihm Zeitungen bieten können, verlangt. Denn man braucht gerade noch kein Enthusiast für Homer zu sein, braucht auch nicht einmal, wie dies bei Schliemann selbst der Fall ist, in einer oder der anderen der von ihm ausgegrabenen Trümmerschichten die Ruinen der heiligen Ilios wiederzuerkennen, und kann doch den hohen Werth solcher Entdeckungen gar wohl zu schätzen wissen, bei denen wirklich aufgedeckt, und höchst mühsam wieder blosgelegt wurde, was die Erde Jahrhunderte lang schweigsam verwahrt, was sie über und über verdeckt und so den Blicken, der Erinnerung, ja der leisesten Ahnung aller Spätgeborenen entzogen hatte. Auch ist die Theilnahme für die vergangenen, vorgeschichtlichen Culturzustände unseres Geschlechtes, welche in der Gegenwart sich immer weiterer Kreise bemächtigt und mehr wie Einen veranlaßt, sich vorzugsweise den ersten und ältesten Spuren menschlichen Daseins auf Erden zuzuwenden, gänzlich unabhängig von irgend einem besonderen Lebensstande.

Der nachfolgenden Darstellung soll Schlieman's Prachtwerk über Ilios zur Grundlage dienen, doch hat ihr Verfasser auch nicht versäumt, alle die Schätze persönlich in Augenschein zu nehmen, welche der unermüdliche Fleiß Schliemann's in der fernen Troas gehoben und sein uneigennütziger Sinn zum Besten des deutschen Volkes der Hauptstadt des Reiches zum ewigen Besitz und zur ungetrennten Aufbewahrung geschenkt hat.*) Dieselben sind vorläufig in zwei Räumen des neuen Kunstgewerbe-Museums zu Berlin untergebracht**) sollen jedoch nach Vollendung des ethnologischen Museums an diesem Orte (und hoffentlich auch in einer der Sammlung und ihrer Besichtigung vortheilhafteren Weise) aufgestellt werden.

Es wird gut sein, sich an dieser Stelle bereits in's Gedächtniß zu rufen, daß derjenige, dessen Namen über dem Saale zu lesen ist, welcher nunmehr jene alterthümlichen Funde beherbergt, vor etwas mehr als zehn Jahren als einfacher Privatmann auf seine Entdeckungen ausgezogen ist, ganz aus eigener Initiative, ohne jegliche officielle Mission, angewiesen auf seine eigenen Mittel, nur allein getragen und getrieben von einem ahnungsvollen Gefühle, das in ihm lebte und ihm sagte, er werde die Mauern Troja's sehen.

Schliemann ist, wie die Engländer sich ausdrücken würden, ein self-made man, und ich glaube, dies war sein Glück. Würde er in gewohnheitsmäßiger Weise für jene Art von Studien, der wir jetzt so Großartiges zu verdanken haben, herangezogen worden sein, sein ihm innewohnender Genius wäre zum wenigsten unnöthigerweise aufgehalten und am Ende gar von der mit instinctiver Treue von ihm verfolgten Richtung abgelenkt worden. Verhältnisse aber, die mächtiger waren, als selbst die elterliche Fürsorge, die natürlich immer das beste gethan zu haben glaubt, wenn sie den Geist des Kindes frühzeitig an die Zucht der Lehre bindet, zwangen ihn, sich selbst den Weg zu bahnen, der ihn zum langerstrebten Ziele führen konnte. Dafür aber kam er auch nicht so leicht in Gefahr, sich, wie man zu sagen pflegt, im herkömmlichen Geleise zu verfahren. Eine Skizze seines Lebens bis zu dem Zeitpunkte, da er auf dem Burgberg von Hissarlik den ersten Spatenstich gethan, wird Jedem zeigen, wie wahr es ist, wenn der Dichter sagt, daß das Genie den Zaum verachte.

*) Vergl. Reichsanzeiger vom 7. Febr. 1881.

**) Saal XIV.

Schliemann.*)

Heinrich Schliemann wurde am 6. Januar 1822 im Städtchen Neu-Bukow in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein Vater protestantischer Prediger war und von wo derselbe im darauffolgenden Jahre nach Ankershagen im gleichen Großherzogthum berufen wurde. Hier verbrachte Schliemann die ersten acht Jahre seines Lebens. Als ihm sein Vater zu Weihnachten 1829 Ludwig Jerrer's illustrirte Weltgeschichte für Kinder schenkte, und der Knabe in diesem Buche eine Abbildung des brennenden Troja mit seinen gewaltigen Mauern und dem skaiischen Thore fand, wovon ihm der Vater schon so Manches erzählt und unter Anderem auch gesagt hatte, Troja sei spurlos vom Erdboden verschwunden, rief er voll Freude aus: „Vater, Du hast Dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können." „Mein Sohn", antwortete der Vater, „das ist nur ein erfundenes Bild". Aber auf die weitere Frage des Kindes, ob denn das alte Troja einst wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte es der Vater. „Vater", sagte der Kleine darauf, „wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind wohl unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten verborgen." Der Vater wollte dies zwar nicht gelten lassen, aber der Sohn hielt an seiner Meinung fest, und zuletzt kamen beide überein, daß er einst Troja ausgraben sollte. Troja war von nun ab sein Lieblingsthema.

Herbe Familienschicksale nöthigten in der Folgezeit Schliemann, von seinen kaum erst begonnenen Gymnasialstudien in Neu-Strelitz zur Realschule daselbst überzugehen, nach deren Absolvirung 1836 er zu Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz bei einem Krämer in die Lehre trat und fünf und ein halbes Jahr lang Häringe, Butter, Kartoffelbranntwein, Kaffee, Zucker, Oel u. s. w. verkaufte. Eines Abends kam in den Laden ein betrunkener Müllerbursche, der auf dem Gymnasium studirt hatte, aber wegen schlechten Betragens entlassen worden war. In seiner Trunkenheit sagte derselbe etwa hundert Verse aus Homer griechisch auf und dies mit vollem Pathos. Auf Schliemann machte die melodische Sprache, obwohl er kein Wort davon verstand, den tiefsten Eindruck. Er bezahlte dem Burschen mit seiner ganzen damaligen Baarschaft drei Gläser Branntwein,

*) Nach der Selbstbiographie in Ilios, Stadt und Land rc. S. 1. ff.

wofür ihm dieser die Verse noch dreimal wiederholen mußte. „Von jenem Augenblick an“, schreibt er, „hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß er in seiner Gnade mir das Glück gewähren möge, einmal Griechisch lernen zu dürfen.“

In Folge einer Körperverletzung, die er sich im Geschäfte zugezogen hatte, vorerst für jede schwerere Arbeit untauglich geworden, verdingte sich Schliemann, von der Noth dazu gezwungen, als Kajütenjunge an Bord eines Schiffes. Aber kaum aus Hamburg ausgelaufen, litt er in der Nacht vom 11.—12. Dezember 1841 Schiffbruch, wurde indeß gerettet, sammt seinen Habseligkeiten, bestehend aus ein paar Hemden und Strümpfen, seinem Tagebuch und einigen Empfehlungsbriefen, und kam endlich, zitternd vor Kälte, nach Amsterdam, in der Absicht, sich als Soldat anwerben zu lassen. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm hier jedoch im Comptoir von F. C. Quien eine höchst bescheidene Anstellung, die nur das Gute hatte, daß sie ihm Zeit genug ließ, sich weiter auszubilden. Er erlernte in einem halben Jahre Englisch, im andern halben Jahre Französisch, während er für das Holländische, Spanische, Portugiesische und Italienische nur je sechs Wochen brauchte, um eine jede dieser Sprachen fließend sprechen und schreiben zu können. Im Jahre 1844 gelang es ihm, auf das Comptoir der Herrn B. H. Schröder u. Cie in Amsterdam zu kommen, anfangs mit einem Jahresgehalt von 1200 Frs., dann mit einer jährlichen Zulage von 800 Frs. Schliemann lernte nun auch noch Russisch, was ihm bald trefflich zu Statten kommen sollte, da ihn seine Principale im Januar 1846 als ihren Agenten nach St. Petersburg sandten. Seine Stellung ward hier eine mehr selbstständige und er verdiente durch Indigohandel und während des Krimkrieges auch durch Handel mit allerlei Kriegsmaterialien viel Geld, lernte mittlerweile noch Schwedisch und Polnisch und endlich, als die ersten Friedenstauben im Januar 1856 in Petersburg eintrafen, das langersehnte, heißerflehte Griechisch, erst das neue, wie es jetzt in Griechenland gesprochen wird, und dann das alte des Homer; auch las er beinahe alle alten Classiker und lernte viel davon auswendig, so daß er selbst gesteht, es falle ihm nicht schwer, sich über jeden beliebigen Gegenstand griechisch auszudrücken.

Schliemann eifert daher mit Berufung auf seine eigenen Erfahrungen gegen die heutige Lehrmethode, wie sie auf unseren Gymnasien befolgt werde, wo man Knaben acht Jahre hindurch mit dem Studium einer Sprache plage, von der sie beim Verlassen der Schule

kaum mehr wissen, als am Anfang. Dagegen wird man auf pädagogischer Seite wohl kaum darüber zweifelhaft sein, daß Schliemann gerade wegen seiner außerordentlichen Beanlagung und zufolge des Umstandes, daß er erst in der geistigen Reife an die Erlernung der griechischen Sprache herangetreten, wenig geeignet sei, um für die Mehrheit unserer Studirenden einen richtigen Maaßstab abzugeben. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, nach Erlernung von etwa einem Dutzend von Sprachen, wozu noch das Latein kam, das er in der Kindheit bereits zu lernen angefangen hatte, und Arabisch, kann man sich leicht denken, daß jetzt Schliemann der Kopf nicht mehr recht nach seinem Geschäfte stand. Allein die Verhältnisse nöthigten ihn, dasselbe noch bis zu Ende des Jahres 1863 weiterzuführen. Das Glück war ihm ungemein günstig, und sein Vermögen übertraf laut eigenem Geständniß Alles, was er in seinen kühnsten Träumen je zu erstreben gewagt hätte.

Nachdem es ihm endlich gelungen, die hemmenden Fesseln des Geschäftslebens von sich abzustreifen, zog es ihn hinaus in die Welt. Schliemann war früher schon in Kalifornien gewesen, hatte auch Egypten, Palästina, Syrien, Griechenland, Italien und im Norden Dänemark und Schweden besucht. Nun ging es nach Tunis und von da über Egypten nach Indien, wo er sich in allen Hauptplätzen, auch auf Ceylon, aufhielt. Er verweilte darauf zwei Monate in China, wo er bis zur chinesischen Mauer kam, begab sich alsdann nach Yokohama und Jeddo in Japan und von da über den Stillen Ocean nach San Francisko in Kalifornien. Auf der Ueberfahrt dahin, die fünfzig Tage dauerte, schrieb er sein erstes Buch, das 1866 in Paris unter dem Titel La Chine et le Japon herauskam. Von San Francisko aus bereiste er die meisten von den vereinigten Staaten, machte einen Abstecher nach Havanna und Mexico und langte im Frühjahr 1866 in Paris an, um Archäologie zu studiren.

Zwei Jahre später ging Schliemann ausgerüstet mit allen Vorkenntnissen, daran, den Traum seiner Kindheit zu verwirklichen, was er denn auch gegen Ende des Jahres 1868 in einem besonderen Werke „Ithaka, der Peloponnes und Troja" der Welt ankündigte, für welches Werk ihn die Universität seiner Heimath, Rostock, zum philosophischen Doctor beförderte.

Die wahre Lage des Homerischen Troja.*)

Das ganze classische Altherthum, einige vereinzelte Stimmen abgerechnet, betrachtete als die Baustelle des alten homerischen Troja eine vom Geographen Strabo, der um die Zeit von Christi Geburt lebte, Neu-Ilion genannte griechische Ansiedelung in der Ebene der Troas. Derselben diente ein jetzt von den Türken Hissarlik, d. h. Festung, genannter Hügel, nordwestlich von ihr beinahe 49$^1/_2$ m. über dem Meeresspiegel gelegen, zur Schutzburg oder Akropolis. Hier stand bis in's 5. Jhrdt. n. Chr. ein hochberühmter, vielbesuchter Tempel der ilischen Pallas Athene. Selbst der Perserkönig Xerxes war auf seinem Durchzug durch die Ebene des Troas im Jahre 480 v. Chr. zu diesem Tempel hinaufgestiegen und hatte 1000 Ochsen geopfert. Ein Gleiches that Alexander d. Gr., und noch im Jahre 354 oder 355 n. Chr., trotzdem damals bereits durch kaiserliche Decrete die Zerstörung der heidnischen Tempel verfügt war, besuchte Prinz Julian, der nachmalige Kaiser, zubenannt der Abtrünnige, Neu-Ilion, und merkwürdiger Weise war derjenige, der ihm die Sehenswürdigkeiten zeigte, ein Christ, ein Bischof, Pegasios mit Namen**).

Die Frage, wo Troja lag, durch das Alterthum also vorwiegend für Neu-Ilion entschieden, ruhte alsdann, bis vor nahezu einem Jahrhundert der Franzose Lechevalier, welcher die Troas bereiste, sie von neuem in Bewegung brachte durch seine Behauptung, Troja habe mehr an der Südseite der Ebene, an der Stelle des h. türkischen Dorfes Bunarbaschi mit dem im Hintergrund sich erhebenden Felsen des Bali-Dagh gelegen. Seitdem gewann diese Ansicht die Oberhand. Doch hat es auch nicht an Vertretern der gegentheiligen Meinung gefehlt, wonach für Troja, wenn es überhaupt existirt habe, Hissarlik die Stätte bezeichnen soll, während andere hinwieder diesen Platz anderswo suchten.

Kleinere Ausgrabungen, welche der gegenwärtige Besitzer von fast der Hälfte des Hügels von Hissarlik, der nordamerikanische Consul in den Dardanellen, Herr Frank Calvert auf seinem eigenen Grund und Boden gemacht, hatten denn auch einige Alterthümer aus der spätgriechischen und römischen Zeit zu Tage gefördert, und bereits vor mehr als einem Vierteljahrhundert waren zwei Türken bei ganz

*) Ilios, S. 22 ff. 210 ff.

**) Ilios, S. 206 ff.

zufälligem Graben auf einen Schatz von 1200 Silbermünzen aus der Zeit von Antiochus III. (Anfang des 2. Jhrdts. v. Chr.) gestoßen.

Seinen Homer in der Hand, prüfte zunächst Schliemann, ob dieser für oder wider Bunarbaschi zeuge. Die verschiedenen Vorgänge an den einzelnen Schlachttagen der Ilias schienen ihm zu fordern, daß die Entfernung Ilion's vom Hellespont nur eine geringe sei, weil beispielsweise der Herold Idaios, den die Trojaner vor Tagesanbruch in's griechische Lager sandten, schon vor Sonnenaufgang wieder in der Stadt war (Il. VII, 381—423), oder Agamemnon von seinem Zelte aus die Wachtfeuer der Trojaner vor Ilion sehen und den Klang ihrer Flöten hören konnte (Il. X, 11—13). Solches entspricht aber nicht der Entfernung von Bunarbaschi zum Hellespont, denn diese beträgt in gerader Richtung 12,8 Km., indeß die von Hissarlik nur 4,8 Km. beträgt. Um jedoch die Wahrscheinkeit zur Gewißheit zu erheben, ließ Schliemann im August 1868 an einer größeren Anzahl von Stellen in und um Bunarbaschi in den Boden graben, und namentlich auch die Anhöhen gründlich durchsuchen, ein Experiment, welches ihn alsbald von der Haltlosigeit der Annahme Lechevalier's überzeugte. Denn nirgends fand sich ein Stück archaischer Arbeit, und die Mauern, in denen man mitunter die kyklopischen Mauern der Pergamos des Priamos erblickt hatte, stellten sich als niedrige Futtermauern aus verhältnißmäßig kleinen viereckigen oder nahezu viereckigen Blöcken heraus, welche ziemlich unzweideutig die Spuren eiserner Spitzhauen an sich tragen und deshalb wohl auf kein höheres Alter als das 4. oder 5. Jahrhnndert vor Chr. Anspruch machen können. Doch damit nicht zufrieden, dehnte Schliemann seine Nachforschungen auf alle Höhen der rechten und linken Seite der Ebene aus, aber das Ergebniß war dasselbe. Nirgends eine Spur von vorgeschichtlichen Funden, bis er auf die Stelle kam, auf welche fast alle Zeugnisse der Alten hindeuten, Hissarlik.*)

Im Frühjahr 1870 begann Schliemann hier zu graben, einstweilen nur, um zu erfahren, wie tief die künstliche Schuttanhäufung auf dem Hügel von Hissarlik hinabreiche. Er ließ graben, und erst

*) Auf einer Reise im Mai '881 hat Schliemann festzustellen gesucht, daß es außer Hissarlik in der ganzen Troas zwischen dem Hellespont, dem Golf von Adramytteion und dem Idagebirge keine Baustelle gebe, die vorgeschichtliche Ruinen enthält. Vergl. Reise in der Troas, Leipzig, Brockhaus, 1881.

in einer Tiefe von 5 m. trat Mauerwerk hervor, das, wie sich nachträglich ergab, zu einem Thurm aus der makedonischen Zeit (4. oder 3. Jhrdt. v. Chr.) gehörte. Zum Zwecke umfassenderer Nachgrabungen endlich im September 1871 mit einem Ferman der Hohen Pforte versehen, nahm Schlieman sein Werk am 11. Oktober des genannten Jahres in Angriff und setzte seine Untersuchungen in kürzeren oder längeren (von 1874—78, wo die Ausgrabungen in Mykenä und Ithaka veranstaltet wurden) Unterbrechungen fort, bis Juni 1879*) anfänglich mit durchschnittlich 80, später mit 100, 130, 150 und sogar 160 Mann arbeitend, und dabei stets consequent durch die während vieler Jahrhunderte aufeinandergeschichteten Trümmer von ganz verschiedenartigen Bevölkerungen weiter grabend, bis er den 16 m tiefen Urboden, bestehend aus reinem Kalksteinfelsen, erreichte. Es kamen dabei unter der Hügeloberfläche Ueberreste von (7) verschiedenen Städten — Städte natürlich nicht im modernen Sinne zu nehmen — zum Vorschein, von denen nur zwei der geschichtlichen Zeit angehörten, während die übrigen aus einer Zeit stammen, für die wir keine geschichtlichen Belege haben. Die Kriterien zur Bestimmung und Unterscheidung dieser verschiedenen Städte, will ich gleich beifügen, lieferten die Trümmer selbst, namentlich die ganz verschiedenartige Architektonik der ausgegrabenen Mauerwerke und die abweichende Structur, Technik und Form der Thongefäße.

Der Erfolg übertraf mithin weit alle Erwartungen des Entdeckers. „Und doch", so äußerte derselbe auf der XI. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin am 5. August 1880, — „und doch sollte diese so riesige Schuttanhäufung gerade hier in Hissarlik nicht befremden, denn selbst abgesehen von seinem traditionellen Anspruch, den es darauf erhebt, das Ilion Homer's zu sein, liegt Hissarlik auf der Bahn der uralten Wanderungen des indo-europäischen Stammes aus seiner Wiege im Osten zu seinen Niederlassungen im Westen; und auf der Bahn nicht bloß einer einzigen Wanderung, sondern

*) Neueren Nachrichten zufolge hat Schliemann seit April d. J. seine Nachgrabungen auf Hissarlik wieder aufgenommen, nachdem derselbe vom November 1880 an in Orchomenos in Böotien Ausgrabungen gemacht hatte (vgl. Bericht über meine Ausgrabungen, Leipzig Brockhaus 1881.). Durch sie ist er nun zur Ansicht gelangt, daß in großen Zügen die frühere dritte der zweiten und die frühere zweite der ersten Stadt entspricht, und daß die zweite und dritte Stadt durch Feuersbrünste zerstört worden sind. (Vgl. Köln. Volksztg. 1882. Nr 143.)

seines Kommens und Gehens zwischen den Küsten Asiens und Europa's, und ebenso auf dem Pfade seiner Handels- und Kriegszüge, die er unternahm, nachdem er sich in seinen Wohnsitzen niedergelassen." *)

Es erging hier den Gelehrten, wie es oft geschieht, daß nämlich Viele nacheinander einen und denselben Gegenstand betrachten und alle den gleichen Eindruck von ihm bekommen, weil eben alle ihn immer nur von derselben Seite aus betrachten. Man braucht nur den Standpunkt ein wenig zu verändern, und sofort bietet sich der Gegenstand ganz anders dar, und man bemerkt an ihm Eigenschaften, die man vielleicht nie bemerkt hätte, wenn man auf dem früheren Standorte stehen geblieben wäre. Es darf sich eben nicht scheuen, den Schutt von Jahrhunderten hinwegzuräumen, wer mit einer auch nicht einmal hundert Jahre alten Hypothese aufräumen will. Diese Lehre gab Schliemann.

Von einer dem Umfange dieser kleinen Schrift entsprechenden Uebersicht der Arbeiten und Entdeckungen dieses Mannes wird man nun nicht erwarten, daß sie ihren Leser in sämmtliche Geheimnisse des Burgberges von Hissarlik einführe. Sie kann ihm nur einigermaßen dazu behülflich sein, um sich eine richtige Vorstellung von denselben zu bilden. Weit interessanter wäre es freilich, aus Schliemann's eigenem Munde zu hören, wie er nebst seiner Frau, einer für Homer begeisterten Griechin, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, solange es überhaupt im Freien erträglich war, sich allen Mühen und Gefahren, allen Unbilden der Witterung aussetzte, wie beide einmal sogar kaum dem Verbrennungstode entgingen; wie er ein ander mal allein, um nicht die Geldgier seiner Arbeiter zu erregen, mit sichtlicher Lebensgefahr den „Großen Schatz von Troja" in Sicherheit brachte; welche Plackereien er von Seiten der türkischen Regierung ausstehen mußte, selbst dann noch, als er Alles mit ihr zu theilen versprochen hatte, kurzum, was er aufbieten mußte, um nur der Wissenschaft einen möglichst reichen Gewinn zu sichern. Gewiß wäre dies in höherem Maße genußreich, als eine trockene Zusammenstellung der von Schliemann gewonnenen Resultate, und wenn ich gleichwohl auf manche unterhaltende Einzelnheiten verzichte, so geschieht es, damit der wahrhaft bleibende Werth seiner Entdeckungen nicht übersehen werde.

*) Vgl. Beilage zum Archiv f. Anthropologie, Bd. XIII., 1. u 2. Vierteljahrsheft, S. 17.

Die Entdeckungen.

Was vorerst die Art betrifft, wie Schliemann gegraben hat, so wäre es irrig, zu denken, er habe von oben her Schicht für Schicht abgetragen. Wenn dieses Verfahren auch den Vortheil gehabt hätte, daß für jede einzelne Periode die Anlage der Bauten deutlicher hervorgetreten wäre, so hätte es eben auch wieder den Nachtheil gehabt, daß viel mehr Zeit dazu nöthig gewesen wäre, abgesehen davon, daß wir jetzt ein für allemal des Genusses beraubt wären, bei einer etwaigen Reise in die Troas unsern Fuß auf Troja's uralte Mauern setzen zu können. Um demnach rascher an sein Ziel zu kommen, zugleich wohl auch aus liebenswürdiger Rücksichtsnahme auf alle Freunde Homerischer Dichtung, hat Schliemann aus dem ganzen großen Hügel so zu sagen den Kern herausgeschnitten, dadurch aber, wie man leicht begreifen wird, ganz unvermeidlich manches selbst zerstört, so gleich anfangs die Grundmauern eines 18 m langen und über 13 m breiten Gebäudes, wahrscheinlich das Senatshaus von Neu-Ilion, so auch Tempelreste, Säulen u. dgl. aus griechischer Zeit, obschon dieselben, wie sich eigentlich von selbst versteht, schon zusammengestürzt waren.

Wenn, wie durch die Nachgrabungen erwiesen worden ist, der Hügel von Hissarlik sich dadurch im Laufe vieler Jahrhunderte gebildet hat, daß mehrere Menschengeschlechter ihre Wohnungen auf den Wohnungen ihrer Vorgänger aufbauten, so mußte der Hügel wie in die Höhe so auch in die Breite und Dicke immer mehr gewachsen sein, indem einfach nur die dem Neubau hinderlichen Schuttmassen bei Seite geworfen wurden, wobei es denn geschehen mußte, daß ein Theil davon, die schweren Massen, den Berg herunterrollten, ein Theil aber auf dem Abhang ruhig liegen blieb. Gerade diesen abgeraumten Schutt nun konnte Schliemann bei seiner Art zu graben so bloslegen, daß man im senkrechten Durchschnitt die einzelnen schiefabfallenden Schichten zu Gesicht bekam, was bei horizontalen Abtragungen nicht möglich gewesen wäre, und so würde, ohne das auf den ersten Blick grausam, ja vandalisch scheinende Vorgehen Schliemann's uns jedes Mittel zur Feststellung der Reihenfolge dieser Schichtungen abgehen. *)

Was daher jetzt noch vom Hügel von Hissarlik steht, ist nur sein Mantel, der nach wie vor seine ursprüngliche Höhe hat, das

*) Vgl. die einem Vortrage Virchow's entnommenen Ausführungen in Ilios, S. 72 ff.

Innere desselben dagegen ist ausgegraben, natürlich so, daß auch in den Mantel des Berges mehrfache Einschnitte gemacht wurden. „Steht man auf den Umfassungswänden," sagt Prof. Virchow, der an Ort und Stelle war und Schliemann's Ausgrabungsverfahren vertheidigt, „so sieht man in einen Kessel hinab, in dessen Grunde die alte Stadt mit ihren Mauern und Fundamenten wie auf einem Plane ausgebreitet ist." Wenn also, beiläufig erwähnt, Homer erzählt, wie Achilleus den Hektor dreimal um die Stadt verfolgte (Il. XXII. 165), so war der Umfang des Kreises, den er dabei beschrieb, nicht so groß wie der Umfang des jetzigen Berges, vielmehr nur so groß wie der kleinere mittlere Theil. Uebrigens hat Homer, oder wer sonst die Ilias gedichtet, nicht mit so bescheidenen Verhältnissen gerechnet, sondern alles sagenhaft über das natürliche Maß hinaus vergrößert, und um das Urtheil nicht zu trüben, mag es sogar besser sein, zeitweise die Erinnerung an des Priamos' Stadt, an Hector urd Andromache, an Paris und Helena möglichst zu unterdrücken und statt der Phantasie die nüchterne Beobachtung allein zum Worte kommen zu lassen.

Unterhalb der griechischen Ruinen auf Hissarlik, welche Schliemann, wie gesagt, theilweise der Demolirung preisgeben mußte, obwohl er auch einige ganz vorzügliche Kunstwerke gerettet hat, darunter die jetzt im Berliner Kunstgewerbe-Museum dem Eintretenden rechts sofort in die Augen fallende hübsche Metope, oder besser ein Triglyphenblock mit Metope, den Sonnengott darstellend, sowie hübsche Figuren aus Terracotta, traten die Ruinen einer Stadtanlage hervor, die unser Gewährsmann, nach den aufgefundenen Terracotten zu urtheilen, für eine lydische Niederlassung erklärte, für die wir demnach etwa 1000 v. Chr, als runde Jahreszahl annehmen dürfen. Wenn in dieser Schichte sowohl Vertheidigungsmauern als Hausmauern vergeblich gesucht werden, so glaubt Schliemann das Fehlen jeglichen Mauerwerkes so erklären zu können, daß jene, die nachher kamen, die äolischen Griechen, das vorhandene Material zur sicheren Fundamentirung ihrer eigenen Bauwerke benutzten. Theils mit der Hand gefertigte, theils auf der Scheibe gedrehte Topfwaaren, in Farbe und Thon, Form und Technik eigenartig, sind die einzigen Vertreter dieser Ansiedlung. Ein Pithos (Krug) von mehr als Manneshöhe, in senkrechter Lage in einer Tiefe von etwa $1^3/_4$ m gefunden, ist aus grobem rothen Thon gefertigt, dem zur Erreichung größerer Festigkeit zerstoßene Kieselsteine und glimmerhaltiger Syenit

beigemischt sind. Derselbe kann als Beleg dafür dienen, wie weit man es in der Töpferei ohne Brennöfen bringen kann. Denn er ist durch und durch gebrannt, was, wie der Fürst Reichskanzler in einer Unterredung mit Schliemann bemerkte,*) wohl nur dadurch erzielt ward, daß man den Pithos ganz mit Holz füllte und auch außen mit Holz umgab und dann gleichzeitig innen und außen das Holz in Brand steckte und damit solange fortfuhr, bis der Krug gänzlich gebrannt war. Unter den kleineren Thonwaaren fällt das Bruchstück eines Gefäßes auf, welches die Gestalt eines Thierkopfes hat. Nach der Meinung des berühmten Archäologen und Assyriologen, Prof. Sayce in Oxford, zeige dieses Stück eine auffallende Aehnlichkeit mit den thierköpfigen Vasen, welche die tributpflichtigen Phönizier den egyptischen Königen der achtzehnten Dynastie (17. Jhrdt. v. Chr.) brachten, und die sich auf den Denkmälern dargestellt finden. Auch einige Köpfe gehörnter Schlangen aus leichtgebranntem, schwärzlichem Thone, vielleicht als Talisman verwendet, gehören hierher. Doppelgehörnte Vasen- oder Krughenkel, wie sie häufig vorkommen, scheinen in der That, wie Schliemann hervorhebt, specifisch lydische Produkte zu sein, und das Urbild zu den massenhaft in Italien jenseits des Po bis zu den Abruzzen, aber auch in anderen Ländern gefundenen, ähnlich geformten Vasenhenkeln mit Kuhköpfen abgegeben zu haben.**)

Unmittelbar an diese mit einiger Wahrscheinlichkeit als „lydisch" bezeichnete Stadt, schließen sich weiter nach unten die im Durchschnitt 2 m dicken Trümmer einer vorgeschichtlichen Stadt, bei deren Bau, da sich eigenthümlicher Weise so gut wie keine Steinmauern finden, nur Holz und Lehm zur Verwendung gekommen sein mußte. Ebenso fehlt jede Art von Steinwerkzeugen mit Ausnahme von zwei Aexten, deren eine, aus weißem Nephrit, als archäologische Seltenheit angesehen werden kann. Schliemann hat im Ganzen 13 Nephritäxte gefunden, davon 12 aus grünem und eine aus weißem Nephrit. Dies veranlaßte ihn, seinem Werke einen ausführlichen, hochinteressanten Excurs über den Nephrit einzuverleiben, zu dem sowohl Mineralogen als Archäologen Beiträge geliefert haben.***) Folgendes möge hier genügen.

---

*) Vgl. Ilios, S. 656 u. dazu S. 316.

**) Ilios, S. 669 f.

***) Vgl. Ilios, S. 497–503.

Die natürliche Heimath des Nephrit, eines sehr zähen Steines, sowohl des selteneren weißen, als des gewöhnlichen grünlichen, ist Centralasien, besonders China, obschon, wie versichert wird, auch echter Nephrit im Ural und Kaukasus vorkommen soll. Es entsteht daher die Frage: Wie kam derselbe nach Hissarlik? Eine Frage, über die gegen Ende des Jahres 1879 und Anfang 80 in den Spalten der Times zwischen zwei Hauptkoryphäen ihrer Wissenschaft — Prof. Max Müller und Prof. Story-Maskelyne — hinüber und herüber verhandelt wurde*). Soviel aber steht jedenfalls fest, daß man diese Nephritärte, und zwar in verarbeitetem Zustande, aus jenen Gegenden, in denen Nephrit im Naturzustande vorkommt, mitgebracht oder ihn von dorther durch Zwischenhandel bezogen hat; sowie, daß man offenbar einen großen Werth auf ihn legte, zumal sich schon wohl frühzeitig viel Aberglaube an diesen Stein geknüpft hat, was selbst sein heutiger Name noch andeutet, denn dieser bedeutet s. v. a. Nierenstein, weil man durch das Tragen desselben sich von Nierenleiden bewahrt glaubte. Vielleicht mag auch zur Erklärung dafür, daß man einen so unbedeutenden Gegenstand, trotz der weiten Reise, die er mitmachen mußte, nicht unterwegs verloren hat, es am Platze sein, an einen Ausspruch des bereits erwähnten Max Müller in dieser Angelegenheit zu erinnern. Er sagt: „Wir wundern uns, wie Nephrit-Werkzeuge aus dem Orient herübergebracht worden und während vieler Jahrtausende, „ehe Taschen erfunden waren", von Hand zu Hand gegangen sein sollen, und doch kam jedes Wort unserer Sprache aus dem Osten und muß Jahrtausende hindurch von Hand zu Hand gegangen sein, ehe Taschenwörterbücher erfunden waren."

So selten nun auch in dieser Schichte Steingegenstände sind, so sehr überwiegen hier kleine Idole aus Marmor oder Terracotta, auffallenderweise darstellend einen Eulenkopf, desgleichen nach demselben Muster geformte Vasen, welche sämmtlich auf dem Töpferrade gedreht, roh gearbeitet und unpolirt sind, ferner in Thonwirteln von verschiedener Form, Spangen aus Bronze mit kugelförmigen Köpfen.

Darauf folgte eine Schicht von 3 m. Dickung, in welcher Hausmauern aus kleinen, mit Erde verbundenen Steinen sich finden, sowie auch eine Menge steinerner Werkzeuge und Streitärte, unter ihnen wieder zwei schöne Exemplare aus transparentem grünen Nephrit.

*) a. a. O.

Von den Metallen ist soweit überhaupt nur Bronze und Blei vertreten, hier meist in der Form von Nadeln und Messern. Die Topfwaaren sind in dieser Schichte sogar besser gearbeitet, als in der vorhergehenden, immer wieder jene Vasen mit dem Eulengesicht, auch ziemlich viele marmorne Idole. Ein kleines Rad aus Blei mit vier Speichen, vermuthlich ein Weihegeschenk, vermag uns eine Vorstellung zu geben, von den damals üblichen Wagenrädern, da es denselben unzweifelhaft nachgebildet wurde. Von einigen kleinen Scheiben aus Elfenbein mit eingeschnittenen Sternen glaubt Schliemann, daß sie einst zu Zierathen an Pferdegeschirren dienten, indeß von Pferden sind bis dato keine Ueberreste entdeckt worden.

Nächst dieser, von oben aus gerechnet, vierten Stadt zeigen sich die 3 m. dicken Trümmer einer meist aus Ziegeln, welche mit Stroh vermischt und verschiedenen Hitzegraden ausgesetzt wurden, erbauten Stadt. Diese Ziegelmauern ruhen auf einer Unterlage von Bruchsteinen, welche so hoch aufgeführt ist, daß sie den Häusern als Souterrain (aber über dem Erdboden) diente, wohin man durch das darauf gesetzte Stockwerk hinabstieg. Eine ähnliche Bauart zeigen noch heute die Häuser der Troas. Da diese ganze Stadtanlage mit Ausnahme der Südostecke bis zur Stunde die unverkennbarsten Spuren einer furchtbaren Katastrophe an sich trägt, so war sie, wie man leicht sieht, geeignet, die Forschungsbegier Schliemann's auf's Aeußerste zu steigern.

Feuer und Schwert mußten zusammen gewirkt haben, um dieser Stadt den Untergang zu bereiten. Denn man sieht hier fast keinen Stein, der nicht mit einer Kalkkruste förmlich überzogen wäre, ein Beweis, daß hier einmal eine schreckliche Gluth geherrscht haben mußte. Die Ziegeln sind fast ganz verglast. Holzasche ist in Masse vorhanden. Gerippe von Bewaffneten weisen hin auf den Kampf, der einst hier stattfand. Zehn verschiedene Schätze von Schmucksachen aber scheinen verrathen zu wollen, daß man noch in aller Eile das Kostbarste zu retten bemüht war. Schliemann hat das steinerne Haus, bei welchem er den größten Theil dieser Schätze auffand, unter einem Haufen von Ziegeln herausgegraben und hält dasselbe für das Haus des Stadtobersten oder des Königs, zumal es am hervorragendsten Theile der Stadt, unmittelbar neben einem dreifachen Thore gelegen ist, von welchem aus eine mit großen Steinplatten gepflasterte Straße zur Ebene hinabführte. Auch entdeckte er hier einen Vorrathsraum und fand zu seinem Erstaunen drei

gewaltige Krüge von Manneshöhe, wie ihm deren im Ganzen neun zu Gesicht kamen, und in einigen derselben noch verkohlte Reste von Getreide. Die Form dieser Krüge ist eine länglich runde, und mögen dieselben wohl auch zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten benutzt worden sein.

Ganz unwillkürlich drängt sich wohl Jedem der Gedanke auf: Hier und sonst nirgends muß Troja gelegen haben, diese verbrannte Stadt muß die nämliche gewesen sein, wie jene, um die Homer sein unsterbliches Epos geschlungen. Und doch wäre es eine Täuschung zu glauben, daß Homer jene Mauern, die uns jetzt durch Schliemann wieder sichtbar geworden, jemals sei es vor oder bei oder nach ihrer Zerstörung mit seinen eigenen Augen gesehen habe. Denn dafür sind Homer's Maßverhältnisse viel zu sehr von der Wirklichkeit entfernt. Und ebenso wenig war er ein Zeuge oder Zeitgenosse jener Cultur gewesen, wie wir sie jetzt mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit aus den vorhandenen Trümmern der verbrannten Stadt zu erschließen vermögen. Denn Homer kennt, um nur an Eines zu erinnern, Schwerter und Eisen, von beidem wußte man aber in jener Stadt noch nichts.

Es sei mir aber ferne, damit zu behaupten, daß Homer überhaupt nie an Ort und Stelle gewesen sei. Im Gegentheil, es ist nach seiner genauen Lokalkunde sehr wohl möglich, daß er auf der Akropolis von Ilion gestanden und von dort aus seinen Blick hat hinschweifen lassen über das Meer bis hinüber nach der Insel Tenedos, hinter welcher sich die Flotte der Griechen verborgen haben soll, daß er unter sich zu seinen Füßen das Flußbett des Skamandros gewahrte und in der Ferne im Südosten den schneebedeckten Gipfel des Ida erspähte, den er bekanntlich zum Wohnsitz des größten der Götter, Zeus, „des Herrschers im Donnergewölk" erkoren hat. Allein jene Akroprolis, auf der einst Homers Fuß gestanden, war sicherlich viel späteren, jüngeren Ursprungs und nur durch die Ueberlieferung, theilweise auch durch die Einbildung der Menschen mit jener der verbrannten Stadt verknüpft; und indem nun Homer in seiner Phantasie die alte Stadt mit ihrer Akropolis wieder aus dem Staube erstehen ließ und sie mit all den grotesken Götter-, Heroen- und Menschengestalten belebte, die, den verschiedenartigsten Sagenkreisen *) entsprungen, in der Ebene der Troas mit andern ebenso

*) Ohne weiter hier auf diese Frage eingehen zu können, welchen Sagenkreisen der Stoff der Iliade entnommen ist, so glaube ich doch, daß die Sache

sagenhaften Gestalten in zehnjährigem Kampfe, siegend oder unterliegend, zusammentrafen, gebrauchte er Farben, die für jene Ruinen niemals passen würden, vielmehr nur von ihm selbst aus dem Bewußtsein einer späteren Zeit geschöpft und künstlich ihnen angepaßt wurden.

Aber soviel wissen wir doch jetzt mit unzweifelhafter Gewißheit: das Troja des Homer ist keine pure Dichtung. Denn gesprengt ist sein Grab und vor uns liegt die gold- und bronzereiche Stadt, wie auch Homer sie nennt. Ihr Reichthum, vielleicht einst die Ursache ihrer schrecklichen Zerstörung, zieht selbst durch das verhältnißmäßig Wenige, was davon gerettet wurde, heute noch die Augen der Welt auf sich, gerade wie vor Jahrtausenden, wo Neid und Habgier es waren, die ihr einen so tragischen Untergang bereitet haben. Kein Wunder aber, daß eine solche Begebenheit, mag sie auch immerhin in nebensächlichen Umständen ganz anders gewesen sein, als wir sie uns nach Homer zu denken gewohnt sind, daß eine Begebenheit, von der die Eltern ihren Kindern, die Großmütter ihren Enkeln noch auf lange Zeit hinaus zu erzählen wußten, die Sänger Griechenlands nicht ruhen ließ, daß diese vielmehr mit sichtlichem Behagen einen Gegenstand aufgriffen, von dem sich am ägeischen Meere Jung und Alt zu unterhalten pflegte, von dem man aber, gerade je mehr Zeit darüber hingestrichen war, um so lieber auch etwas im Liede zu hören wünschte.

Es war ein dankbares Thema, wie wir sagen würden, und dies wußte der Barde, der an den Fürstenhöfen umherzog und er sorgte dafür, daß man ihn immer wieder mil Lust hörte, so oft er kam und schmückte deßhalb seinen Bericht mit allen möglichen fremdartigen Stoffen immer mehr aus, spann den Faden immer weiter und weiter, und ähnlich wie der Mantel des Hügels, worauf Ilion gestanden, in die Weite und Breite und in die Höhe wuchs, bildete sich im Laufe der Zeiten eine Sagengruppe um die andere und hüllte wie mit einer festen, undurchdringlichen Schale den ehedem wohlbekannten, nach und nach aber immer mehr und mehr in Vergessenheit gerathenen historischen Kern ein. Ob es nun jemals gelingen werde, diese mythenhafte Schale mit der feinen Sonde der wissenschaftlichen Forschung zu durchdringen und der wahren, ursprünglichen Bedeu-

---

nicht, so einfach ist, wie Max Müller meint (Vorles. über Wiss. d. Sprache, II, 502), nämlich daß die Belagerung Troja's nur eine Wiederholung der täglichen Belagerung des Ostens durch die Streitkräfte der Sonne, die jeden Abend im Westen ihrer glänzenden Schätze beraubt wird, sei.

tung ihres Inhaltes auf die Spur zu kommen, ist mehr als fraglich. Schliemann aber ist es gelungen, mittelst der etwas weniger feinen Spitzhaue Dinge an's Tageslicht zu bringen, die jeder von uns noch vor zehn Jahren getrost in's Reich der Fabel verwiesen hätte.

Ich erwähnte bereits die Schätze, welche Schliemann hier in der verbrannten Stadt in die Hände fielen. Einer derselben, den er als „Großen Schatz“ bezeichnet, möge als Repräsentant für alles Uebrige dieser Art dienen. Schliemann fand denselben dicht an der großen Stadtmauer in Schutt vergraben, und mag derselbe ursprünglich in einer hölzernen Kiste sich befunden haben, von welcher natürlich keine Spur mehr übrig ist, für deren ehemaliges Vorhandensein aber ein bronzener Schlüssel spricht, der nahe dabei lag.

Zu den eigentlichen Schmucksachen gehören zunächst drei goldene Diademe. Das eine derselben besteht aus einem 22″ l. und $1/2$″ br. Kopfband, von welchem 64 Kettchen herabhängen, an denen wiederum kleine Figuren in der Form von Idolen befestigt sind. Jede Kette hat 50 Doppelringe, und zwischen je 4 dieser Ringe hängt ein sechseckiges Blatt. Ein anderes Stirnband ist über 20″ l. und hat 74 kurze und 16 lange Kettchen. Das dritte goldne Stirnband hat 18″ Länge und ist an jedem Ende mit drei Löchern versehen zur Befestigung um den Kopf herum. Es lagen ferner dabei 6 goldene Armbänder und 56 goldene Ohrringe. Manche von diesen sind mit hübschen Trobbeln versehen, während andere unsern modernen Hemdenknöpfen gleichen. Außerdem fanden sich 8700 kleine goldene Ringe, durchbohrte Prismen, Würfel, goldene Knöpfe, durchbohrte Goldstäbchen, niedliche Ohrringe, vielleicht dazu bestimmt, zu Halsbändern an einander gefügt zu werden, möglicherweise auch als Zierathen auf Kleidern oder als Haarschmuck verwendet. Schliemann hat alle diese kleinen Goldsachen zu zwei Garnituren aufgereihet, deren eine aus 4610 solcher Schmucksachen, und deren andere aus 4090 Stück besteht.

Ein berühmter Londoner Antiken-Goldschmied, Carlo Giulano, welcher alle diese goldenen Gegenstände einer sorgfältigen Prüfung unterzogen hat, sprach sich dahin aus, daß es ein Räthsel bleibe, wie der alte Goldschmied im Stande gewesen sei, diese feine Arbeit auszuführen, und besonders, wie er die minutiöse Granulierarbeit auf den Ohrringen vollenden konnte, wo unendlich kleine Goldkörner in die mikroskopischen Höhlungen einzulöthen waren, wie er alles dies ohne Hülfe einer Linse zu Stande brachte. Aber, bemerkt da-

zu Schliemann, es ist ausgeführt worden, und mit einem scharfen Glase können wir deutlich die Löthung auf den kleinsten Ringen unterscheiden.

Mit der Angabe dieser Schmucksachen ist jedoch der „Große Schatz" bei weitem noch nicht erschöpft. Es fallen bei demselben sogar viel mehr in's Gewicht die goldenen und silbernen Gefäße und Geräthe, Becher, Flaschen, Schalen, Vasen, ja selbst kleine Barren aus Gold und Silber. Was die letzteren betrifft, die das Aussehen von großen Messerklingen haben, so sind sie deßhalb so wichtig, weil es sich herausgestellt hat, daß diese Silberbarren an Gewicht genau $^1/_3$ der babylonischen Silbermine haben, so daß man in ihnen mit einiger Sicherheit rohe Anfänge von Geld erblicken darf. Denn überall, ehe Geld geprägt wurde, bildeten den Uebergang dazu Metalle, die in Tausch kamen. Es wurde dabei immer eine Masse von einem bestimmten Gewicht als constantes Tauschmittel benutzt. So auch hier in Hissarlik, wo man mit einer Silberwährung (streng genommen mit einem Silbergewichte) den Anfang machte.*)

Wenn man die feinen Goldarbeiten, welche auch in ihrer Aufstellung im Berliner Kunstgewebe-Museum selbst denjenigen einiges Interesse abzugewinnen vermögen, die sich durch das Heer von Töpfen unliebsam berührt fühlen, der Reihe nach aufmerksam betrachtet und dazu auch einige der zu einem andern Schatze gehörigen Schmuckgegenstände nimmt, die von ihrer Fundstätte in's kaiserliche Museum zu Konstantinopel gewandert, aber in treuer Abbildung in Schliemann's großem Werke zu sehen sind, so kann man nicht genug staunen über die Feinheit der Arbeit und die schöne Ornamentik auf mehreren derselben. Es sind dies namentlich zwei goldene Armbänder (abgebildet in Ilios, S. 551, vergl. auch zwei Haarnadeln oder Spangen aus Gold, abgeb. S. 544 und zwei Scheiben aus Blattgold, abgeb. S. 557) mit prächtigen Spiralornamenten in doppelter Reihe über einander und unterbrochen durch Rosetten.

Ich erlaube mir über die Herkunft all dieser Dinge kein eigenes Urtheil, führe dagegen um so lieber dasjenige des glücklichen Entdeckers an, der sagt: „Da niemals irgendwo etwas gefunden worden ist, was diesen verschiedenen goldenen Gegenständen ähnlich wäre, so wird es für immer ein Räthsel für uns bleiben, ob dieselben einheimische Arbeit oder eingeführt waren. Vergleichen wir sie aber mit den in der verbrannten Stadt gefundenen rohen Arbeiten aus Thon oder mit den Geräthen und Waffen aus Stein oder Bronze,

*) Ilios, S. 526 ff.

so möchten wir sicher glauben, daß sie eingeführt worden sind." Wir werden wahrscheinlich bis Babylon zurückgehen müssen, ehe wir an die Werkstätte gelangen, wo diese Schmucksachen verfertigt wurden, und werden wohl die Phönizier, das älteste Handelsvolk der Welt, als Zwischenhändler zwischen den Küsten des Euphrat und denen des ägeischen Meeres annehmen dürfen.

Bevor wir auf dem Hügel von Hissarlik weiter abwärts steigen, seien noch eine Anzahl von kleineren Gegenständen aus Holz und Elfenbein erwähnt, höchst merkwürdige Reste von Leiern und Flöten, desgleichen ein Stück aus egyptischem Porzellan, wahrscheinlich ein Stabgriff, drei Glasköpfe, drei Glaskugeln und eine Glasperle (abgeb. in Ilios S. 477)*), so daß wir einen Verkehr mit dem Auslande jener Stadt nicht abstreiten können. Von Nadeln und Pfriemen aus Knochen und Horn ward eine Menge aus dem Schutt hervorgeholt, auch sonstige steinerne Sachen, Schleuderbeile, Steinschleudergeschosse, Steinhämmer, Sägen, Schleif- und Poliersteine und eine Form für Metallguß gehören zu diesem Funde.

Folgen wir nun den Nachgrabungen noch um 6 m weiter abwärts, so begegnen wir den Trümmmern von noch zwei bedeutend älteren Städten**), die reines Kupfer (nicht Bronze), Gold, Silber, Blei, Elektron und wieder fünf Aerte aus grünen Nephrit enthalten. Die Vasen mit Eulengesichtern fehlen auch hier nicht. Wir haben in ihnen die ersten Versuche, die menschlichen Gesichtszüge zur Darstellung zu bringen, d. h. große mächtige Punkte, welche die Augen vorstellen sollen und eine schnabelförmige Nase, deren obere Verlängerung die Augenbrauen andeutet, woraus ersichtlich ist, das man Auge und Nase weit mehr als charakteristisch für den Menschen ansah, als den Mund, der erst später hinzukam. Anderweitige Funde aus den verschiedensten Gegenden der Erde bestätigen, daß die Plastik überall dieselbe Entwicklung hatte, daß sie eine Reihe von Zwischenstufen durchlaufen mußte, ehe sie eine reale Nachbildung mit Erfolg wagen konnte. Wenn diese ältesten Ansiedler auf Hissarlik schon,

*) In einer Sitzung der **Society of Biblical Archaeology** vom 2. Mai d. J. hat A. Löwy eine Abhandlung gelesen: „Bemerkungen betr. das Glas in den alten hebräischen Berichten", wonach die älteste bildliche Darstellung der Glasbereitung auf egyptischen Denkmälern die Inschrift von Thotmes III (1500) trägt. Vergl. das ausführliche Referat über diese Vorlesung in der Academy, 1882. S. 325.

**) Die erste, zu unterst liegende Stadt hält Schliemann jetzt nur für eine kleine burgähnliche Niederlassung.

wie die Ausgrabungen zeigten, ihre Ansiedlung mit einer Mauer aus großen Kalksteinblöcken umgaben, so werden dieselben wohl auch fremde Ueberfälle nicht für unmöglich gehalten haben. Wie in der verbrannten Stadt zwei Schädel von Kriegern (an ihren Helmen erkennbar) zu Tage traten*), so fand sich in dieser tieferen Schichte das Skelett eines Mädchens, und in seiner Nähe lagen Goldsachen, Ringe und eine Brustnadel aus Elektron (eine Mischung von Gold und Silber).

Um sicher zustellen, daß von den vorgeschichtlichen Städten keine jemals über den Umfang des Hügels von Hissarlik hiausgereicht habe, ließ Schliemann an zwanzig Stellen an allen Seiten um den Hügel herum tiefe Schachte graben bis auf den Urboden hinab.**) Es fanden sich hellenische Topfscherben und hellenische Mauern, wie sie auch in den beiden obersten Städten vorkamen, von deren einen, von Neu-Ilion, es ja historisch feststeht, daß sie wirklich am Fuße des Berges (südöstlich von ihm) lag und auf der Höhe ihre Schutzburg, ihre Akropolis, Pergamon genannt, sammt Tempeln u. s. w. hatte.***) Somit hat keine der vorgeschichtlichen Städte eine größere Ausdehnung gehabt und keine von ihnen konnte mehr als 3000 Menschen Unterkunft geboten haben. Würde nun wohl eine solche Stadt oder Festung zehn Jahre hindurch einem Heere von 110,000 Mann Widerstand geleistet haben, wie der Sage nach das Homerische Troja? Doch gewiß nicht, allein wir dürfen nicht vergessen, daß Homer nicht als Geschichtsschreiber, sondern als Dichter geschrieben und überdies nicht seine eigenen Erlebnisse, sondern nur dasjenige, was er von Hörensagen wußte, dem Liede anvertraut hat.

Wenn man aber fragt, wie es denn möglich gewesen sei, daß man Jahrhunderte lang bis in die historische Zeit hinein sich stets wieder von neuem auf den verlassenen Trümmern niederließ, ohne dieselben ernstlich zu durchforschen, ohne auch nur einmal nachzusehen, was man denn eigentlich unter seinen Füßen hatte, so antworte ich mit Schliemann: es fehlte dazu in der Regel die Veranlassung und mehr noch der archäologische Sinn. Man hatte keine Keller, brauchte also für gewöhnlich nicht in die Tiefe zu graben, und als man einmal von der Akropolis von Neu-Ilion aus einen

*) Ilios, S. 565 ff. (Messungen Virchow's).

**) a. a. O. S. 45 f.

***) Doch hat sich Neu-Ilion erst nach der Zeit Alexander's d. Gr. vergrößert, während es bis dahin eine kleine, unbedeutende Stadt war, die gewiß nicht über den Hügel hinausreichte.

Brunnen grub, den Schliemann gleich am Beginn seiner Nachgrabungen gefunden hat, und dabei auf viele Mauerwerke unter dem Erdboden stieß, so grub man, offenbar mit gewaltiger Anstrengung, durch diese Mauern bis auf den Felsen hindurch, ohne sich die Frage aufzuwerfen, woher denn diese Steinblöcke in die Tiefe gekommen seien; man hielt sie eben einfach für rechtmäßiges Eigenthum der Erde, und nicht für künstlich zusammengetragene Massen, weil man immer dem Wahne huldigte, Ruinen dürften nur auf der Erdoberfläche vorkommen. Um so entschiedener hielt man dagegen an der Ueberlieferung fest, die der vielen Fremden wegen sehr einträglich war, und verfocht mit Eifer die Ansicht, die neue Stadt, Neu-Ilion, sei identisch mit der alten des Homer, denn Ilion, sagte man, sei nie vollständig zerstört worden; und damit man es um so eher glaube, zeigte man den neugierigen Besuchern das Haus des Priamos, den Altar des Zeus Herkaios, an welchem der greise Priamos erschlagen ward, u. s. w., gleich als ob alles noch beim Alten geblieben wäre. Die einzigen, die es hätten wissen sollen, auf was für einem Boden sie standen, waren die jedesmaligen ersten Ansiedler. Als sie kamen, fanden sie in der That Schutt vor. Sie hielten den Platz für geeignet zur Ansiedlung, und um daher die Schuttlagerungen fest und eben zu machen, so bedienten sie sich großer Thonkuchen (galettes), wie solche in Menge bei den Ausgrabungen zum Vorschein kamen, sie begriffen also ihre Situation gar wohl, sie sahen ein, daß sich auf Schutt kein solides Mauerwerk aufführen lasse. Allein bereits ihre Nachkommen wußten nichts mehr davon, denn sie hatten festen Boden unter ihren Füßen und dachten, es sei immer so gewesen.

Schliemann's Entdeckungen werfen in mehrfacher Hinsicht Licht auf die Entwicklung der Cultur, und von dieser Seite aus betrachtet, hören dieselben auf, einfach nur das Interesse von Lokalalterthümern zu beanspruchen. Sie werden für jene frühen Zeiträume, die wir nicht mit festen Jahreszahlen, sondern nur durch die Aufeinanderfolge von gewissen Entwicklungsstufen aufzuhellen und zu bestimmen vermögen, gewissermaßen zu Marksteinen und Chronometern. Nach dieser Richtung hin werden jene Entdeckungen allerdings erst nach und nach gewürdigt werden. Man wird aber wohl darin nicht zuviel gesagt finden, wenn ich die Erzeugnisse menschlicher Industrie — und von solchen hat uns ja der Burgberg von Hissarlik ganze Massen wieder herausgegeben — als einen Gradmesser der menschlichen Geistesentwicklung ansehe, zwar nicht als den einzigen, den wir über-

haupt anzulegen haben, um eine einigermaßen richtige Vorstellung von den Geisteszuständen der Menschen zu einer gewissen Periode und in einem gewissen Lande zu bekommen, aber als einen neben noch andern, die wir zur genauen Abschätzung des Werthes einer Cultur ebensowenig entbehren möchten, obwohl wir sie hier, wo wir auf lauter todte Massen allein angewiesen sind, selbstredend entbehren müssen. Denn alle jene Produkte der menschlichen Arbeit, sei es der gewöhnlichen Handarbeit oder der höheren Kunstarbeit, so hoch ich sie selber auch schätze, verrathen uns doch nie und nimmer, wie weit oder wie beschränkt im Uebrigen der geistige Horizont derjenigen gewesen sei, die sie ursprünglich hergestellt haben, sie sagen uns nicht, was für eine Sprache, was für eine Religion sie gehabt, was sie sittlich für erlaubt, was sie für recht und unrecht gehalten haben. Wenn dieses ein Mangel ist, der Schliemann's Entdeckungen anhaftet, so ist es eben ein solcher, der darum, weil er in der Natur der Sache selbst begründet ist, niemanden zum Vorwurf gemacht werden kann. Alles also wohl gegen einander abgewogen, was sowohl pro wie contra vorgebracht wird, so bin ich doch der Meinung, daß im Ganzen durch die erstaunenden Ergebnisse der neueren vergleichenden Sprach- und Religionsforschung mehr Licht auf die dunkle Vorgeschichte der Menschheit fällt, als durch diejenigen der neueren vergleichenden Archäologie. Haben letztere immerhin den Vorzug, daß sie realer und greifbarer sind, so kommt ersteren doch das zu Gute, daß sie in der Regel für sich allein sprechen und keines weiteren Commentars bedürfen.

Denn wenn wir beispielsweise wissen, daß, ehe die alten Germanen, die alten Griechen und Römer, die alten Inder und Perser sich von einander trennten, aus ihren gemeinsamen Wohnsitzen aufbrachen und die einen westwärts, die anderen südostwärts in jene Gegenden zogen, wo sie jetzt noch großentheils wohnen, sie bereits ihre Zahlwörter hatten von Eins bis Hundert, alle Familiennamen, Worte auch für Haus und Hof, für die Hausthiere, Feldfrüchte und Bäume, Worte für Gesetz und Recht, für Glaube und Tugend; wenn wir wissen, daß sie, schon bevor sie von einander schieden, das höchste Wesen im Himmel mit einem Namen anriefen, der jetzt noch auf Millionen Lippen lebt, und Millionen von Herzen bewegt, so oft sie ihn im einfachstem Gebete oder im erhabensten Lobgesang der Erde, im Te Deum, vernehmen, mit einem Namen, den die alten Inder mit hinübertrugen an die hl. Ufer des Indus und der Saraswati, indem sie ihre Hände und Herzen zum Himmel erhoben

und riefen: Dyaush-pitâ, Himmelsvater, den die Griechen mitbrachten an's ägeische Meer, indem auch sie riefen: Zeû-patér, Himmelvater, den die Römer an die Tiber trugen und in ihrem Ju-piter zum Nationalgott erhoben, den endlich auch unsere eigenen Vorfahren in ihren heil. Wäldern aus beklommener oder freudeerfüllter Brust ausstießen, indem sie riefen Tiu-patar, Himmelsvater; wenn wir wissen, daß sie in All dem eine Idee ausdrückten, so wahr, so groß, so tief, daß selbst wir im Christenthum keine bessere finden konnten, um uns an ihr zu demjenigen aufzuschwingen, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden ausgeht, indem wir, von unsern Herrn belehrt, heute und immerfort sagen: Vater unser, der du bist in dem Himmel; wenn wir nur dieses wüßten, wissen wir alsdann nicht ungleich mehr, als uns jene todten Ueberreste jemals lehren können?

Doch seien wir nicht ungerecht! Heißen wir willkommen Alles und Jedes, was uns wahre Aufklärung über die Vergangenheit des menschlichen Geschlechtes zu geben verspricht, und wir müssen froh sein, wenn auch das antike Wort, wie es uns die Sprachgeschichte übermittelt, bestätigt wird durch irgend ein antikes Stein- oder Thonfabrikat, wie wir auch umgekehrt es mit Freuden begrüßen, wenn durch das Wort und seine Geschichte gar manches bisher räthselhaft gebliebene Zeichen auf diesem oder jenem thönernen oder steinernen Geräthe enträthselt und von seinem mysteriösen Zauber befreit wird.

Als Schliemann in sämmtlichen vorgeschichtlichen Städten, zum Theil massenhaft, auf Vasen aus Thon, sowie auf kleineren Stücken aus Marmor eine bildliche Darstellung fand, die wohl Jeder auf den ersten Blick für ein Eulengesicht zu halten geneigt sein dürfte, so machte er darauf aufmerksam, daß Homer der Schutzgöttin von Troja, der Athene, stets ein Beiwort gegeben habe, welches seither den Uebersetzern keine geringe Schwierigkeit bereitet hat. Es ist das jedem Leser des Homer geläufige glaukôpis Athénê, eine Bezeichnung, die vielfach durch „blauäugige Athene" wiedergegeben wurde. Schliemann glaubte nun mittelst jener Idole (denn auch die Vasen mit Eulengesichtern hatten anscheinend gleichfalls einen religiösen Zweck) dieses Beiwort in der Weise erklären zu können, daß dasselbe auf eine alte bildliche Darstellung der Göttin mit dem Eulengesichte zu beziehen und demnach nicht durch „blauäugige Athene", sondern durch „die Athene mit dem Eulengesichte" wiederzugeben sei, was auch sprachlich vollkommen in Ordnung ist, und zwar sei dieses Beiwort, durch

den Gebrauch der Jahrhunderte geheiligt, ihr auch noch lange Zeit geblieben, nachdem Athene schon längst mit einem Frauengesichte abgebildet worden, und die Eule aus ihrem früheren Eulenkopf nun zu ihrem ständigen Attribute und symbolischen Bilde geworden war. Es scheint also, daß die Bewohner der vorgeschichtlichen Städte sich in ihren religiösen und mythologischen Anschauungen auf einer Stufe befanden halbwegs zwischen der einfachen, klarverständlichen Auffassung der Naturvorgänge, hier speciell der Morgenröthe (denn Athene, die dem Haupte des Zeus, des Himmels, Entsprungene, ist nichts anders, als die frühgeborene Morgenröthe, daher auch die Eule ihr symbolisches Zeichen), und jener andern Auffassung, welche sich die Naturkräfte nach Menschenweise thätig dachte und sie daher bald auch zu menschlich verklärten Wesen umschuf.

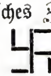
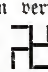
Daraufhin erhielt Schliemann eine Herausforderung von dem genialsten der jetztlebenden Sprachforscher, Prof. Max Müller in Oxford, der sich geneigt zeigte, ihm zuzustimmen, vorausgesetzt, daß Schliemann auch den Nachweis liefere, daß die Göttin Hera, welche Homer mit dem stehenden Beiwort Boöpis, wörtlich soviel als „die mit dem Kuhgesichte" bedenkt, je als ein kuhköpfiges Ungeheuer dargestellt worden sei. Schliemann nahm diese Herausforderung an und ließ in Mykenä und Tiryns, zwei Städten, welche nahe bei einem großen und berühmten Heiligthum der Hera lagen, nachgraben, und siehe da, er fand tausende von kleinen Kühen aus Terracotta, 56 goldene Kuhköpfe, mehrere auf Gemmen eingravirte Kuhköpfe und viele Hunderte von kleinen weiblichen Idolen mit zwei kuhhornartigen, halbmondförmigen Vorsprüngen, so daß kein Zweifel darüber obwalten kann, daß Hera Boōpis „die Hera mit dem Kuhgesicht" bedeutet. *)

Wo aber soll das hinaus, wenn da alte Scherben sich mir nichts dir nichts eindrängen in den Rath der Weisen und geprüft, gerichtet, als werth befunden werden, daß man nach ihnen seine althergebrachten Anschauungen vom griechischen Alterthum ändere, verbessere, geradezu umstürze? Doch besser so, als anders; besser ist jedenfalls Klarheit, als ein ewiges nebelhaftes Halbdunkel. Wenn das Wahngebilde vor unsern Augen verschwindet, als sei in Griechenlands Religion und Mythologie Alles mit einander geschmackvoll, phantastisch schön und sinnig gewesen, so haben wir keinen Grund, es länger festzuhalten.

*) Vergl. Ilios, S. 318 ff.

An diesem Beispiele wird uns zugleich klar, worin jene Hülfeleistung bestehe, welche die archäologische Forschung der Sprachforschung angedeihen zu lassen habe. Wird nun diese sich vielleicht dafür auch revanchiren können? — Man sollte glauben, für eine Revanche von Seiten der historischen Sprachforschung habe es bei den Trümmern von Hissarlik gute Wege. Wie soll aus diesen Tiefen uns ein Sprachlaut, das Objekt für den Sprachforscher, entgegentönen? Gleichwohl ist dies möglich. Nur sind das, was wir höchstens erwarten dürfen, Zeichen für Laute, es sind Schriftzüge. Aber wiederum wird man einwenden, wie sollen sich Schriftzüge in's Zeitalter der Steinwerkzeuge verloren haben? Scheint dies nicht ein Anachronismus zu sein? Wir wollen sehen.

Schliemann fand bei seinen Nachgrabungen in Hissarlik Tausende von kleinen, runden Terracottastücken (er will über 18000 gesammelt haben), alle in der Mitte durchbohrt, sodaß man kaum irrt, wenn man sie für Spinnwirteln ansieht, eigentlich dazu bestimmt, an die Spindel gesteckt zu werden, doch nach der massenhaften Ansammlung, in der sie sich in Hissarlik vorfinden, zu urtheilen, wohl eher zu Weihegeschenken an Athene, die Göttin, verwendet, welche als Beschützerin der arbeitenden, spinnenden Frauen verehrt wurde. Auf mehreren dieser Terracotten, sowie auf einigen andern Gegenständen, wie Trichtern, Vasendeckeln, sind gar eigenthümliche Zeichen eingeritzt, vielfach die gleichen, manchmal auch verschiedene. Was sollten sie wohl bedeuten? Man wird nicht gut an einen bloßen Zufall denken können. Und wenn das nicht, waren es wirkliche Schriftzüge oder Zeichen von symbolischer Bedeutung?

Als ein symbolisches Zeichen verräth sich das sogen. Hakenkreuz von der Form  und  welches hundertemal vorkommt, auch in der Form  Man vermuthet, daß es ein Zeichen für die Bewegung des Sonnenrades sei, zugleich ein Symbol für Licht, Leben, Gesundheit, Reichthum.*) Wahrscheinlich ist es zurückzuführen auf die Bereitung des Feuers, die stets eine religiöse Handlung war. Bei den Indern z. B. wurden dabei zwei Hölzer rechtwinkelig über einander gelegt, deren Enden wieder rechtwinkelig umgebogen. In der Mitte dieser Hölzer befand sich eine kleine

*) Vergl. Ilios, S. 389 ff. —

Grube und in dieser wurde alsdann durch den Priester ein Stab an einer aus Hanf und Kuhhaaren verfertigten Schnur hin und hergedreht. Es scheint auch, daß jenes Zeichen ursprünglich blos bei den Ariern eine symbolische Bedeutung hatte, wenn es auch anderweitig, aber dort vielleicht nur als Ornament, auftritt.*) Kaum hatte Schliemann seine Entdeckung des Hakenkreuzes auf trojanischen Thonwirteln bekannt gemacht, so meldete man das Vorkommen von genau denselben Zeichen bei den Buddhisten Indiens aus dem 3. Jhrdt. v. Chr. (Svastika), aus China, Kleinasien, Etrurien, bei den teutonischen und slavischen Stämmen, ja selbst bei den Aschantis in Afrika.

Als wahre Schriftzeichen enthüllten sich andere eingeritzte Zeichen, doch bis jetzt noch keinem Gelehrten zur vollsten Klarheit und zur unbestreitbar richtigen Einsicht in ihren Sinn. Am ehesten scheint es möglich zu sein, sie mit Hülfe von Schriftzeichen der Insel Cypern, die mit ihnen große Aehnlichkeit haben, zu entziffern. Ein Zeichen z. B. von der Form  auf zwei kleinen Trichtern aus Terracotta (abgeb. in Ilios, S. 650), das auch sonst häufig ist, liest Prof. Sayce mo (ob verwandt mit der arischen Wurzel mâ, messen, ist nicht erwiesen,) und findet diese beiden Trichter identisch mit einem von George Smith unter dem Fußboden des Palastes von Assurbani-pal oder Sardanapal zu Kuyunjik gefundenen Trichter, welcher dasselbe Schriftzeichen trage und, wie Sayce vermuthet, durch die lydischen Gesandten des Gyges nach Niniveh gebracht wurde.**)

Der Gewinn all dieser Entzifferungen, wenn sie auch auf einer sichereren Basis beruhten, wird kein besonders großer sein, aber darauf kommt es nicht an. In Egypten hatte man einst nach vielen vergeblichen Versuchen eine Inschrift entziffert, die über einem Bilde stand, welches Ochsen darstellte. Sie lautete: Dies sind Ochsen. So wußte man freilich nichts Neues, aber man wußte doch mehr als vorher, man wußte jetzt, daß die Inschrift keinen andern Sinn hatte. So wird es wahrscheinlich auch mit jenen trojanischen Schriftzeichen gehen. Wir werden durch sie kaum etwas erfahren, was wir nicht schon längst gewußt haben, aber wir sind zufrieden, wenn wir nur das herausgebracht haben, daß kein tieferer Sinn dahintersteckt.

*) Ueber die Deutung als Symbol des Dyaus od. Zeus s. Academy, 1882, S. 271 f. (Ein strenger Beweis fehlt.) Ueber das Vorkommen des Hakenkreuzes in der Prov. Posen s. Archiv f. Anthr. XIII, S. 504.

**) Ilios, S. 766 ff.

Schlußbemerkung.

Man wird keiner Uebertreibung beschuldigt werden, wenn man sagt, daß Schliemann's Entdeckungen auf der Baustelle des alten Troja von Curiositäten aller Art wahrhaft strotzen. Eine Curiosität ganz eigener Art ist es schon, wahrzunehmen, mit wie spärlichen Mitteln der Mensch aus dem bildsamen Thone sich Alles formte, was er zum Leben und zum Sterben brauchte. Denn vom Trinkgefäß für Kinder angefangen bis zur Urne, die seine Asche umschloß, ist Alles aus Thon. Ist es nicht über die Maßen lehrreich, zu beobachten, wie der Mensch von der Befriedigung der allernothwendigsten Bedürfnisse des Lebens allmälig weiterschritt zum Luxus, zur Kunst, zur Lebenserheiterung? Denn es treten uns entgegen die ersten schwachen Versuche der Ornamentik, rein lineare Verzierungen, und die ersten ungestalteten Versuche der Plastik, und wie schwer muß es doch dem Menschen gefallen sein, so zu sagen das Menschlichste an der Menschengestalt, das menschliche Antlitz naturgetreu auszubilden! Wir sehen, wie lange es währte, bis er nur etwas Proportion in die Darstellung von Augen, Nase, Mund und Ohren hineinzubringen wußte, bis er aufhörte, blos die Gesichtstheile roh anzudeuten, und anfing, sie der Wirklichkeit gemäß auszuführen. Erst in der der verbrannten Stadt folgenden höheren Schichte begegnet uns zum ersten Male eine so gut wie ausgeführte Menschengestalt auf einer Vase. Man hat ihr jetzt auch Arme gegeben. Aber welche lange Zeiträume mochten noch darüber hingegangen sein bis zu den griechischen Inschriften Neu-Ilion's und zu den herrlichen Resten griechischer Plastik, die hier unser Auge erfreuen, das, an den Anblick der ungeformten Gestalten der vorgeschichtlichen Periode gewöhnt, sich wahrhaft wohl fühlt, an der schwungvollen Darstellung des Helios, des Sonnengottes, sich laben zu dürfen, wie er eben mit seinem Viergespann aus dem Meere emporsteigt! Es ist uns zu Muthe, wie dem Dichter des Spazierganges, wenn er, sich selbst ermuthigend, ausruft:

Und die Sonne Homer's, siehe, sie lächelt auch uns.

Nun wohl, damit wir uns erst recht an Homer's Sonne zu erfreuen vermögen, hat Schliemann „die Kritik der Spitzhaue und des Spatens“ in Scene gesetzt, welche uns wiedergibt, was die Kritik des blinden Raisonnirens uns rauben wollte, nämlich die sichere, durch Thatsachen begründete Gewißheit, daß doch nicht Alles pure Sage ist.

Wer ihm in die Tiefen gefolgt ist, steigt auch mit ihm empor, nicht ohne über Vieles klarer geworden zu sein, was er dann besser weiß, als er es vorher gewußt hat.

Nicht länger aber wird es mehr fraglich sein, ob sich diese Wanderung durch das dunkele Gebiet der vorgeschichtlichen Zeiten auch lohne, zudem unter einem so vortrefflichen Führer, wie Schliemann, der dazu berufen scheint, seinen Namen mit einem Werke von solch gigantischer Natur zu verweben. Ja, wenn der Dichter sagt:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß,

so hat Schliemann dieses Dichterwort von neuem bewahrheitet. Er hat versprochen, viel versprochen, Großes versprochen, und die Natur hat geleistet. Denn beide waren einig gleichwie durch eine Art von prästabilirter Harmonie.

Reformation und Revolution

von

Karl Zimmerle.

I. Ein Wort des Papstes.

Der heilige Vater, Papst Leo XIII., hat sich in seiner Encyclika über die politische Gewalt vom 29. Juni 1881 in Betreff des Einflusses der Reformation auf die revolutionären Erscheinungen in Theorie und Praxis der folgenden Jahrhunderte bis zur Gegenwart also geäußert: „Auf die sogenannte Reformation, deren Förderer und Führer die geistliche und weltliche Gewalt mit neuen Lehren von Grund aus angriffen, sind plötzliche Aufstände und höchst verwegene Empörungen namentlich in Deutschland gefolgt und so sehr wüthete der Bürgerkrieg mit Feuer und Schwert, daß fast kein Ort von Drangsalen und Blutvergießen verschont blieb. Aus dieser Häresie gingen auch im vorigen Jahrhundert hervor die fälschlich sogenannte Philosophie, das sogenannnte moderne Recht, die Volkssouveränetät und eine maaßlose Zügellosigkeit, welche sehr Viele für die eigentliche Freiheit halten. Von da war nur noch ein Schritt zu der Pest des Communismus, des Socialismus, des Nihilismus, jenen schrecklichen Mißgeburten oder vielmehr Todesboten der bürgerlichen Gesellschaft".

So dankbar man sonst dem Papste sein mußte, welcher die katholische Lehre von der weltlichen Obrigkeit in großen Zügen den Völkern darlegte: diese Stelle über den Zusammenhang von Reformation und Revolution erregte in den liberalen wie in den orthodoxen protestantischen Zeitungen einen lauten Schrei der Entrüstung. Man sah darin ein neues „römisches Attentat" auf den Protestantismus („Berliner Tageblatt"). Die „National-Zeitung" nahm davon ein neues Beweismoment her für die Nothwendigkeit des Culturkampfes, die „Kreuz-Zeitung" exemplificirte

auf Spanien und Frankreich, welche am Revolutionsfieber leiden, obschon darin die Reformation unterdrückt worden sei. Ganz aus dem Concept aber kam der „Reichsbote", der sich in den heftigsten Ausdrücken über die Unwissenheit des „unfehlbaren" Papstes, über den „albernen und unwahren Vorwurf" erging. Ja, noch am 13. März 1882 nahm der preußische Abgeordnete von Eynern im Landtage zu Berlin Anlaß zu erklären: „Unser protestantisches Gefühl ist tief verletzt worden, als der Papst in seiner Encyclika voriges Jahr die Reformation als Quelle des Socialismus und Nihilismus darstellte. So handelt kein Friedensfürst".

Das ist nun allerdings keine neue, sondern eine alte Erscheinung. Schon 1865 schrieb Dr. Haffner*): „Es gibt nichts Empfindlicheres für gläubige Protestanten, als wenn man die Reformation als Quelle der Revolution darstellt". Aber es ist zugleich eine pathologische Erscheinung, welche nicht nur von dem Vorhandensein einer schmerzhaften Wunde lautes Zeugniß gibt, sondern welche auch die aufmerksame Theilnahme derjenigen weckt, denen die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Confessionen der höchste Wunsch, die heiligste Angelegenheit ihres Herzens ist. Diese Angelegenheit verliert Leo XIII. in Mitte seiner friedlichen politischen Bemühungen nie aus dem Auge, ja sie ist geradezu die Seele derselben. Weil aber die Erkenntniß der Uebel die Quelle ihrer Heilung ist, so lenkt er den betrachtenden Blick auch auf den inneren und thatsächlichen Zusammenhang der Uebel, von welchen die Gesellschaft in der Gegenwart heimgesucht ist. Nicht polemisch, sondern irenisch sind seine Worte zu fassen. Irenische Ziele verfolgen auch diese Betrachtungen, wenn sie vorzüglich auf indirectem Wege die päpstliche These beleuchten.

Nicht um Personen handelt es sich, sondern um Principien. Nicht den heutigen Protestanten soll der Vorwurf revolutionärer Grundsätze und Tendenzen gemacht werden! Es ist ja wahr, daß der Geist der Revolution unter den katholischen Völkern ebenso umgeht, wie unter den akatholischen, und es ist gewiß, daß es des einmüthigen Zusammenwirkens aller, denen es mit dem Christennamen ernst ist, bedarf, um mit Erfolg diesen finsteren Geist des Umsturzes zu bannen. Ferne sei es also zu erbittern! Sine ira et studio gilt es, dem inneren Zusammenhang nachzuforschen, in welchem die

*) Dr. Haffner, Materialismus in der Culturgeschichte, S. 251.

modernen Theorien von der politischen Gewalt und verwandte Ideen mit den in der Reformation zum Durchbruch gekommenen Principien stehen. Klarheit über die Principien und Klarheit über die Consequenzen der Reformation sind aber ohne Zweifel beiderseits der erste und nothwendigste Schritt auf dem Wege einer ehrlichen Verständigung, und nichts kann interessanter sein, als zu sehen und zu hören, wie aus der Mitte außerkirchlicher Forscher, aus der Mitte der Träger der „reinen Wissenschaft" Stimmen erschallen, welche nur das Echo der Wahrheiten sind, welche Leo XIII. mit der Aufrichtigkeit der Wahrheit ausgesprochen hat. Was anderes als die Wahrheit kann uns alle frei machen?

II. Thaten und Lehren des deutschen Reformators.

Deutschland ist die Wiege der Reformation gewesen. Deutschland hat Leo XIII. als nächstes Beispiel gewählt und Luther kann auch als Prototyp in Wort und That gelten.

Luthers Auftreten, als persönliche That betrachtet, ist mit Recht Revolution in dreifachem Sinne genannt worden.*) „Luther war erstlich Glied der römisch-katholischen Kirche, von der er alles, was er an Religion und geistlichen Gütern besaß, empfangen hatte, die er aber von Grund aus umkehren und zerstören wollte, obwohl er gelobt hatte, ihr treu und gehorsam zu sein. Er war zum anderen Mitglied eines Ordens und hatte sich durch ein eigenes Gelübde zu einem besonders strengen und treuen Gehorsam im Dienste Gottes nach den Regeln des Ordens und den jeweiligen Befehlen seiner Obern verpflichtet. Er war drittens Priester der katholischen Kirche, durch priesterliche Gelübde und Vollmachten, durch seinen priesterlichen Character um so mehr verpflichtet, als die Pflicht um so größer wächst, je mehr dem Menschen anvertraut worden ist. Luther ist also in dreifachem Grade Revolutionär, zunächst der Kirche gegenüber."

Wenn dies von der persönlichen That Luthers wahr ist, so gilt es nicht minder von seinem Werke. Bei seinem Auftreten hatte Luther der Reihe nach auf gewaltthätige Weise allen bestehenden kirchlichen Autoritäten den Gehorsam gekündigt: zuerst seinen Klosterobern, dann dem Bischof, dem päpstlichen Legaten, dem Papst selbst, zuletzt endlich dem Concil; sein persönliches Auftreten war thatsächlich

*) Evers, Prediger in Trebra. Hildesheim 1882, S. 72.

ein revolutionäres. In seinem Werke stellte er an die Stelle einer durch und durch objectiven Religion, wie die katholische es ist, eine durch und durch subjective: subjectiv ist das Formalprincip des Protestantismus von der heiligen Schrift als der Quelle des Glaubens; subjectiv ist das Materialprincip, die Lehre von dem alleinrechtfertigenden Glauben und der Glaubensgewißheit; subjectiv ist das Socialprincip, die Lehre von der unsichtbaren Kirche, „die Niemand sehen noch fühlen kann." An die Stelle des objectiven kirchlichen Lehramts trat die subjective Auffassung der Bibel; an die Stelle eines äußeren Priesterthums mit den Sacramenten die Selbstrechtfertigung mit dem „Instrument" des Glaubens; an die Stelle einer Weltkirche die Territorialkirche!

Luther ward in Wahrheit zum Zerstörer der alten, zum Urheber einer neuen kirchlichen Genossenschaft; seine sogenannte Reformation führte zur „Devastation der Kirche", wie sich schon der Anglikaner Cobbet ausgedrückt hat. Nicht auf dem Wege friedlicher Reform entstand der neue lutherische Cultus, sondern auf dem Wege der Gewalt, der Devastation der Kirchen. Die innere Logik forderte die Zerstörung des alten Kirchenwesens. „Waren alle Christen Priester vor Gott, so bedurfte man keiner Hierarchie; waren die guten Werke nicht nothwendig zur Seligkeit, so waren die kirchlichen Stiftungen und Klöster unnütz und nicht minder die irdischen Güter der Kirche. Die so prunkhaft verkündete „evangelische Freiheit" verlangte die Entfernung aller dieser „gräulichen Mißstände", und entzündete in Unzähligen die Begier nach „Loslösung von den alten Banden drückender Sclaverei in Kutten und Klöstern, im Beten, Fasten und Kasteien", und nach Mitbetheiligung an dem „reichen Gut müßiger Pfaffen" und dem „unnützen Kirchengepränge in goldenen und silbernen Kelchen, Monstranzen und dergleichen!" *)

Mit Luthers Thaten stimmen seine Worte. Er predigte in Sprache und Schrift Krieg und Umsturz gegen Lehre, Verfassung und Cultus der alten Kirche und ihre Anhänger auf eine Weise, daß es fraglich sein dürfte, ob je ein Mann gleich ihm verstanden habe, eine revolutionäre Sprache zu führen und damit die Massen in Bewegung zu setzen. Mit Recht konnte er sich rühmen, daß er ohne Schwertschlag nur schreibe, predige, lehre **). Die

*) Janssen, Deutsche Geschichte 2, 205.

**) a. a. o. 2, 202.

unerbittlichen Consequenzen wußten die fanatisirten Massen — welt- und weibergierige Geistliche und Mönche, beutegierige Adelige, ländersüchtige Fürsten voran — mit Feuer und Schwert zu ziehen! Lassen wir Luther selbst in einigen Sätzen seine Aufgabe auseinandersetzen und die Mittel dazu bezeichnen.

Im Jahre 1522 betonte er in einem Briefe an Staupitz, den Provinzialvicar seines Ordens, als seine Aufgabe: „Ich habe zu zerstören jenes Reich des Gräuels und des Verderbens, den Papst mit sammt seinem ganzen Körper." *) Ueber den Umfang dieser Zerstörungsarbeit war er schon Jahre zuvor nicht im Zweifel. Am 9. Mai 1518 erklärte er: „Es ist unmöglich, die Kirche zu reformiren, wenn nicht von Grund aus die Kanones, die Decretalien, die scholastische Theologie, die Logik, wie sie jetzt vorgetragen werden, mit der Wurzel ausgerottet und andere Studien an ihre Stelle gesetzt werden." **) Den Anfang will er mit der Lehre machen: „Nicht um das Leben streiten wir, sondern um die Lehre. Wickleff und Huß haben das Leben im Papstthum angegriffen, ich aber fechte das Leben nicht fürnehmlich an, sondern die Lehre. Dazu bin ich berufen. Von der Lehre handeln und diese angreifen, das heißt der Gans an den Kragen gegriffen." ***) Als bei den Reichstagsverhandlungen in Augsburg 1530 Melanchthon mit seinem conciliatorischen Streben Zugeständnissen in der Lehre zuneigte, war Luther damit durchaus nicht einverstanden (26. August 1530). Er erklärte: „Mir mißfällt der Traktat über die Lehr-Concordanz, welche ganz unmöglich, wenn der Papst das Papstthum nicht gänzlich abschaffen will." †)

Vernichtung des Papstthums, das ist der Begriff seiner Reformation allzeit gewesen! Als im Monat September 1530 Kaiser Karl V. einen Reichsabschied vorlegte, äußerte sich Luther mit der größten Unduldsamkeit und wollte nicht um ein Haarbreit Concessionen machen: „Wollte man gleich hoch herausstreichen, was für Nutzen und Förderung dem gemeinen Frieden aller frommen Leuten, der deutschen Nation, dem heiligen römischen Reich und dem christlichen Glauben daher entstehen würde, wenn man in einigen Stücken

*) Die Fundorte, siehe bei Evers, Prediger, S. 53 †.

**) ibidem.

***) ibidem 95.

†) Janssen, Geschichte 3, 175 A. 1. **Summa, mihi in totum displicet tractatus de doctrinae concordia et quae plane sit impossibilis nisi papa velit papatum suum aboleri.**

und Artikeln etwas nachgeben würde, und zugleich anführen, was für Niederlagen, Schäden und Ungemach erfolgen würde, wenn es zum Krieg und Aufruhr käme, weil solcher Gestalt die Religion und die evangelische Lehre auf beiden Seiten zu Grunde gehen, und die jämmerliche Verwirrung aller Gesetze und Ordnungen erfolgen, und der Türke und andere Könige und Fürsten das deutsche unter sich uneinige und zerrüttete Volk überwältigen würden, darum man den Frieden um geringer Streitigkeiten willen über etliche Artikel nicht brechen und zerreißen müsse, so ist auf solche Einwürfe schlicht zu antworten und zu sagen: „Es ergehe, was recht ist, wenn auch alle Welt darüber zu Trümmer gehen sollte." „Man sagt, wenn der Papst fällt, so wird Deutschland untergehen, zu Trümmern und zu Scheitern gehen. Was kann ich dazu? Ich kann es nicht erhalten, weß ist die Schuld? Das Geschrei geht noch also, daß man saget: hätte man das Evangelium nicht gepredigt, so wäre Alles friedlich geblieben. Nein, Geselle, es soll noch besser werden, denn Christus spricht: ich habe noch mehr zu reden und zu richten. Die Ursache ist, daß ihr sollt diese Predigt gehen lassen, oder ihr sollt nicht einen Stecken behalten; es soll auch nicht ein Stein auf dem anderen bleiben".*)

Bei dieser Auffassung beharrte Luther während seines ganzen Lebens. Er war sich von Anfang an klar, daß die neue Lehre, sein Evangelium, zur Durchführung die Gewalt als Geburtshelferin haben müsse, und er war darob guten, ja fröhlichen Muthes. Im September 1518 hatte Luther an Spalatin geschrieben: „Es wird nothwendig sein, Gewalt brauchen zu lassen." **) Im Februar 1519 schreibt er an Scheuerl: „Gottes Rath scheint mir ausgeführt zu werden. Oefters schon habe ich's ausgesprochen, bis hierher sei von mir nur gespielt worden; und endlich wird es zu ernsten Thaten kommen gegen den römischen Papst und die römische Anmaaßung." ***) Nachdem er am 10. December 1520 vor dem Elsterthor in Wittenberg hatte Feuer entzündet, um die päpstliche Bulle zu verkünden, prophezeite „der Mann Gottes": „Ein ungeheurer Aufruhr wird in so außerordentlicher Weise aufgerührt, daß er nur durch den jüngsten Tag gestillt werden könne". †) In

*) l. c. 196.

**) Evers, Katholisch oder Protestantisch? Hildesheim 1881, S. 128.

***) l. c. 141.

†) Bei Evers, Prediger, S. 85.

seiner Schrift „wider die Bischöfe" 1522 bespricht er den Einwurf, daß die Abschaffung der bischöflischen Gewalt nicht ohne Aufruhr könne bewerkstelligt werden, und antwortet: „Was begegnet den Bischöfen billig, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und das wäre nur zu lachen, wenn es geschehe".*) In seiner „Warnung an meine lieben Deutschen" sieht er 1530 voraus, was kommen muß: „Wenn es aufs ärgste geräth, so muß der zweien eins geschehen, ein Krieg oder Aufruhr, vielleicht alle beide zugleich". Daran trifft ihn natürlich keine Schuld und darum: „laß fröhlich hergehen und aufs ärgste gerathen, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselbe Gottes Zorn verhängen will".**)

In der Wahl der Mittel ist Luther eben deshalb durchaus nicht wählerisch. Ihm heiligt in der That der Zweck die Mittel. So schreibt er am 18. August 1520 in einem Brief an Lange: „Wir sind überzeugt, daß das Papstthum der Sitz des wahren und leibhaftigen Antichristes ist, und glauben, daß uns zu seiner Hintergehung und Vernichtung um des Heils der Seelen willen alles erlaubt ist".***) Was Wunder daher, daß Blut und Eisen, Feuer und Wasser, Schwefel und Strang in der reformatorischen Sprache Luthers eine Hauptrolle spielen? Eine Mahnung des Provinzial Spalatin zur Mäßigung beantwortet er 1520 also: „Ich beschwöre dich, wenn du die rechte Gesinnung vom Evangelio hast, glaube doch nicht, daß die Sache desselben könne getrieben werden ohne Tumult, ohne Scandal, ohne Aufruhr. Du wirst aus dem Schwert keine Feder und aus dem Krieg keinen Frieden machen. Das Wort Gottes ist Schwert, ist Zerstörung, ist Scandal, ist Verderben". †) Was hier in Briefen, predigt er noch derber öffentlich in einer Schrift aus demselben Jahre: „Wenn die Raserei der Romanisten so fortfährt, so scheint mir kein anderes Heilmittel übrig zu bleiben, als daß der Kaiser, die Könige und Fürsten mit Gewalt der Waffen dazuthun, sich rüsten und diese Pest des Erdkreises angreifen und die Sache zur Entscheidung bringen, nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen. Wenn wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwert, Ketzer mit dem Feuer bestrafen, warum greifen wir nicht vielmehr

*) Evers, Katholisch, 213.

**) l. c. 310 f. Janssen l. c. 3, 216.

***) l. c. 104.

†) l. c. 102.

mit allen Waffen diese Lehrer des Verderbens an, diese Cardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwürm des römischen Sodoma, welche die Kirche Gottes ohne Unterlaß verderben, und waschen unsere Hände in ihrem Blute?"*) Zu Neujahr 1522 widmete Luther dem Papste eine „Auslegung der Bulle Coena Domini", worin der Papst als „Antichrist und des höllischen Drachen Bosheit" vorgestellt und gelehrt wird, daß „an Leib, Gut und Seele des Papstes Regiment zehn Mal ärger" sei als das der Türken. „Und wenn nicht Christus selbst den Antichrist stürzen sollte, nach der Schrift, und man je die Türken vertilgen wollte, müßte man an dem Papste anfahen". „Die ganze Rotte der römischen Schinder, die allergetreuesten Apostel des Papstes, die Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte könne man nicht alle aufzählen, ja, der Rhein wäre kaum genug, die Buben alle zu ertränken".**)

Der Wink ist verständlich. Er hat Aehnlichkeit mit dem Wunsche (in der Schrift von den Mönchsgelübden 1522), „daß das ganze Mönchswesen wie Sodoma und Gomoorha vertilgt werde"!***) Dagegen sind Güterconfiscationen und Austreibungen noch humane Mittel zu nennen, deren Anwendung Luther empfiehlt, wenn er schreibt und predigt: „Es wäre gut, daß man alle Kirchen auf einmal in der Welt umkehrte und in gemeinen Häusern predigte, taufte, betete!"†) „Die Bischöfe und geistliche Höfe sind Wölfe, Diebe und Mörder und haben es reichlich verdient, als solche vertrieben und verjagt zu werden".††) „Alle die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bisthum verstöret und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten über Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung. Ein jeglicher Christ soll dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei veracht ein Ende nehme und fröhlich thun alles, was ihnen nur zuwider ist gleich als dem Teufel selbst ... Das sei mein, Doctor Luthers Bulle, die da gibt Gottes Gnade zum Lohn allen, die sie halten und ihr folgen. Amen".†††)

*) Janssen l. c. 2, 106.
**) Janssen l. c. 2, 201.
***) Evers, Katholisch, 221.
†) l. c. 220.
††) Aus dem Jahre 1523 ib.
†††) a. 1522 l. c. 212 f..

Daß Luthers Sprache an revolutionärer Gluth bis an sein Ende nichts verlor, dafür legt jene Schrift, die er selbst für „fromm und nützlich“ erklärt und die man als seinen Schwanengesang bezeichnet hat (man könnte sie besser Luthers Marseillaise nennen), trauriges Zeugniß ab: „Wider das Papstthum vom Teufel gestift“.

Güterconfiscation und Guillotine faßt der Reformator in Eines zusammen, wenn er den weltlichen Fürsten zuruft: „O nun greife zu, Kaiser, König, Fürsten und Herren und wer zugreifen kann. Gott gebe die faulen Händen kein Glück. Und erstlich nehme man dem Papst Rom, Romandiol, Urbin, Bononia und alles, was er hat als ein Papst, denn er hat's mit Lügen und Trügen, ach was sag' ich Lügen und Trügen! er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reich schändlich gestohlen. Darnach sollte man ihn selbst, den Papst, Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zungen hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen annageln an der Reihe her, wie sie ihr Siegel an den Bullen der Reihe herhangen. Darnach ließe man sie ein Concil oder wie viel sie wollten halten am Galgen, oder in der Hölle unter allen Teufeln.“ Ein zweiter, in obscönster Weise ausgemalter Vorschlag an den Kaiser geht dahin, den Papst und seinen Hof nach Ostia zu verbringen und im tyrrhenischen Meer zu ersäufen, und wofern sie die Kosten des Verfahrens nicht bezahlen könnten, ihnen die Haut über die Köpfe zu streifen und sich damit bezahlt zu machen.*) Man vergleiche dazu die Gräuel der französischen Revolution!

Revolutionär wurde Luther in seinem Auftreten auch dem Staat gegenüber. Im Jahre 1522 spricht er seine Lebenserfahrung dahin aus: „Die geistliche Tyrannei ist geschwächt; nun sehe ich, Gott will es weiter treiben. Ich hab's neulich erlernt, daß nicht nur geistlich, sondern auch weltlich Regiment muß dem Evangelium weichen, es geschehe mit Lieb' oder Leid.“**) Theoretisch lehrte er zwar, alle Obrigkeit ist von Gott, Empörung ist Sünde. Er mußte sich aber eine Hinterthüre zu schaffen durch die Lehre: „Gott selbst hat alle Obrigkeit und Gewalt aufgehoben, wo sie wider das Evangelium streitet.“ Denn dieses Evangelium ist kein anderes als das seinige. Den Obrigkeiten, welche seine

---

*) Siehe bei Janssen l. c. 3, 532. Evers l. c. 325 und 106.

**) Janssen l. c. 2, 221.

Lehre annahmen, sprach er das Recht zu, ihren Unterthanen gegenüber mit Gewalt vorzugehen; jenen Obrigkeiten, welche sie zurückwiesen, sprach er das Recht ab, Gehorsam zu verlangen und weiter zu regieren. So hat denn factisch Niemand wie Luther den Aufruhr geschürt und mit Bibelsprüchen ausstaffirt. Durch jene Hinterthüre herein findet Luther Worte der Empfehlung und Rechtfertigung für die Empörung der Bauern, der Magistrate und Bürger, wie der Adeligen und Fürsten bis zur bewaffneten Gegenwehr gegen den Kaiser und bis zu den landesverrätherischen Verbindungen mit ausländischen Fürsten.

Eine Sprache voll Herabwürdigung gegen Fürsten und Obrigkeiten, voll von Majestätsbeleidigungen gegen den Kaiser mußte nothwendig revolutionäre Gesinnungen und Handlungen erzeugen. Luther war sich auch bewußt, daß seine Art zu schreiben und zu predigen, seine rasende Agitation genüge, um zum Umsturz der entgegenstehenden äußeren Verhältnisse zu führen, ohne daß er selbst zum Schwerte griff. In seiner Schrift gegen die Fürsten von 1522 sind die Fürsten „gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden, darum man sich allzeit bei ihnen des Aergsten versehen und wenig Gutes von ihnen erwarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen". Er nennt sie „Gottes Stockmeister und Henker, tolle, thörichte, unsinnige, rasende Narren", warnt das Volk, mit ihnen „wider die Türken zu ziehen oder zu geben, sintemal der Türke zehnmal klüger und frummer ist, denn unsere Fürsten sind", und schließt mit dem Gebet: „Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden andere Regenten. Amen".*)

Diese wilde Zornessprache hatte der Kaiser dadurch verschuldet, daß er einen, Luther mißfälligen Abschied des Reichstages in Speyer erließ. Er wurde übrigens für sich allein von Luther ebenso behandelt, wie im großen Haufen der „Fürsten". Luther nennt ihn „einen verstockten Pharao", „Judas Ischariot", „reinen Heuchler", „sterblichen Madensack", „perfiden, trügerischen, deutscher Sitte vergessenen Mann". In Summa: „Der Kaiser war und ist und wird bleiben der Knecht der Knechte des Teufels". Luther gesteht, daß er „einen tiefen Haß gegen denselben gefaßt" hat. „Ich will thun, was ich nur kann, gegen ihn". Er hofft, daß derselbe „den Gehorsam und die Ehrfurcht verliert, d. h. das Reich

*) l. c. 333. Evers, Katholisch ꝛc., 293.

Deutschlands".*) Das höchste Reichsgericht, ohne dessen Anerkenntniß die gesetzliche Ordnung im Reich nicht weiter möglich war, nennt Luther 1541 eine „Teufelshure".

Ein Zeitgenosse Luthers wirft die Frage auf: „Kann, wer so schreibt und den Kaiser und die Fürsten als Verblendete und Verstockte und als rasende Narren dem Volke vor Augen stellt, von sich aussagen, daß er das Volk nit aufreize und aufrührisch mache wider alle Obrigkeit, geistlich und weltlich?" **) In unseren Tagen wird man sich verwundern über die Freiheit der Rede und Presse, deren sich jene Zeit bediente, und die Schriften der Socialdemokraten der Gegenwart lammfromm nennen müssen gegenüber den Aeußerungen Luthers.

Das sind nun allerdings starke Schatten im Lichtbilde Luthers. Allein der Glorienschein, welchen frommer protestantischer Cult um sein Haupt gewoben, wird überhaupt vor dem Licht der historischen Wahrheit weichen müssen. Man hat Luther viel zu viel aus der Welt der Wirklichkeit in die Wolken der Verklärung erhoben und wird nun verstimmt, ja verbittert, wenn Andere ihn nach seinen Werken — seinen Thaten und seinen Schriften — darstellen. Das ist ein sehr bedauerliches Hinderniß zur Versöhnung der Geister. Schon zur Zeit, als vor Jahren zu Worms, man darf wohl sagen, ein monumentaler Schwindel mit dem „Reformator von Gottes Gnaden" getrieben wurde, war Hengstenberg's „Evangelische Kirchenzeitung" aufrichtig genug zu sagen: „Wie viele sind es denn, die in Luthers Schriften nur einmal einen Blick gethan haben? . . . so wollen wir denn wünschen, daß doch unsere Zeit- und Glaubensgenossen sich veranlaßt finden möchten, statt nach Worms zu wallfahrten, einen tieferen Blick in Luthers Schriften zu werfen!" Allein selbst nachdem Professor Köstlin eine mehrbändige neue Biographie Luthers 1875 hatte erscheinen lassen, urtheilte mit Bezug auf sie der protestantische Professor Weingarten in Breslau, die Geschichte der lutherischen Reformation müsse eine ganz andere Gestalt gewinnen, wenn sie einmal von solchen geschrieben werde, die Luthers Schriften wirklich gelesen hätten! Sechs Jahre darauf unterzog sich der Convertit Evers dieser Aufgabe, an deren Lösung Janssen in seiner deutschen

*) Belege bei Evers. l. c. 289 f. Prediger 92 f.

**) Janssen l. c. 2, 333.

Geschichte auf so rühmliche Weise noch arbeitet; leider bietet die Aufnahme, welche ihre Werke in protestantischen Kreisen finden, wenig Hoffnung gegenseitiger Verständigung.

III. Die revolutionären Wirkungen der Reformation auf die evangelische Confession selbst.

Ueber das Werk des letztgenannten Gelehrten Evers machte „ein evangelischer Pfarrer" (aus Württemberg?) seinem Aerger im Berliner „Staats-Socialisten" bereits vor Erscheinen der Encyclika im December 1880 also Luft: „Rom hat den christlichen Namen vor der Welt stinkend gemacht. Erziehe die römische Kirche doch ihre Völker, in denen Luther nie gelebt, nie mit seinen Lehren geherrscht hat, besser! Ungestört hat Rom in Frankreich schalten und erziehen können . . was ist die Frucht? Kaum mehr als eine halbe Generation vergeht ohne grauenhafte Ausbrüche des französischen Revolutionsfiebers! Und daran soll der friedliebende (s. o.) Luther schuld sein! Es ist unbegreiflich, wie man die Reformation für die französische Revolution, ja für alle modernen Revolutionen verantwortlich machen kann. Die Reformation hat uns deutschen eine französische Revolution bisher erspart, das ist die Wahrheit der Geschichte. Inzwischen ist von dem katholischen Frankreich communistisches Gelüste auch bei uns ausgesät worden."

Der Zufall ist ein Schelm. Zwei Jahre früher schrieb nämlich ein Mitarbeiter jener Zeitschrift, ein conservativer Protestant, der preußische Legationsrath a. D. Constantin Frantz, also: „Welcher Sophismen bedarf die protestantische Orthodoxie, um der Reformation ihren revolutionären Character abzustreifen?"

Im Jahre 1560 warf ein Lutherischer Theologe, Paul Asphe, in Hessen die Frage auf: „Was hat das Evangelium Gutes gebracht?" und gibt die ehrliche Antwort: „Es hat Aufruhr gemacht". Und in der That! legt dafür nicht vor Allem und überall die gräuliche religiöse Anarchie Zeugniß ab, welche der reformatorischen Bewegung unter den Anhängern der Confession auf dem Fuße folgte und welche nach den Aussagen aller Zeitgenossen, Luther selbst nicht ausgenommen, jeder Schilderung spottet? War nicht eine Revolution der Sitten in der breiten Masse des deutschen Volkes die erste historische Wirkung der „Predigt des lautern und klaren Evangeliums" Luthers? Wer Wind säet, muß ja Sturm ernten: der revolutionäre Saame, den Luther ausgestreut,

schoß sofort üppig in die Halme und trug revolutionäre Früchte auf allen Gebieten des religiösen Lebens und diese Früchte sind bis heute nicht alle gereift.

Professor Maurenbrecher in Bonn, der protestantische Verfasser einer „Geschichte der katholischen Reformation" (B. 1, 132), steht nicht an zu sagen, daß die von Erasmus u. a. angestrebte katholische Reformation von einer religiösen und kirchlichen Revolution überholt worden sei. Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik" (2^b, 100) gibt über die Reformation das Urtheil ab: „Es hat nie eine Revolution gegeben, die tiefer aufgewühlt, furchtbarer zerstört, unerbittlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schlage war Alles gelöst und wie in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung. Unermeßliche Besitze hörten auf, in ihrem Rechtstitel und seiner Voraussetzung gewiß zu sein; die geistlichen Gerichte mit ihren weiten Competenzen hörten auf." „Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch." „Es gab nichts, das nicht miterschüttert, bis in sein innerstes Wesen, in dem Gedanken seines Daseins getroffen wurde."

Die revolutionäre Bewegung innerhalb der Confession selbst nahm vorzüglich zwei Richtungen: sie stellte sich dar auf kirchlichem Gebiete als unaufhaltsamer äußerer Zerfall in zahllose Secten, auf dogmatischem Gebiete als fortschreitender innerer Zerfall des depositum fidei, der Summe gemeinsamer religiöser Ueberzeugungen, christlicher Glaubenswahrheiten. „Die Reformation blieb eine halbe Maßregel; eine Zusage edelster Güter, welche der Menschheit nur theilweise gehalten wurde. Der englischen, französischen und deutschen Aufklärung war es vorbehalten, das Werk der Reformation und mit ungeheurem Nachdruck weiter zu führen, und nun ist unsere Zeit in voller Arbeit, mit jenem Werk gründlich Ernst zu machen." *) Wo aber steht man?

In erstgenannter Richtung wollen wir nicht von Amerika reden, wo die Zahl der protestantischen Religionsgenossenschaften zahllos ist. Für England und Wales allein wurde sie 1879 auf 162 angegeben. In Deutschland ist eine Zählung schwer möglich.

*) Eine protestantische Autorität bei Rösch, Aufgaben der protestantischen Theologie, Passau 1882, S. 43. Der Verfasser hat leider die Objectivität in dem trefflichen Werke soweit eingehalten, daß er nie einen Namen nennt!

Denn „es ist wahr, die gegenwärtig dem Namen nach bestehenden Bekenntnisse sind das Bekenntniß derer nicht, welche man die Kirche nennt. Mögen sie es auch noch Vieler sein, der ungeheuren Mehrheit sicher nicht.“ „Man muß zugeben, daß der Protestantismus nicht Christenthum ist, wenn man auch unter seinen Freunden für ersprießlich erachtet, den Schein, als sei er Christenthum, aufrecht zu erhalten.“ Man ist heutzutage weder eins über die Frage, was das Wesen des Christenthums, noch, was der wahre und rechte Protestantismus sei. *)

Noch trauriger sieht es heutzutage in der zweiten Richtung aus. Luther hatte zunächst nur mit der übernatürlichen Autorität in der Kirche gebrochen; die übernatürliche Wahrheit in der Bibel sollte bestehen bleiben. „Die Reformatoren wähnten den Fluß der durch das protestantische Princip der freien Forschung und Gewissensfreiheit eingeleiteten Desorganisation des Dogmas durch willkürlich gezogene Schranken, durch Menschensatzungen ihres Gutdünkens und Pochen auf ihren dogmatischen Rest eindämmen zu können.“ **) Allein die freie Forschung der später Geborenen, deren jeder sich als Reformator fühlt, kehrte sich weder an jene Schranken von Formeln und Symbolen, noch an Autoritäten, noch an die Bibel selbst, und in fortschreitender Consequenz einer unerbittlichen Logik ging ein Stück übernatürlicher christlicher Wahrheit um das andere verloren, und in der Gegenwart streiten sich die Korryphäen protestantischer Wissenschaft bereits nicht mehr um die christlichen Wahrheiten als solche und deren gläubiges Verständniß, sondern vielmehr um das Wesen und die Nothwendigkeit der Religion überhaupt d. i. der Naturreligion!“ ***)

Das revolutionäre Princip Luthers hat wie Scheidewasser zuerst die Unterscheidungslehren des Protestantismus, die Lehren vom Formal-, Material- und Socialprincip, zerfressen, dann auch die Fundamentallehre des Christenthums selbst, die Lehre von Christi Person und Christi Werk zerstört. Freilich sieht der „Philosoph des Unbewußten“ in Berlin die geschichtliche Aufgabe des Protestantismus eben darin, das Christenthum Glied für Glied zu seciren und es dann feierlich zu bestatten. Nach ihm ist der moderne liberale Protestantismus „die nothwendige

*) Die Belege a. a. O. 2. 33. 228. 32. Es sind Stimmen aus protestantischem Lager.

**) Hartmann, Selbstzersetzung des Christenthums 9.

***) Interessante Aeußerungen siehe Stimmen von Maria Laach 1876: „Religion im modernen Culturlager.“

Consequenz des in der Reformation zum Durchbruch gekommenen protestantischen Princips." Wohin diese Consequenz geführt hat, das hat ein ehrlicher Schwabe zum großen Aerger seiner gleichgesinnten Glaubensbrüder (!) mit den Worten aus der Schule geplaudert: „Wir sind keine Christen mehr."

IV. Die politische Desorganisation der europäischen Gesellschaft

hat sich von der Reformation Luthers an succesiv vollzogen. Indem er in den Geistern den alten Respect, welcher die Stärke des Clerus ausmacht, zerstörte, desorganisirte er Europa. So lautet das Urtheil von Saint-Simon (Oeuvres 6,91. 1,162).

Den ersten Beweis dafür liefert die Geschichte zu Lebzeiten Luthers selbst in dem revolutionären Auftreten zuerst der Reichsritter unter Führung des Franz von Sickingen, dann der Bauern, Widertäufer u. a., zuletzt der Reichsfürsten im Schmalkalder Bund mit ihren hoch- und landesverrätherischen Unternehmungen. Sie alle brauchten das Evangelium Luthers zum Deckmantel ihrer politischen Umsturzbestrebungen; mit ihnen allen stand der „neue Evangelist Gottes" in mehr oder weniger sympathischem persönlichem und schriftlichem Verkehr.*) Den directen Zusammenhang der großen politischen Umwälzungen im Zeitalter der Reformation hebt Dr. Hinrichs, Professor an der Universität Halle, dieser jüngst so berüchtigten lutherischen Zionsburg, in folgender Weise hervor: „die Reformation hat überall, wo sie eindrang, Bürgerkrieg hervorgerufen und eine Staatsveränderung veranlaßt, wo sie Wurzel schlug. Die protestantischen Fürsten haben dieser Revolution ihre unbeschränkte Fürstengewalt zu danken. Die Bluthochzeit, Heinrich's III. Mord, Heinrich's IV. Mord und Ludwig's XIV. Dragonaden waren die Folgen der neuen Lehre. In Deutschland hat sie uns die Einheit des Reiches gekostet, denn sie hat nicht nur ein protestantisches und katholisches Deutschland geschaffen, sondern auch eine gänzliche Zerstückelung herbeigeführt — und so ist die Reformation in dieser Hinsicht das größte Unglück gewesen, was Deutschland je getroffen hat."**) Ihren Einfluß auf das politische

*) Den Nachweis dieses Zusammenhanges liefert Janssen im 2. und 3. Band seiner deutschen Geschichte an der Hand und mit den Worten der Zeitgenossen.

**) Hinrichs, die Könige. Leipzig 1852. S. 244.

Leben unserer deutschen Nation beurtheilt in derselben Weise ein anderer protestantischer Professor, Karl Hagen in Königsberg: „die Reformation hat allerdings einen unermeßlichen, kaum berechenbaren Einfluß auf die geistige Bildung unserer Nation nicht nur, sondern ganz Europa's gehabt. Treten wir aber näher hinzu, so finden wir, daß alle späteren beklagenswerthen Ereignisse, die uns heruntergebracht, mittelbar oder unmittelbar ihren Ursprung in derselben haben. Die Macht des Kaisers, die Einheit des Reiches verfiel endlich ganz durch sie. Die Ausländerei — es ist nichts anderes — begann zuerst bei den protestantischen Fürsten. Der 30jährige Krieg, der uns in jeder Hinsicht zu Grund gerichtet — aus was anderem entsprang er als aus der Reformation?"*) Was eine protestantische Stimme von England gesagt hat, gilt auch von Deutschland: „die Reformation in England war in erster Linie nicht religiöser, sondern politischer Natur. Sie ging nicht vom Volke aus, sondern vom Throne; ihre Bewegung war nicht die natürliche von unten nach oben, sondern die künstliche von oben nach unten."**) Das traurige Recht, mit Gewalt den Leuten „die evangelische Freiheit" im Lande aufzunöthigen, war ein eminent politischer Hebel und, daß die preußische Regierung wenigstens in Preußen dort noch auf geraume Zeit eine Feldwebeltheologie erzwingen könne, klagte vor nicht gar langer Zeit eine protestantische Stimme in einem angesehenen Blatte.***)

Indessen die politische Desorganisation, zu welcher die Reformation einen mächtigen Anstoß gab, geht noch tiefer. Es weht unverkennbar durch die Völker ein republikanischer Zug. Woher kommt er? Ohne weiter darauf einzugehen, daß schon 1525 unter Berufung auf „die evangelische göttliche Reformation" Verfassungsentwürfe für die Aufrichtung einer demokratisch-socialistischen Republick erschienen, mögen zwei protestantische Zeugen aus ganz entgegengesetzten Lagern Antwort geben. Ludwig Feuerbach lehrt: „Was die Reformation im Gebiete der Religion wollte und bezweckte, das will man jetzt im Gebiete der Politik. Der Protestantismus hat den Papst in den König verlegt. Jetzt handelt es sich nur um das politische Papstthum; die Gründe für die Nothwendigkeit des Königs sind dieselben, wie die Gründe für die Nothwendigkeit des religiösen Papstes. Der Protestant ist ein religiöser Republikaner.

*) Hagen, Fragen der Zeit. Stuttgart 1843. I. 142.
**) Röhm l. c. 229.
***) u. u o. 93. 94.

Der Protestantismus führt daher in seiner Auflösung, wenn sein religiöser Gehalt verschwunden ist, zum politischen Republikanismus." *) Die Universalgeschichte des Professor H. Leo enthält in der 1. und 4. Auflage Band IV. die Worte, welche in der 2. und 3. fehlten: „Man kann mit einem gewissen Recht aussprechen: die Entwicklung revolutionärer Staatsrechtstheorieen war die ganz nothwendige, unausbleibliche Folge der Reformation und in demselben Grad, wie die kirchliche Beschränkung der weltlichen Gewalt wegfiel, griff die revolutionäre Ansicht Platz".

Der republikanische Zug der europäischen Völker hat sich 1789 in der französischen Revolution mit vulkanischer Gewalt geoffenbart und durchbebt sie noch heute. Man vermeint Wunder was gegen die päpstliche Encyclika zu sagen, wenn man darauf hinweist, daß es ja ein katholisches Volk sei, in welchem diese Revolution ausgebrochen sei, daß es ja katholische Völker seien, welche am meisten an Revolutionsfieber leiden („Kreuzzeitung", Reichsbote" u. a. Blätter im Juli v. J.). Man vergißt dabei ganz, woher die Ansteckung gekommen ist, welche auf den katholischen Organismus jener Völker so verheerend einwirkt! Der protestantische Rechtsphilosoph Ahrens nennt die Quelle in seinem „Naturrecht" (1876): „die Revolution von 1789 ist die politische Consequenz der Reformation". Der Fürst Pückler-Muskau bezeichnet die Reformation als den „ersten Act eines großen Auflösungsprocesses, wovon die französische Revolution der zweite war und der dritte mit Strauß, Feuerbach u. a. als Vorboten vielleicht nicht allzulange mehr auf sich wird warten lassen". Von protestantischen Theologen wird gesagt: „die Namen Schleiermacher, Rothe, Bunsen beweisen hinreichend, daß die von Michael Servet geweissagte dritte Reformation bereits im Anzug ist. Die Gegner dieser Richtung werden sogar unselige Menschen genannt". **) Auf den Kern der Sache weist an einem, wie es scheinen könnte, geringfügigen Umstand ein Panegyriker Luthers hin ***), wenn er schreibt: „Es ist eine furchtbare Gewalt geworden, jener Gedanke Luthers: der Papst ist der Antichrist. Ist dieser Satz nicht ein Ausdruck revolutionären Sinnes? Haben wir hier etwas anderes als die Gedanken der Revolutionäre

*) Grün, Ludwig Feuerbach 1, 411 f. Aehnlich schreibt Gervinus in seiner Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts der Reformation das Verdienst zu, der Demokratie die Wege gebahnt zu haben.

**) Röhm a. a. O. 32.

***) Dr. Vorreiter, Luthers Ringen, Halle 1860.

Frankreichs, welche die unzweifelhaften Sünden von Hof, Adel und Geistlichkeit als die einzige Quelle alles Unheils angesehen haben?"

Gewiß sind Bayle, Rousseau, Voltaire und andere Encyclopädisten die Vorläufer der französischen Revolution gewesen. Aber ist etwa ihre Philosophie ein Gewächs des französischen Bodens und nicht vielmehr eine exotische Pflanze, welche den Saamen des revolutionären Unkrauts üppig nach Frankreich und in andere Länder ausstreute? Wenn man die genannten Männer in gewissem Sinn die Väter der französischen Revolution nennen kann, wessen Söhne sind sie denn selber? Peter Bayle, dieser einflußreiche Apostel des Unglaubens, der Sohn eines reformirten Geistlichen, pflegte, wie Voltaire erzählt, zu sagen: „Ich bin Protestant; denn ich protestire gegen jede Religion". Voltaire selber brachte theils, wie St. Simon ihm nachrühmt, die kritischen Ideen des Peter Bayle weiter unter das Volk, theils lieferte er, laut dem Zeugniß des Brockhaus'schen Conversationslexikons, in seinen philosophischen Schriften glatte Abdrücke des englischen Deismus nach Frankreich, den er während einer 3jährigen Verbannung dort eingesogen hatte. Damit aber Deutschland des ihm bei diesem Austausch gebührenden Antheils an revolutionären Ideen nicht entbehre, der zwischen Frankreich, England und Deutschland stattfand, so möge der protestantische Professer Theodor Mundt*) an der Berliner Universität das Wort nehmen.

„Es entwand sich aus der Reformation zuerst der skeptische Geist der neuen Völkerentwicklung, der alle bestehenden Traditionen anzuzweifeln gelernt hatte und sich nach Frankreich hin absenkte, wo er die Wurzeln schlug für die moderne Politik, und sich fortwühlend auf den innersten Boden des gesellschaftlichen Zustandes in der Freigeisterei des 18. Jahrhunderts, in den Atheisten und Encyclopädisten, die Revolution vorbereiten hilft. Es ist auch bemerkenswerth, welche Anerkennung das Element der deutschen Reformation bei den ausgezeichnetsten französischen Geistern von jeher gefunden, und wie namentlich Voltaire, welcher den Protestantismus zuerst am entschiedensten in sich aufgenommen und ihm die Formen der französischen Nationalität gegeben hat, in seinem **Essai sur les moeurs et l'esprit des nations** die Geschichte der deutschen Reformation und den Character Luthers in einem hellen und richtigen Lichte erscheinen läßt". Fragen wir nun Voltaire selbst, welche

*) Sein Werk: Geschichte der Gesellschaft erschien Leipzig 1856.

„Anerkennung“ er dem Element der deutschen Reformation zollte, so rühmt er sich, er habe mehr gethan, um Kirche und Christenthum zu vernichten, als Luther und Calvin, und darin hat er sicher recht! Was endlich Rousseau betrifft, so ist seine „Ahnenreihe durchaus protestantisch; zu ihr gehören mehrere der heftigsten Gegner des Katholicismus“. Weil aber dieses Urtheil eines römischen Cardinals *) verdächtig sein könnte, so möge Stahl in seiner „Geschichte der Rechtsphilosophie“ Zeugniß über Rousseau ablegen: „bei ihm ist das Princip des älteren Naturrechts folgerichtig auf den Punkt geführt, auf welchem es die vollständige Lehre der Revolution ergibt, und es nichts weiter bedürfte als der Vollziehung“.

Woher jedoch dieses „ältere Naturrecht“ seinen Ursprung genommen, woher Rousseau es entlehnt hat, das erzählt uns Weingarten, der Schüler von Hase und Ranke, Professor in Berlin und Breslau, in einem Werke, dem er den bezeichnenden Titel gegeben hat: „die Revolutionskirchen England's“ Leipzig 1868 — also: „Von den Independenten, welche als die ersten Begründer jener Doctrinen des Naturrechts betrachtet werden müssen, die von Rousseau fortgebildet den Sturm der europäischen Revolution heraufbeschworen, ist jener Deismus ausgegangen, der das Jahrhundert des Rationalismus herbeigeführt hat.“ In der That: Naturalismus, Deismus, Rationalismus sind die Früchte, welche in England am Baum der Reformation gewachsen sind; in Frankreich aber brachte Rousseau unter dem katholischen Volke den Saamen zur vollen Reife, den er aus dem protestantischen England bezogen hatte. England ist es, wo nach Weingarten „die reformatorischen Grundgedanken zur Ausbildung bis in die äußersten Consequenzen gelangen.“ Die Hugenotten sind auf halbem Wege stehen geblieben. „Die Independenten thaten noch einen entscheidenden Schritt weiter, indem sie das Grundprincip ihrer kirchlichen Verfassung auf den Staat und die bürgerliche Gesellschaft übertrugen. Das Recht jeder religiösen Einzelgemeinde zur alleinigen, freien Entscheidung und Leitung ihrer Angelegenheiten wurde die Grundlage der Lehre von der Volkssouveränetät, die sie in das politische Bewußtsein der modernen Welt eingeführt haben.“ „In England, bei den Independenten entstand der Deismus und in ihm die Grundlage jener Philosophie des Empirismus, welche von da an in der

*) Hergenröther, Kirche und Staat. Freiburg 1872. S. 492.

modernen Welt der eigentliche Nebenbuhler des Christenthums und jeder religiösen Weltbetrachtung werden sollte."

So lautet die Rechtfertigung, welche zu der päpstlichen Encyclika betreffs der s. g. Philosophie, des s. g. modernen Rechts, der Volkssouveränetät und Freiheit die „deutsche Wissenschaft des Protestantismus" selber geschrieben hat.

V. Die Desorganisation im Wirthschaftsleben.*)

Am unangenehmsten empfinden es die orthodoxen Protestanten, wenn die heutigen krankhaften Erscheinungen im Wirthschaftsleben der Völker — Pauperismus, liberaler Oekonomismus, Communismus und Socialismus in inneren Zusammenhang mit der Reformation gebracht werden. Es werden wenige sein, die der Aufforderung des Oberconsistorialraths Uhlhorn**) Folge leisten: „Lassen Sie uns nur zugestehen, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart aus dem Protestantismus geboren sind." Gleichwohl befindet er sich mit seinem Zugeständniß unter den Seinigen nicht allein. Ein Publicist ersten Ranges auf socialem Gebiet, der conservative Protestant Dr. Rudolph Mayer hält mit dem Urtheil nicht zurück:***) „Ich habe mich durch eingehende sociale Studien überzeugt, daß wir ohne die Kirchenspaltung die socialen Fragen in ihrer heutigen staatenzerstörenden Gewalt nicht haben würden. Die Kirche hat im kanonischen Recht gesorgt, daß das Product der Arbeit bei den arbeitenden Ständen blieb, während es jetzt immer mehr denselben zu Gunsten der Besitzer des künstlich productiv gemachten Kapitals entzogen wird, wodurch die jähe Kluft zwischen Arm und Reich entstand." Nirgends ist heute diese Kluft tiefer, dieser Gegensatz schreiender als in England. Was gesteht aber Rogers, Professor der politischen Oekonomie zu Oxford, ein Anglikaner? Die Pauperisirung der Volksmassen sei durch die Reformation entstanden. Diese unläugbare historische Wahrheit hatte vor ihm schon Cobbet nachdrücklichst anerkannt: „Die sog. Reformation hat die englische Nation geschwächt und arm gemacht, sie hat das Volk verdorben und entwürdigt. Das in früheren Zeiten so glückliche Volk ward eine Nation von zerlumpten Wichten." Auch ein

*) Vergl. die treffliche Studie von Hohoff: Protestantismus und Socialismus. Paderborn 1881.

**) Arbeit im Lichte des Evangeliums. S. 38.

***) Germania 1879, 9. März.

anglikanisches Organ der Staatskirche gibt zu, daß „die Reformation in ihren Ergebnissen unzweifelhaft ein Triumph der Reichen über die Armen und des Goldes über das Recht der Arbeit war."

Nun ist aber England auch das Eldorado derjenigen Wirthschaftstheorie, welche unser Jahrhundert beherrscht hat, der Manchester-Oekonomie des Adam Smith und seiner Schule.

Was urtheilt über sie ein rationalistischer protestantischer Gelehrter, Dr. Valentin Mayer? *) „Erst durch Adam Smith wurde der Protestantismus nach seiner wichtigsten Beziehung, der socialen, zur Wahrheit. Was durch Luther in einseitiger d. h. nur in religiöser Weise geschah, vollzog sich hier im materiellen Leben . . . In dieser Gestalt beherrscht der Protestantismus noch bis heute die Welt; er hat in volkswirthschaftlicher Hinsicht auch in denjenigen Händen seinen Herscherthron aufgeschlagen, welche in religiöser Beziehung noch der alten Kirche anhangen. Adam Smith und seine Schüler haben nicht nur in protestantischen Ländern die letzte Spur des Katholicismus, soweit er in national-ökonomischer Beziehung durch die alte Gebundenheit daselbst repräsentirt war, ganz und gar zerstört, sondern den Protestantismus, wie schon bemerkt, durch den Triumph ihrer das gesammte materielle Leben beherrschenden Lehre mitten in das Herz der katholischen Staaten getragen. Und wer wollte läugnen, daß sie durch die von ihnen angeregte Entfesselung aller individuellen Kräfte die Production auf eine staunenswerthe Höhe gebracht hat? Aber hat das Glanzbild keine Kehrseite? Die Hauptmängel und Grundfehler der neuen Lehre zeigten sich bald genug und waren nur die nothwendigen Folgen des Princips selbst. Wie der Protestantismus den Einzelnen beim Aufsuchen seines Glaubens nur auf sich selbst, auf sein eigenes Gewissen weist, wie er also, ohne eine höhere Einheit, ein höheres Band zu kennen, Alles in selbstständige souveräne Monaden zerschlägt, gleichsam die Absolutheit, die früher dem Ganzen als Ganzes zukam, in die Einzelnen als Einzelne geworfen — so faßte auch die neue national-ökonomische Lehre Alles abstract für sich, losgerissen von jeder höheren Einheit. — —

„Hat sich die Adam Smith'sche Schule nur als die Durchführung des protestantischen Princips in der Volkswirthschaft erwiesen, dann ist klar, daß der Protestantismus seinem innersten Wesen nach nicht weniger unsocial ist und gegen die Grundidee, in welcher

*) Das Eigenthum nach den verschiedenen Weltanschauungen. 1871 bei Hohoff l. c. 100—106.

der Socialismus wurzelt, sich nicht weniger abweisend verhält, als die genannte Schule selbst. Und die feindliche Stellung der Socialisten gegen den Protestantismus ist so nur natürlich. So nennt Louis Blanc, freilich ganz richtig, den Protestantismus die Religion des Individualismus, welchem er die Brüderlichkeit d. h. das Princip der Liebe, des Einheitlichen entgegengesetzt. Der Individualismus besteht aber nach Louis Blanc darin, daß er den Menschen außerhalb der Gesellschaft oder der Einheit nimmt, ihn zum alleinigen Richter seiner Umgebung und seiner selbst macht, ihm eine überspannte Meinung von seinem Recht gibt, ohne ihm seine Pflichten zu zeigen, ihn seinen eigenen Kräften überantwortet und statt einer Regierung das Machenlassen proclamirt. Dieser Individualismus, durch Luther inaugurirt, habe sich mit unwiderstehlicher Kraft entwickelt, und seines religiösen Elements entkleidet, sei er in Frankreich durch die constituirende Versammlung zum Siege gelangt; er beherrsche die Gegenwart und sei die Seele der Dinge. Aehnlich Saint Simon."

Der revolutionäre Communismus und Socialismus unserer Zeit ist geschichtlich die Reaction gegen den aus dem Protestantismus geborenen Individualismus des Manchesterthums. Gleichwohl ist er mit diesem derselben Herkunft. Liberalismus und Socialismus sind Gegensätze, Extreme — aber Extreme berühren sich. Trotz ihrer abfälligen Kritik, welche die heutigen Socialisten am Protestantismus üben, sind sie selber die Erben, die Epigonen der Reformation. Dasselbe Princip, welches sich auf der einen Seite zum liberalen Oeconomismus ausgestaltete, trug auch den Communismus und Nihilismus im Keim in sich. Dessen sind die Wortführer selbst geständig. Saint Simon nennt den Socialismus „das neue Evangelium" und bezeichnet als seine Aufgabe: „Wir müssen das von Luther begonnene Werk fortführen." „Mit ihm hat das große Werk der neuen Weltordnung, in welcher die Industrie die Grundlage der Moral und Politik sein wird, begonnen". Gleichheit vor der Vernunft — Gleichheit vor dem Gesetz — Gleichheit vor dem Staat sind laut dem Züricher Jahrbuch für „Socialwissenschaft" 1880 seit der Reformation die Etappen auf dem Weg zur wirklichen d. i. ökonomischen Gleichheit. Louis Blanc weist ganz richtig darauf hin, wie im Bauernkrieg gewissermaßen die erste sociale Frucht der Reformation zur Reife kam. Er schreibt: das „16. Jahrhundert war das Jahrhundert der Revolution der Geister; indem es bei der Kirche den

Anfang machte, bereitete es den Sturz aller alten Gewalten vor; das ist sein eigenthümlicher Character. Die Erstlinge der neuen Zeit brachte der Protestantismus hervor. Seine weiteren Consequenzen sind leicht vorauszusehen. Auf jeden religiösen Luther folgt unabweislich ein politischer Luther. Ob Luther es wollte oder nicht, er führte graden Wegs zu Münzer. Tausend Stimmen erhoben den Ruf, den er gegen Rom erschallen ließ, alsbald gegen die Könige, die Fürsten, die Verächter des Volks, die Unterdrücker des armen Mannes: der Bauernkrieg ist da, das Vorspiel der französischen Revolution." Allerdings suchte Luther diesen Krieg, als die furchtbaren blutigen Greuel sich häuften, von seinen Rockschößen abzuschütteln; aber die Zeitgenossen aus verschiedenen Lagern, wie die spätere Geschichtschreibung hat ihm denselben immer wieder angehängt. Das „Evangelium Luthers" gab dem gährenden Volk die revolutionäre Berechtigung auf Niederwerfung und Gleichmachung der gegebenen Zustände und Einrichtungen. Dr. Grieb schreibt in seinem Buch: „Gesellschaftsökonomie" 1848: „Das von Luther ausgesprochene Recht der freien Forschung bleibt nicht lange auf das Gebiet der Religion beschränkt; schon im großen Bauernkrieg sucht es sich auf dem der Politik und der materiellen Interessen Geltung zu verschaffen." Allerdings ist das Princip der Reformation nach dieser Richtung hin in Deutschland — Gottlob! — nicht weiter practisch entwickelt worden; aber nur in Folge jener altbekannten Inconsequenz Luthers, der sich gegenüber den Bauern in die Arme der Fürsten warf und ein Territorialkirchenthum, ein neues Papstthum aufrichtete. Daß endlich die Forderungen der „Internationalen" auf ihren Antheil an den Gütern der Gesellschaft auch nichts anderes sind als die von Luther gut geheißene Säcularisation von Klöstern, Kirchen und Bisthümern, liegt ohnedem auf der Hand.

P. Felix hat in der sechsten seiner Conferenzen über „Socialismus und Gesellschaft" hinsichtlich der Genesis des krankhaften modernen Socialismus aus dem Protestantismus folgende Gedanken entwickelt: der Socialismus ist seinem Wesen nach die absolute Verneinung jedweder Autorität und die Behauptung der absoluten Unabhängigkeit des Menschen. Der Protestantismus war nach der Intention der Reformation nur eine relative Verneinung, nämlich die Verwerfung der objectiven göttlichen Autorität der Kirche und die Proclamation der unbedingten freien Forschung des Individuums in der Bibel. Aber die Logik der Thatsachen schritt über

die von den Reformatoren gezogenen willkürlichen Schranken weg und das von ihnen proclamirte Princip, zur unumschränkten Geltung gebracht, ist die sociale Krankheit der Gegenwart und, darf man wohl sagen, der Zukunft. Von Protest zu Protest sind wir endlich bei jenem universalen Protestantismus angekommen, welcher sich Socialismus nennt. „Er ist die vollkommene Negation gegenüber der vollkommenen Affirmation. Zusammengesetzter und vielfacher Protestantismus schließt er alle anderen in sich, welche in der Vergangenheit ihm vorausgingen und ihn in der Gegenwart ergänzen, und der Weg zu ihm war ein Weg von Revolution zu Revolution, von Protest zu Protest." Heute nun sehen wir uns von der socialen Revolution als dem letzten Ausläufer bedroht. Die Perioden, die wir in diesen drei Jahrhunderten durchlaufen haben, sind: die religiöse Revolution oder der Protestantismus im engeren Sinn gegen die Autorität Gottes in der Person des Papstes; der philosophische Protestantismus oder Rationalismus gegen die Autorität Gottes in der Person Christi; der politische Protestantismus gegen die Autorität Gottes in der Person des Königs; der sociale Protestantismus gegen jede Autorität sowohl jene Gottes im Himmel als jene der Gesellschaft auf Erden: Aufrichtung der absoluten Selbstsouveränetät des Menschen ist die letzte und höchste Phase der Revolution und somit der moderne Socialismus der letzte und höchste Protest gegen alle menschliche Vertretung der göttlichen Autorität und gegen Gott selbst. „Ni Dieu ni maître" haben die Friedenker auf ihrem Pariser Congreß 18. September 1881 zur Parole gemacht. „Es ist der Kern aller revolutionären Parole" (s. Haffner, Atheismus als europäische Großmacht. Zeitgem. Br., Bd. III, H. 1).

VI. Den inneren Zusammenhang zwischen Reformation und Revolution

hat der französische Philosoph August Comte, ein Protestant, in seinem Werk „Cours de philosophie" in folgender Weise treffend dargestellt (Paris 1869): „der Kampf der verschiedenen weltlichen Mächte gegen die geistliche und die Opposition des nationalen Clerus gegen das centrale Pontificat sind in Wahrheit die erste Quelle der Berufung an die freie individuelle Forschung, welche wesentlich den Protestantismus, die erste allgemeine Periode der revolutionären Philosophie characterisirt". Diese freie individuelle Forschung sei das Fundamentaldogma des Protestantismus, aus welchem sich alle übrigen wesent-

lichen Lehrsätze der revolutionären Philosophie ableiten lassen. Denn „es ist klar, daß eine solche Freiheit zu denken, welche die individuelle Vernunft zur obersten Richterin erhebt, nothwendig Jeden führen muß zur Freiheit zu reden, zu schreiben und selbst zu handeln, gemäß seiner persönlichen Ueberzeugung. Ferner wird diese Art moralischer Souveränetät, welche den Einzelnen zugestanden wird, zugleich aber auch allen Bürgern zukommt und keine andere gesetzliche Beschränkung dulden kann als die der Zahl, nothwendig in der politischen Souveränetät der Menge enden, die nach ihrem Belieben alle übrigen Institutionen schafft oder zerstört". Weiterhin schließe eine solche Suprematie des Individuums offenbar den ihr entsprechenden Gedanken allgemeiner Gleichheit Aller in sich und führe in internationaler Beziehung zur absoluten Unabhängigkeit, zur vollkommenen politischen Isolirung der Völker! „Man sieht, die verschiedenen wesentlichen Merkmale der revolutionären Metaphysik sind nichts anderes als die einfachen socialen Anwendungen oder öfters die verschiedenen nothwendigen Manifestationen dieses einen Princips der individuellen freien Forschung".

„Darnach läßt sich nicht verkennen, daß der Protestantismus die nothwendige Eigenschaft besitzt, das Fundamentalprincip der revolutionären Philosophie zu bilden, indem er direct, ungeachtet der unlogischen Vorbehalte, die er sich immer bemüht in diesem Punkt zu machen, das Recht der freien Forschung jedes Einzelnen in aller und jeder Frage proclamirte. . . Es mußte kommen, daß der Protestantismus seinen geistigen Einfluß selbst auf jene Völker ausdehnte, welche ihn nicht angenommen haben, welche aber nichts desto weniger zur religiösen Emancipation sich nicht minder geeignet erachten konnten als die anderen. Die allgemeine Einimpfung des Geistes der Kritik konnte sich in keiner schärferen Weise vollziehen. Denn nachdem man verwegenster Weise die angesehensten Meinungen und die geheiligtste Gewalt discutirte, wie konnte die menschliche Vernunft vor irgend einem Grundsatz oder einer socialen Institution zurückweichen, sobald die zersetzende Analyse sich spontan dahin richtete? . . . Durch die politische Vernichtung der alten geistlichen Gewalt hat das Grundprincip der unumschränkten Gewissensfreiheit die gleichzeitige Auflösung der europäischen Ordnung herbeigeführt. Die große politische und moralische Krisis der gegenwärtigen Gesellschaft hängt in letztem Grund mit der Anarchie der Geister zusammen. Unser schwerstes Uebel ist der tiefe Riß, welcher die Geister hinsichtlich aller funda-

mentalen Grundsätze scheidet, deren Feuerfestigkeit die erste Bedingung eines wahrhaft geordneten Gemeinwesens sein muß. So lange die einzelnen denkenden Geister sich nicht auf eine Reihe allgemeiner Ideen durch einstimmige Anerkennung vereinigen, welche Ideen geeignet sind eine allgemeine sociale Doctrin zu bilden, so lange kann man sich nicht verhehlen, daß unbedingt der Zustand der Nationen wesentlich revolutionär bleiben wird, trotz aller politischen Palliativmittel, zu denen man greifen mag".

Heißt das aber für uns Katholiken etwas anderes, als die Welt muß auf die Stimme des Papstes, dieses obersten Lehrers der Völker, hören und zu Christus und seiner Kirche zurückkehren? Denn vor welcher anderen als einer objectiven göttlichen Wahrheit und einer objectiven göttlichen Gewalt werden sich die einzelnen Geister beugen?

Sonach ist überall keine Ursache vorhanden, daß die Protestanten mit solcher Entrüstung gegen die Encyclika unseres heiligen Vaters vom 29. Juni v. J. sich ereiferten. Die von ihm in wenigen Strichen gezeichnete Darstellung des Zusammenhanges von Reformation und Revolution entspricht durchaus dem äußeren Verlaufe der Thatsachen wie der inneren Logik der Ideen. Leo XIII spricht nur eine Wahrheit aus, für welche es an zahlreichen Zeugnissen aus der Mitte der Protestanten nicht fehlt.

„Von der Reformation datirt all' unser Unglück", — so urtheilte Böhmer im Jahre 1846.

Bischof W. E. von Ketteler und die sociale Frage

von

Dr. Bernhard Liesen.

I.

Der Grund-Zug in Kettelers Charakter.

Die Eindrücke des elterlichen Hauses und die Grundsätze der Erziehung, von der eigenen persönlichen Willensrichtung erfaßt und ausgebildet, geben dem Jünglinge die Hauptzüge, in welchen später das Charakterbild des Mannes sich völlig ausprägen wird. So ist es die Regel und so war es auch im Leben des Bischofs v. Ketteler. Herangewachsen im schönsten Familienleben, unter den Augen eines Vaters, der ein vollendeter katholischer Edelmann war, einer Mutter, von unerschöpflicher Liebe und Sorge für ihre Kinder erfüllt, umgeben von einem geehrten und ehrfurchtsvollen Gesinde, das durchgängig wenig mehr Lebens- als Dienstjahre im herrschaftlichen Hause zählte, früh vertraut mit dem Leben des selbstbewußten Bauern oder des arbeitsamen Pächters und bescheidenen Handwerkers im Westfalenlande, aber auch bald eingeführt in die davon grundverschiedenen Verhältnisse der Fabrik- und Grubenarbeiter der Nachbarschaft und endlich durch Reisen und den mannigfachsten Verkehr zum Vergleichen der Dinge und Zustände angeregt, hatte bereits der jugendliche Freiherr von Ketteler nicht nur Interesse, sondern einen weiten Blick und eine nicht geringe Erfahrung in allen Fragen über die gesellschaftliche Lage unserer Zeit, ihre Gefahren und Gebrechen, ihre vermeintlichen und wahren Heilmittel.

Dieser natürliche Zug wurde später durch seine geistliche Stellung nur noch mehr vertieft, namentlich seitdem er als Bischof wirkte und so berufen war, zwar zunächst das geistliche Wohl der Untergebenen zu fördern, dabei aber von der Ueberzeugung ausging, daß die leibliche Wohlfahrt sehr oft die feste Grundlage und sicherlich auf die Dauer auch der Segen eines religiösen christlichen Lebens ist.

Unser centrifugales Geschlecht von heute, das die ganze Welt, nur nicht das Vaterhaus, zu seinem heimatlichen Herde machen will, hat kaum mehr ein rechtes Verständniß für die tiefe Bedeutung der heiligen Familienbande und ihres wohlthätigen Einflusses auf den Einzelnen. Wie anders dachte darüber unser kaum dreißigjähriger Student der Theologie, da er am Todestage seines Vaters an seine Schwester schreibt:*) „Ein liebevolleres Mutterherz, wie das unseres geliebten Mütterchens, ist gewiß auf Erden nicht zu finden, und ich fühle es immer in meinem Herzen wie es ihre große Liebe ist, mit der sie uns alle durchdringt und wodurch wir so innig untereinander verbunden sind. Wenn ich mich nicht irre, so hat Gott sich eines sehr ähnlichen und unendlich gütigen Mittels bedient, um Richard (seinen Bruder, den nachmaligen Kapuzinerpater Bonaventura) wie mich aus der Welt zu diesem (geistlichen) Berufe zu führen: ich meine nämlich die übergroße Liebe zu unserm elterlichen Hause und unserm geschwisterlichen Kreise. Ich habe wenigstens nie einen Augenblick gezweifelt, daß irgend ein Verhältniß in der Welt mir das auch nur einiger Maßen werde ersetzen können, und so ist es mir auch nicht so schwer geworden, der Welt zu entsagen. Nur der geistliche Stand bietet mir dagegen nicht nur das Glück, das ich zu Hause immer mehr und mehr von mir sich entfernen sah, sondern ein noch unendlich viel größeres und erhabeneres."

„Mutter und Kind", ruft der Bischof seiner Schwägerin zu**) „hängen so innig zusammen, daß jede wahre und falsche Empfindung der Mutter, jedes wahre und falsche Urtheil, jede wahre und falsche Richtung sich in das weiche Wachs des Kindesherzens abdrückt." Was er allein entbehrt, wenn er die höchsten Berge Tyrols erklimmt und die prächtigsten Aussichten genießt, wenn er in Italien Natur und Kunst staunend betrachtet, — das sind die Geschwister, die nicht mitsehen, mitstaunen, mitgenießen. Gerade an den reizendsten Punkten seiner Reisen melden sich Töne der Heimath bei ihm an und ein Heimweh nach der einförmigen rothen Erde ergreift ihn mitten in der Majestät der Alpenwelt.

Wenn er darum von der Kraft eines christlichen Familienlebens redet, so spricht er von seinem eigenen Leben.

Trotz der Last der Geschäfte blieb der geistige Verkehr mit

*) Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz, herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Mainz 1879. S. 117.

**) Ebd. S. 262.

den Geschwistern und Verwandten durch Briefe, Besuche und andere Mittel bis zuletzt ununterbrochen lebendig nnd wenn die Projecte für Besuche auch noch nicht festgestellt werden konnten, so waren wohl festgestellt seine Wünsche.*) So wurde denn auch später kaum ein wichtiger Schritt von ihrer Seite gethan, ohne den „Onkel Bischof" um Rath gefragt zu haben, kein freudiges oder trauriges Ereigniß trat ein, ohne daß sogleich nach Mainz darüber berichtet worden wäre und dieser seinerseits wirkte wie ein Vater in jenen Kreisen tröstend, bemitleidend, rathend und mahnend. Seine von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Besuche von dem Landsitze der einen zu dem der anderen Familie hatten einen ungemein herzlichen und patriarchalischen Charakter.

Nicht blos den Verwandten, sondern jedesmal dem ganzen Hause war die Ankunft des Bischofs eine Freude, da war kaum ein alter Diener oder Förster, den er nicht mit seinem Namen zu nennen, mit dem er nicht leutselig, wie er war, über vergangene Thaten Zeiten und Personen zu unterhalten sich herbeiließ. In Kettelers Augen gehörten sie alle zur Familie, und waren demnach alle berufen an allen Freuden und Leiden derselben Theil zu nehmen. Die Nachricht von dem Erkranken eines alten im elterlichen Hause angestellten**) Försters betrübte die Brüder Wilhelm und Richard, welche damals in München den theologischen Studien oblagen, ganz außerordentlich. Wenn nur Gott ihm noch einen lichten Augenblick vor seinem letzten Augenblick geschenkt hat! „Diese Art der Trennung (ohne die volle religiöse Vorbereitung) von einem Menschen, mit dem man so viele Jahre unter so theueren Verhältnissen verkehrt hat, ist unendlich wehmüthig. Wie gern hätte ich noch die letzten Augenblicke bei ihm zugebracht. Für unser liebes Harkotten (Stammsitz der Freiherrn von Ketteler) ist er ein Verlust, wie unseres alten Georg (Diener). Auch er wird uns überall abgehen." Hier spricht aus jeder Zeile Anhänglichkeit und Liebe an die treuen Hausgenossen.

Um so befremdender muthete den Studenten in der bayrischen Hauptstadt seine Wirthin und zwar eine Frau von J. an, „die in der Zeit, während er bei ihr wohnte, sechs Mägde gewechselt hatte." ***) Wie er es im elterlichen Hause kennen und lieben gelernt hatte, ebenso hielt es der Pfarrer und Bischof in seinem eigenen Haus-

*) Ebd. 263.
**) Ebd. S. 134.
***) Ebd. S. 111.

halte. In seinem Testamente schenkte er seinen drei Dienstboten die ganze Ausstattung ihrer Zimmer, den Lohn für drei weitere Jahre, und seinem Bedauern über sein Unvermögen ein Weiteres zu thun Ausdruck gebend schreibt er: *) „Meinen treuen Dienstboten, die mir so lange treu gedient haben, kann nur Gott, für den sie das alles ja auch in Wahrheit gethan haben, den vollen Lohn gewähren. Mir fehlen dazu leider alle Mittel." Dies Lob war in der That ein verdientes. Der Diener hatte über achtzehn, die Köchin neunzehn, das zweite Hausmädchen über zwei und zwanzig Jahre zum bischöflichen Hause gehört und ihrem Herrn nicht mit knechtischer Furcht sondern kindlicher Liebe gedient. Wo darum der Bischof nur eine Gelegenheit fand, sich anerkennend gegen sie zu beweisen, da ergriff er sie mit Freuden. Was an Entschädigungsgeldern für Einquartirung und dergleichen an das Haus entfiel, das gehörte dem Dienstpersonal. Ein Geld-Geschenk seiner Schwester, der Gräfin Merveldt, bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums freut ihn außerordentlich, da er so in der Lage war, „seinen guten treuen Leuten eine Anerkennung zu gewähren." **) Gelegentliche Dienstleistungen belohnte er freigebigst. Gerührten Herzens berichtete mir jüngsthin noch ein Mann, der von Zeit zu Zeit dem Bischofe eine Dienstleistung zu erweisen hatte, wie derselbe ihm im Kriegsjahre 1866 das doppelte Trinkgeld gab mit den Worten: „Da, nehmen Sie dies, Sie werden auch dieses Jahr manchen Verlust gehabt haben."

Indeß beschränkte sich diese väterliche Herzlichkeit und Leutseligkeit nicht auf die Hausgenossen, sie verbreitete sich auf alle, mit denen er in nähere Berührung kam. Da waren es zuerst die Kinder, die seine ganze Theilnahme erweckten. Zur Zeit seiner ersten priesterlichen Wirksamkeit in dem westfälischen Landstädtchen Beckum ließ er für die Schulkinder der Bauerschaften, die wegen der weiten Entfernung über Mittag nicht nach Hause gehen konnten, ein eigenes Zimmer herrichten. Hier saßen die Landkinder an kalten Wintertagen in der Zwischenzeit am warmen Ofen und lernten. Gern verweilte der Kaplan unter ihnen, scherzte mit ihnen, belehrte, ermahnte, beschenkte sie und erzählte ihnen heitere und ernste Geschichten. Auch als Bischof liebte er es, wenn die Kleinen zutraulich zu ihm gelaufen kamen. Wo in einer Gemeinde die Jugend dem Geistlichen scheu auswich

*) Letzte Lebenswochen des hochsel. Bischofs von Mainz von Dr. B. Liesen S. 75.

**) Briefe S. 506.

oder gleichgiltig vorbeiging, hielt er sich verpflichtet, denselben auf die große Bedeutung aufmerksam zu machen, welche das Zutrauen der Jugend und ihre Anhänglichkeit an den Geistlichen auf die gesammte seelsorgliche Wirksamkeit in der Gemeinde hat. Wer die Kleinen für sich hat, wird auf die Dauer auch die Großen gewinnen, galt ihm als Grundsatz. Daher das Interesse an den Freuden des Kindes, daher seine väterlichen Briefe an achtjährige Großneffen und Großnichten, daher sein womöglich jährlicher Besuch und mehrtägiger Aufenthalt bei den Waisenkindern seiner Anstalten. Alle Jahre im Herbste, wenn die Trauben in dem bischöflichen Garten reiften, wurden auf je einen Nachmittag die Knaben und die Mädchen der städtischen Waisenhäuser ins Bischofshaus eingeladen, um dort nach Spiel und Scherz bewirthet zu werden.

Niemals war ihm eine Person zu gering, die er nicht zu sich gelassen, eine Hütte zu niedrig, die er nicht betreten hätte, wenn er hörte, daß man nach ihm verlangt habe oder ein Kranker und Leidender zu trösten sei. Durch seine jahrelange und eingehende Wirksamkeit war er in dem abgelegensten Filialdorfe seiner Diöcese bei Jedermann bekannt und was er am Grabe von Auerswald und Lichnowski im Jahre 1848 in Frankfurt über seine damalige Pfarrei Hopsten aussprach, war bald in seiner ganzen Diöcese Mainz volle Wahrheit: „Ich lebe mit und unter dem Volke; ich kenne es in seinen Leiden und Schmerzen; es fließen nicht viele Thränen, es herrscht kaum eine Noth unter dem Volke, dessen Leitung mir anvertraut ist, die es mir nicht klagt, die ich nicht mit ihm theile und zu lindern suchte."

II. Wohlthätigkeit gegen die Armen und Nothleidenden.

„Wenn ich Nichts für die Armen habe, gehe ich nicht aus", sagte Bischof Ketteler bei Gelegenheit seines letzten römischen Aufenthaltes einmal zu seiner Umgebung, nachdem er einen schlafenden Bettler erst geweckt und dann beschenkt hatte,*) und wer jemals Gelegenheit gehabt hat, mit ihm über Weg zu gehen, wird es bestätigen können, wie er niemals einen Bettler zurückwies, es sei denn daß derselbe eine notorisch verkommene und unwürdige Persönlichkeit war. Ja selbst solchen konnte sein mildthätiger Sinn nicht stets widerstehen; mit einer allerdings eindringlichen Zurechtweisung fiel auch für sie noch Etwas ab.

*) Letzte Lebenswochen, S. 31.

Eine schöne Gelegenheit der werkthätigen Liebe bot sich dem jungen Pfarrer von Hopsten gleich im ersten Jahre seines Wirkens. Die Trockenheit des Sommers 1847 brachte eine ungewöhnliche Theuerung der Lebensmittel, die besonders in der nicht wohlhabenden Gemeinde bald bitter empfunden wurde. Um das Unglück zu vermehren, stellte sich noch der Typhus ein. Der Pastor legte die Hände nicht müßig in den Schooß. Mit einem angesehenen ortskundigen Mann ging er bei den wohlhabenderen Oekonomen von Haus zu Haus und schrieb auf, wie viel sie von ihrer Ernte zur Steuer der Noth in den weniger bemittelten Familien ablassen könnten und ebenso nahm er bei den besser gestellten Bürgern Geld-Einzeichnungen für diesen Zweck entgegen. Wie nun die Noth herankam und auch viele sonst nicht gerade arme Familien in Bedrängniß waren, ging der Pastor und sein Begleiter in der Stille und Dunkelheit aus, um Unterstützung zu bringen und gleichzeitig den Namen zu schonen. Niemand als sie beide wußten, wohin die Gaben kamen und es ist auch nie offenkundig geworden. Was er von seinem eigenen Vermögen und durch die Gaben seiner Verwandten in jenem Nothjahre geleistet, entzieht sich der Berechnung. Ganze Wagenladungen von Getreide, Brod, Kartoffeln kamen an und jedenfalls sind alle Kosten dafür durch die Hand des Seelsorgers bestritten worden.

In jenem Jahre, so erzählt man in Hopsten noch heute, besuchte ihn auch eine seiner Schwestern; der Bruder lud sie ein, mit ihm eine Runde in der Gemeinde zu machen. Er führte sie aber nur in Häuser, wo Kranke und Arme waren. Natürlich konnte die gnädige Frau hierbei ihrer Wohlthätigkeit freien Lauf lassen. Die Reihe war aber so unerschöpflich, daß die Baarschaft ihr völlig ausging und sie sich das Geld zur Heimreise leihen mußte.

Die verheißungsvollen Octobertage 1848 zu Mainz, die erste der jährlichen Versammlungen der katholischen Vereine Deutschlands sahen auch das damalige Frankfurter Parlamentsmitglied Freiherrn von Ketteler in der Mitte der begeisterten und zielbewußten Redner, Man sprach nicht nur von sich, sondern auch von dem armen Volke. das mit uns eines Sinnes, aber von den Sorgen um das Irdische so in Anspruch genommen und herabgedrückt sei, daß ihm für das geistige Wohl kaum Zeit übrig bleibe. Mitten in der fröhlichsten Stimmung bei dem Festmahle in der Neuen Anlage am 4. October erhebt sich der Pastor von Hopsten zu folgendem Trinkspruch: Indem

ich dem Vorredner (Riffel, der dem ehrlichen frommen Volke ein Hoch gebracht hatte) auf das Innigste mich anschließe, habe ich noch einen Beisatz anzufügen, der auf denselben Gegenstand gerichtet ist. Derselbe Schmerz, der heute Morgen uns erfüllte bei dem Hinblick auf die Noth des armen Volkes erneuert sich in mir in dieser Stunde bei dem Gedanken: so viele Arme dieser Stadt, welche uns eine so gastliche Aufnahme geboten, einen so großartigen geistigen Genuß geboten, theilen unsere gegenwärtige Freude nicht. Nach der Anordnung Gottes ist dem Einen mehr, dem Andern weniger zugetheit; aber nur darum, damit uns Gelegenheit und Aufforderung gegeben sei, diesen Unterschied nach Kräften auszugleichen. Nicht ein Glas Wein ist es deßhalb, was ich sie auffordern möchte, auf das Wohl der Armen zu leeren; meine Absicht ist, Sie einzuladen, daß Sie in der gegenwärtigen, für uns so frohen Stunde mit Herz und Hand zum Wohle des armen Volkes wirken, der Armuth helfend zur Seite treten. Und in dieser Gesinnung bringe ich den Armen des deutschen Volkes in Ihrer Mitte ein Hoch aus."

Sprach's, nahm den Hut in die Hand, ging die Reihen entlang, während andere auf ihrer Seite ihm dabei behülflich waren und in einem Augenblick waren 125 Gulden zum Besten des Mainzer Vincenzvereines gesammelt. Für die großmüthige Gabe, die durch eine kluge und feine List mit einem Trinkspruche erreicht war, sprach der Präsident des Vereines, Domcapitular Lennig „im Namen unserer Armen" den Dank aus. *)

Am 3. December jenes Jahres hatte v. Ketteler in seiner zweiten Predigt über die großen socialen Fragen der Gegenwart unter Anderm in heiliger Entrüstung ausgerufen: **) „Wie ist es möglich, daß wir auf der einen Seite Reiche und Besitzende sehen, die in Verleugnung der einfachsten Naturgesetze und ohne im Gewissen erschüttert zu werden, ihr Vermögen vergeuden, während sie Arme verhungern, arme Kinder verwildern lassen? Wie ist es möglich, daß uns noch der Ueberfluß schmeckt, während unsere Brüder am Nothwendigen Mangel leiden? Wie ist es möglich, daß wir an Trink- und Tanzgelagen noch Freude finden, und daß uns dort das natürliche Herz nicht berstet und zerreist, wenn wir der armen Kranken gedenken, die in der Fiebergluth ihre Arme nach Labung ausstrecken

*) Verhandlungen der ersten Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands, Mainz 1848. S. 86.

**) „Die großen, socialen Fragen der Gegenwart. Mainz 1849. S. 20,

und Niemand finden, der sie ihnen reiche? Wie ist es möglich, daß wir noch mit Freuden in den Straßen der großen Städte einherwandern, wo wir auf jedem Schritte und Tritte arme Kinder, die wie wir Menschen, Ebenbilder Gottes sind antreffen, die im tiefsten sittlichen und leiblichen Verderben heranwachsen, in der Geburt, in der Jugend und im Alter Opfer der schmachvollsten Leidenschaft?" Sein demüthig bittendes Schlußwort lautete: O, möchte ich der Liebe Jesu und dem Troste der Armen doch nur eine Seele und ein Leben heute gewonnen haben".

Tags darauf lief ein Schreiben, dem 60 Gulden beigelegt waren, an den Prediger ein, worin es heißt: „Ihnen, hochgeehrter und liebreicher Verkünder des Wortes Gottes kommt es zu, Früchte Ihrer Predigt zu sehen, damit Sie sich überzeugt halten, wie dieselbe tief einschlug in die Herzen und Nieren Ihrer Zuhörer". Der Empfänger übermittelte die Summe alsbald an die Redaction der Katholischen Sonntagsblätter mit dem Bemerken:*) „Da die Summe ohne Zweifel für die Armen der Stadt Mainz bestimmt ist, und ich vernommen habe, daß man beabsichtigt, hier eine Anstalt der barmherzigen Schwestern zu errichten, so weiß ich kein besseres Mittel, um das mir anvertraute Geld für unsere armen Mitbrüder recht nutzbar zu machen, als indem ich es Ihnen als Beitrag zu dem gedachten Zweck überreiche. Sollte dieses schöne Vorhaben nicht in Erfüllung gehen, so bitte ich, das Geld später dem Vincentiusverein zur Verwendung zu übergeben". Zum Besten des wohlthätigen Vereins vom hl. Vincenz zu Mainz wurde auch das Honorar der herausgegebenen sechs Predigten bestimmt.

In der ersten Anrede nach seiner Consecration wandte der Bischof von den Sündern sich an zweiter Stelle zu denen, die arm, mühselig und beladen sind mit Leid, Jammer und Elend. „An Euch hat mich der Heiland noch besonders gesendet, die ihr ganz besonders Kinder Gottes seid und die Liebe des Gekreuzigten genießet. Zwar kann ich nicht hoffen, wie gerne ich es auch möchte, aller zeitlichen Noth abzuhelfen; das aber kann ich Euch versprechen, daß ich bemüht sein werde, an Euch ein guter Hirte zu sein und mit allen mir von Gott gegebenen Mitteln Euch der geistigen Noth zu entziehen, um damit auch zugleich die zeitliche nach Kräften Euch zu erleichtern.**)

*) „Kathol. Sonntagsblätter" von Himioben 1848 Nr. 50. und 52.

**) Ebend. 1850 Nr. 30.

Was er hier auch für das leibliche Wohl zu thun versprach, hat er redlich gehalten. — Für sich und seinen Haushalt ging er nie von der größten Einfachheit ab. Ein Sopha und ein halb Dutzend Rohrstühle, dazu ein größerer Schreibtisch und ein gewöhnlicher Tisch bildeten die ganze Ausstattung seines Wohnzimmers. Das Schlafzimmerchen mit seinem militärisch einfachen Bett hat mehr als einem Besucher zu dem Ausruf veranlaßt: Wie? Das war das Schlafzimmer des adeligen Bischofs von Mainz! Silbergeschirr hat von Ketteler nie besessen; selbst das dem bischöflichen Stuhle von Mainz gehörige silberne Tafelgedeck hat er vielleicht drei Mal während seiner sieben und zwanzigjährigen Amtsführung gebrauchen lassen. Die gewöhnliche Mittagsmahlzeit bestand aus Suppe und zwei Gängen, Abends nur einem Gerichte; als Tischwein diente ein leichter Pfälzer Wein; Dessertwein kam nur an Festtagen oder wenn Gäste anwesend waren, auf die Tafel. An der Thüre des bischöflichen Hauses wurde, gleichviel ob der Bischof daheim war oder nicht, jeden Mittwoch und Samstag Brod und Geld an die Armen ausgetheilt und nach einem beiläufigen Ueberschlage mag sich diese Ausgabe auf mindestens 1,500 Mark belaufen haben. Die Pfarrer der Diöcese werden fast ohne Ausnahme von brieflichen Anfragen des Bischofs nach der Bedürftigkeit und Würdigkeit von Unterstützungsuchenden berichten können. Fiel die Antwort günstig aus, so theilte er durch die Hand des Ortsgeistlichen gerne aus, so viel es die Mittel erlaubten. Einige dieser Bittsteller, wie ein alter Invalide aus den Freiheitskriegen, schienen auf die bischöfliche Unterstützung alle Jahre so sicher zu rechnen, wie auf die Staatspension, und unseres Wissens hat von Ketteler sie nie im Stiche gelassen.

Durchblättert man heute die theilweise noch vorhandenen Bittgesuche, so findet man von der Hand der bischöflichen Secretäre bemerkt, wie einem verarmten „alten Freunde und Universitätsgenossen" im Anhaltischen zehn Gulden, einer adeligen Person, die „am Abend ihres prüfungsvollen Lebens den harten Kampf verschämter Armuth kämpfen muß", ein anderes Mal an zwei in traurigen Verhältnissen lebende adelige Geschwister in Danzig größere Summen übermittelt wurden. Bald ist es die Wittwe eines armen Schriftstellers, bald ein mager pensionirter Lehrer, dann wieder ein armer Student, welche sich, oft aus sehr weiter Ferne, an Bischof von Ketteler wandten und in den seltensten Fällen trifft man eine ablehnende Randbemerkung dazu an. Galt es aber erst für kirchliche

Anstalten, Neubauten von Gotteshäusern und derartigen Unternehmen einen Beitrag zu liefern, so sind stets bedeutendere Summen verzeichnet.

Manche arme Familien erhielten außerdem monatliche Unterstützungen zur Hausmiethe; in der Weihnachtszeit sorgte er theils durch persönliche Mittel, theils unter Mitwirkung wohlthätiger Vereine für die Bescheerung der brävsten armen Kinder aus den Stadtschulen mit Kleidungsstücken; die frohen Gesichter, womit die beschenkten Kinder und Eltern — es waren ihrer oft an die hundert — das bischöfliche Palais, in welchem die Bescheerung vor einem Kripplein unter Gesang und herzlicher Anrede des Bischofs erfolgte, verließen, hätte man sehen sollen! „Ich wollte, bemerkte er einmal seiner Schwester, Sophiechen (deren Nichte) hätte meine Weihnachtsbescheerung einmal sehen können. Es würde ihr, bei ihrer Liebe zu Kindern, Freude gemacht haben."*) Gegen die Zeit des weißen Sonntags, wo die erste hl. Kommunion der Kinder stattfindet, kamen zahlreiche Gesuche um Beihülfe zur Ausstattung derselben. Niemals hat der Bischof sich geweigert, wenn wirkliches Bedürfniß vorhanden war eine freigebige Hand zu zeigen.

Dem St. Vincenzvereine, der den Armen in eigener Person dienen, sie aufsuchen, trösten und unterstützen will, gehörte von Ketteler zeitlebens an und sein regelmäßiger Beitrag ließ nie auf sich warten. Ueberhaupt pflegte er regelmäßig gleich bei Empfang des Gehaltes einen bestimmten Theil desselben in eine eigene Armenkasse zu werfen und dieses Geld betrachtete er ohne Weiteres als deren Eigenthum und hätte es für Pflichtverletzung erachtet, dasselbe zu anderen Zwecken zu verwenden. „Mein Einkommen — heißt es in einem Erlaß des Bischofs vom 14. Februar 1862**) — theile ich, wie es meine Pflicht ist, seit zwölf Jahren, wo ich hier in Mainz als Bischof wirke, mit den Armen".

In den noch öfters zu erwähnenden ebenso herrlichen als praktischen Ausschreiben über die Werke der Nächstenliebe vom 23. Febr. 1859***) wird die Aufmerksamkeit der Pfarrer zuerst hingelenkt auf den Armenfonds in der Pfarrkirche, der von außerordentlich wohlthätiger Bedeutung sei: „Niemand ist so im Stande, die Armuth kennen zu lernen, wie der Pfarrer. Er allein erfährt nämlich in den meisten

*) Briefe. S. 478.
**) Kirchliches Amtsblatt für die Diöcese Mainz 1862 Nr. 2. S. 17.
***) Ebend. 1859 Nr. 2 S. 9—19.

Fällen die Stätte der verschämten Armuth, wo die bittersten Thränen fließen, von der aber die öffentliche Armenpflege so oft keine Kenntniß erhält. Welch' eine Wohlthat, wenn dann der Priester durch einen eigenen Armensonds der Kirche in dem Bestreben unterstützt wird, die verborgenen Wunden der Armuth zu heilen".

Gegen den Schluß des ersten Hirtenwortes, welches Wilhelm Emanuel am Jakobustage 1850 an die Geistlichkeit und die Gläubigen erließ, versprach er: „Wahrhaft! ich suche unter Euch nichts für mich. Was ich besitze, wenn ich sterbe, das soll Euch und Euren Armen ganz und gar gehören, und bis dahin verlange ich nichts als Arbeit und Mühe in Eurem Dienste". Mit diesen ersten steht das letzte Wort des Bischofs, sein Testament, in vollem Einklange: „Sämmtliche Möbel, liest man da,*) sowie das übrige Inventar meines Hauses nebst meinem Weiß- und Leinenzeug, meinen Kleidern und dergleichen Gegenständen, sollen durch den hiesigen Vincenzverein an Arme vertheilt werden. Außer dem in meinem Schreibtische befindlichen baaren Gelde habe ich kein Vermögen. Was ich hatte, habe ich zu guten Zwecken verwendet. Was sich an baarem Gelde vorfindet, soll gleichfalls durch den Vincenzverein an Arme ausgetheilt werden". Zu gleichem Zwecke bestimmt er daselbst die kleine Zahl von Kostbarkeiten, die ihm bei verschiedenen Gelegenheiten geschenkt worden, unter denen ein Kreuz im Werthe von 1200 Mark, Geschenk eines österreichischen Erzherzogs, bei Gelegenheit der durch den Bischof vollzogenen Trauung.

Nach dem Gesagten, das übrigens seiner Natur nach offen zu Tage lag, begreift man das ehrenvolle Geständniß eines sonst dem Bischofe feindseligen Tageblattes, das Geständniß der „Kölnischen Zeitung" nämlich: „Es ist nahezu wörtlich richtig, daß der gewaltige Streiter der Ecclesia militans arm gestorben ist"! Nicht blos arm, sondern wie wir hören werden, sogar noch mit einer Schuldenlast auf einer seiner wohlthätigen Anstalten ist Bischof Ketteler gestorben.

III. Verdienste um die Krankenpflege.

Gleich bei seinem ersten seelsorglichen Anfange hatte der Beckumer Kaplan Gelegenheit, mit dieser Seite socialer Wirksamkeit im eigenen Hause vertraut zu werden. Einer der beiden jungen Geist-

---

*) Letzte Lebenswochen S. 74. 75.

lichen, die sich mit ihm zu einem gemeinsamen Leben in einem „Priesterhäuschen" vereinigt hatten, begann zu kränkeln und zusehends hinzusiechen. Krankenschwestern waren damals Mitte der vierziger Jahre, auch in Westfalen noch kaum in Thätigkeit. Also ging Kaplan von Ketteler mit seinem anderen Genossen, dem jetzigen hochw. Bischof Johann Bernhard von Münster, selbst ans Werk und wurde Krankenbruder. Ein jüngerer Bruder des bald gestorbenen kranken Kaplans — es ist Herr Pfarrer Stumpf von Hopsten — berichtet*) dankbar über jene Liebensdienste. „Monatelang konnte der Kranke das Bett nicht verlassen. Aber er bedurfte keines Krankenwärters, von Ketteler pflegte ihn, wie es kein anderer besser gekannt hatte. Das Bettmachen und die Krankenpflege hatte er, wie er sagte, von seiner Mutter gelernt".

In jenen Wochen reifte nun auch in dem jungen Geistlichen der Plan heran, die Errichtung eines Krankenhauses und die Berufung von barmherzigen Schwestern nach Beckum als nächstes Ziel in's Auge zu fassen. Durch seine Schwester und seinem Schwager Graf Merveldt, welche im Jahre 1842 bei der St. Michaelskapelle ein Krankenhaus erbaut und Clemensschwestern von Münster dorthin berufen hatten, kannte von Ketteler bereits den wohlthätigen Einfluß dieser Anstalten. Kaum hatte die Schwester ihm damals mitgetheilt, daß der Platz bei jener Kapelle, worin die gräfliche Familiengruft ist, gewählt und der Bau eben begonnen werde, da erwiedert er am 13. December 1841 von München aus**): „Nun zu Eurem Spitälchen, das mich ganz mit Freude erfüllt! Das nenne ich einen Baum für die Ewigkeit, ein wahrhaft adeliges Unternehmen, einen neuen Beweis, wie Ferdinand in der That so vielseitig, allen zum guten Beispiele, sein Geld zur Ehre Gottes verwendet. Das wird Euren Seelen mit tausend und abertausend Seufzern von den Betten der Kranken aus gelohnt werden. Das wird eine große Freude sein, wenn wir einst zusammen dorthin wandern können. Es existirt in der Welt kein Denkstein an einem Grabe, wie dieser und in heimischerer Umgebung kann man nicht begraben sein." „Gott weiß", schreibt er prophetisch ein halbes Jahr später an dieselbe***), „ob in diesem Häuschen nach seinem Rathschluß nicht der Keim gelegt ist zu einer Einrichtung, die ihre Segnungen über das ganze Land verbreiten soll. Wundern sollte es mich wenigstens nicht, wenn die-

*) Westf. Volkskalender.
**) Briefe S. 108.
***) Ebend. S. 113, 133.

ses Beispiel Viele zur Nachahmung aneiferte. Ich wünsche dies noch mehr als für die Krankenpflege für das Beispiel, damit das Volk doch wieder einmal kennen lerne, was christliche Aufopferung ist. Die Idee davon ist ja vielfach den Menschen und selbst den Priestern entschwunden".

Dem Bürgermeister und Magistrate, sowie dem Landrathe des Kreises Beckum legte der vierunddreißigjährige Kaplan die Noth der armen Kranken eindringlichst ans Herz*). Sie seien oft in dem elendesten Zustande, worin Alles, wie Nahrung, Wohnung, Schmutz die Genesung hindere, ja nicht selten für immer unmöglich macht. Anderen nehme die kostspielige Pflege erst ihr geringes Vermögen und die Pflege sei alsdann elend, ihr Zustand hilflos. Wenn nun gar Wunden zu verbinden, Bäder oder Waschungen anzuwenden, wer solle da helfen ohne barmherzige Schwestern? Wie aber erst bei ansteckenden Krankheiten? „Doch wozu soll ich, schließt die Vorstellung, so bekannte Vortheile, bei denen ich die wichtigsten, moralischen noch nicht einmal erwähnt und die sich noch leicht sehr vervielfältigen ließen, weiter aufzählen, da ja noch nie ein Zweifel über den Nutzen der Krankenanstalten unter Leitung der Barmherzigen Schwestern erhoben worden, vielmehr überall, wo sie auf der weiten Welt errichtet sind, die Meinungen aller darin übereinstimmen, daß eine Gemeinde kein Institut von größerem Nutzen in ihrer Mitte besitzen könne. Wenn unser Heiland jedes Glas Wasser, den Armen gereicht, einst lohnen will, als sei es ihm gereicht, wie wird er jene belohnen, die mit Rath und That zur Begründung einer Anstalt mitgewirkt, wo vielleicht noch nach Jahrhunderten den armen Kranken bei ihren vielen Leiden geistlicher Trost und leibliche Pflege gereicht werden wird."

Den Worten folgten bald Thaten. Bei Verwandten und Freunden in der Nähe und Ferne zog der Krankenhausgründer um Gaben bittend herum. Und er muß Vertrauen eingeflößt haben, dieser begeisterte Collectant, denn Pfarrer Grothuß von Hervest in der Diöcese Münster, der trotz seiner Freigebigkeit, doch als sehr vorsichtig in Verausgabung seines reichen Vermögens galt, nahm ihn mit in seine Kirche und übergab ihm aus einem sicheren Verließ daselbst 2000 Thaler. „Ich selbst — gesteht der Bischof in einem Befürwortungsschreiben an das hessische Ministerium für die Beru-

*) Ebend. S. 149.

fung von barmherzigen Schwestern nach Bensheim*), habe an der Gründung einer Anstalt mitgewirkt, zu der wir jeden Balken am Dach und jeden Stein in der Wand erbetteln mußten, und jetzt (1851) werden dort in zwei stattlichen Häusern, in einem vierzig Kranke verpflegt, in dem andern sämmtliche arme Kinder der Umgegend erzogen, so daß ein bettelndes Kind etwas Unerhörtes ist". Als über die Höhe der von der Stadt- und Landgemeinde je nach Verhältniß zu leistenden Beiträge zu den Baukosten ernstliche Mißhelligkeiten ausbrachen, übernahm er selbst, um das trostlose Ende dieses Unternehmens, zu dem die Christen- und Bürgerpflicht in gleicher Weise drängten, abzuwenden, das fehlende Sechstheil. Welch eine Freude für ihn, als er im Jahre 1848 zur Einweihung des neuen schönen Krankenhauses von Frankfurt nach Beckum reiste und dabei die Festpredigt hielt!

In seiner Gemeinde Hopsten hat Pfarrer von Ketteler, der namentlich in den Typhusjahren 1847 auch dort das Elend der armen Kranken täglich vor Augen gehabt hatte, gleichfalls die Erbauung eines Krankenhauses geplant und bereits angeregt, aber erst sein Bruder und Nachfolger konnte an die Ausführung schreiten. Das Haus blüht und gedeiht unter der Leitung von vier Clemensschwestern aus Münster.

Ein Hilfruf zur Errichtung eines katholischen Krankenhauses zu Berlin machte im Frühjahr 1850 die Runde zuerst durch die Residenzstadt und zwar nicht blos bei den Katholiken, sondern auch bei Protestanten und Israeliten. Von da aus nahm er seinen Weg zu allen Katholiken des preußischen Vaterlandes, ja zu allen, die in dem großen deutschen Vaterlande als Glieder desselben Leibes die Leiden und Freuden jedes einzelnen Theiles mitempfinden würden. Erst fünfzig Betten zählte das seit drei Jahren errichtete St. Hedwigs-Krankenhaus, mit ansteckenden Krankheiten Behaftete konnte man gar nicht aufnehmen. Man mußte unbedingt an Erweiterung denken. Dazu fehlte ein Waisenhaus für Mädchen. Bereits am 7. Januar jenes Jahres hatte man ein fünf Morgen großes Grundstück, den Platz worauf jetzt das großartige St. Hedwigs-Krankenhaus steht, angekauft und es handelte sich nun, ein Bau-Kapital von mindestens 60,000 Thalern aufzubringen, um die Anstalt bis auf 300 Betten zu vergrößern.

---

*) Ebend. S. 227.

An der Spitze des ganzen Unternehmens stand der Probst zu St. Hedwig, von Ketteler. In einem eigenen Begleitschreiben zu jenem Aufrufe wendet er sich auch an die Handwerker, Taglöhner, Gesellen, Knechte, Mägde, sie möchten einige Tage arbeiten für den Thaler, den sie später zurückerhalten würden. Für die Bewohner der Provinzen wird besonders hervorgehoben, daß viele Tausende ihrer Kinder jährlich nach Berlin eilen, von denen viele dort erkranken, manche sterben. Ihnen wolle man beistehen. Man wolle sie in St. Hedwig aufnehmen, ihnen die Liebe ersetzen, welche die Angehörigen aus weiter Ferne denselben nicht reichen könnten, man wolle für ihren kranken Körper und, wenn sie in Todesgefahr seien, für ihre Seele sorgen.

Auch dieses Mal wurde das Vertrauen auf Gott und den Wohlthätigkeitssinn der Menschen nicht getäuscht. In jenem bereits erwähnten Schreiben an das hessische Ministerium*) konnte der Bischof berichten: „Die von mir unternommene Sammlung beträgt heute (Ende 1851) also binnen Jahresfrist 50,000 Thaler und die Mauern des neuen Krankenhauses sind schon aus der Erde.

Den ersten Besuch des am 14. Juli in Mainz eingetroffenen erwählten Bischofs Wilhelm Emanuel findet man erwähnt in dem vom Vincenz- und Elisabethenverein gegründeten Hospital der barmherzigen Schwestern, als dessen Förderer er schon durch seine Anregung und die bereits oben erwähnten Zuwendungen anzusehen ist. Er übernahm auch sofort die Stelle des Präsidenten im Verwaltungsrathe und trug bei der Regierung auf Verleihung der Corporationsrechte an. Aber er begegnete in Darmstadt Vorurtheilen und Mißtrauen gegen diese katholische Art der Krankenpflege. Ueber ein Jahr ließ die Antwort auf sich warten. Als nun die Centralarmencommission der Stadt Bensheim mit ihrem wiederholten Antrage auf Einführung der barmherzigen Schwestern im dortigen Hospital abschlägig beschieden wurde, sandte Bischof von Ketteler eine durch Zahlen und Thatsachen sprechende staatsmännische Vorstellung an das Ministerium des Innern ein. „Der wachsenden Noth und Armuth" — heißt es darin**), „der zunehmenden Entsittlichung insbesondere der Jugend gegenüber erachte ich es als eine Pflicht meines Berufes, überall, wo ich es vermag, auf Verbesserung der Pflege in den bestehenden Armen- und Krankenhäusern und auf Errichtung neuer Anstalten mit besonderer

*) Briefe. S. 228.
**) Briefe S. 227.

Rücksicht auf arme verwahrloste Kinder hinzuwirken. Es genügt wahrlich nicht, blos von den Vermächtnissen unserer Vorfahren und den alten Stiftungsfonds zu zehren, den überall von Jahr zu Jahr zunehmenden Ausfall der Armenkasse aber durch Steuern, die ohnehin genug wachsen werden, aufzubringen, — es ist vielmehr ein ganz dringendes Bedürfniß, in dem Volke selbst wieder ein höheres Interesse für die bestehenden und für Gründung neuer Anstalten der christlichen Nächstenliebe zu wecken". Nachdem dann die Beispiele aus der Diözese Münster, wo in acht Jahren zwanzig Anstalten der Art entstanden, und die eigenen Erfolge berichtet, auch das Urtheil competenter Männer angeführt worden, sagt die Eingabe gegen Schluß hin: „Ich kann nun der Hoffnung nicht entsagen, daß auch das Großherzogliche Ministerium eine Armen- und Krankenpflege, die auf Nächstenliebe beruht, jener vorziehen werde, die auf Gelderwerb beruht".

Wenn auch dieses Mal nicht von augenblicklichem Erfolge begleitet, so begann doch das beredte bischöfliche Wort wie ein lebendiges Samenkorn zu keinem. Schon am siebenten Juli 1852 wurde, trotz ohnmächtiger Verdächtigung einiger Uebelwollenden, die Krankenpflege im St. Rochushospital zu Mainz, worin damals jährlich 2400 Kranke verpflegt wurden, zwölf Vincenzschwestern aus dem Mutterhause zu Straßburg durch den Bürgermeister Stark und die Hospiziencommission im Beisein des Bischofs feierlichst übergeben. Es folgte dem Beispiele die Stadt Bingen, wo der neue Bischof noch nicht einen Monat nach der Weihe durch sein Erscheinen bei der Rochusprozession aller Herzen gewonnen und von der Nächstenliebe des Tagesheiligen ausgehend, nicht ohne Absicht betont hatte, eine solche Liebe sei in der katholischen Kirche nichts Seltenes, noch in dieser Stunde gebe die Thätigkeit der barmherzigen Schwestern Kunde davon. Anfangs 1854 wurde im Gemeinderath mit zwölf gegen drei Stimmen die Krankenpflege der Hospitaliten den barmherzigen Schwestern zugetheilt und am 4. Dezember desselben Jahres durch den Kreisrath Parcus, die Hospizien-Commission und den Dekan Gardt drei Schwestern aus der Genossenschaft vom hl. Karl Borromäus förmlich übergeben. Bei jener Gelegenheit gestand man, durch den Augenschein überführt, die Schäden und Mängel der bisherigen Verwaltung von allen Seiten ein und sprach die Hoffnung aus, daß unter der Hand der Schwestern das Haus bald ein neues Angesicht zeigen werde. Der glänzende Erfolg hat seitdem dort alle

Gegner zum Schweigen gebracht. In denselben Tagen erließ der Gemeinderath von Mainz einstimmig ein Dankschreiben an die barmherzigen Schwestern für ihr bisheriges Wirken im städtischen Hospital und gab dem Wunsche Ausdruck, auch das Invalidenhaus durch dieselben Krankenpflegerinnen besorgt zu sehen, was auch in kürzester Zeit Ende des Jahres erfolgte.

Sei es aus Neid über diese Erfolge, sei es aus schlecht verhehltem Haß gegen das Erwachen des Ordenslebens suchte ein Kreis-Assessor von Bensheim dem gegenüber eine rein menschliche Pflege der Barmherzigkeit unter dem Namen „Philanthropine" in's Leben zu rufen. Der Bischof verbot den Geistlichen zu diesem Werke ihre Hand zu leihen, weil das Wohlthun des Christen eine christliche Tugend und nicht ein heidnisches oder politisches Werk sei. Seitdem war Philantropine ein todt geborenes Kind.

Im Verlaufe weniger Jahre folgten auch die Behörden anderer größerer Städte der Anregung von Seiten des Bischofs. Ja, das Großherzogthum Hessen, welches bis auf Bischof Ketteler keine krankenpflegenden Schwestern, überhaupt kein Ordensleben kannte, sah nach kurzer Zeit überall öffentliche Hospitäler besorgt und musterhaft verwaltet durch Ordensschwestern aus den Häusern zu Straßburg, Trier, Niederbronn.

Hiermit nicht zufrieden, sann der Oberhirt darauf, auch den Landgemeinden die Wohlthat geordneter Krankenpflege durch Ordenspersonen zu verschaffen. Am Michaelstage 1851 traten auf seine Anregung in Finthen bei Mainz fünf Jungfrauen zusammen, um eine religiöse Genossenschaft zu bilden. Ihr Zweck war, die Jugend zu unterrichten und die Kranken in deren eigenen Wohnungen zu pflegen, weshalb sie sich nannten Schul- und Krankenschwestern von der göttlichen Vorsehung. Den zweiten Punkt betreffend heißt es in einer Erklärung ihrer Statuten*) Was die Schwestern bei dem wichtigen Berufe im Lehr- und Erziehungsfach an Zeit erübrigen, wollen dieselben dem Besuch und der Pflege der armen Ortskranken widmen, um in ihrer Congregation auf das vollständigste die Nachfolge Jesu Christi darzustellen, welcher seine Zeit hauptsächlich dem Lehramt widmete und, was er hiervon an Zeit erübrigte, dazu verwendete, den Kranken und Preßhaften Hülfe und Trost zu spenden.

Unsere Schwestern, deren Zahl in drei Jahren bereits auf

*) Kath. Sonntagsbl. 1854 Nr. 39.

vierundzwanzig gestiegen war, fanden solchen Anklang, daß die Gemeinden wirklich wetteiferten, dieselben in ihren Schul- und Krankendienst einzuführen. Zur Zeit ihrer Blüthe, der leider durch die hessischen Kirchengesetze sogleich die Vernichtung folgte, zählten dieselben 24 Niederlassungen, und mit schwerem Herzen mußten die liebevollen Pflegerinnen ihre trostlosen Kranken verlassen, um in fremden Ländern ja selbst über den Ocean hinaus eine neue Niederlassung zu suchen.

Den im Kriege Verwundeten des Jahres 1866 und 1870 wandte von Ketteler nicht minder seine Sorge zu. In einem eigenen Appell an die Diöcesanen forderte er zur Hülfe auf, eilte nach dem Gefechte am Main mit 28 Krankenschwestern persönlich nach Aschaffenburg, um den vielen Verwundeten beizustehen. Kaiser Franz gab dieser Opfersinn Anlaß, dem Bischof, „der in hervorragender Weise als geistlicher Fürst gewirkt" seinen kaiserlichen Dank auszusprechen.*) Ein gleiches läßt sich aus dem deutsch-französischen Kriege berichten wo der Bischof für die Verwundeten väterlich sorgte, insbesondere auch auf deren Pastoration bedacht war.

VI. Errichtung von Waisenanstalten.

Bereits in der Rede auf der Mainzer Katholiken-Versammlung des Jahres 1848 hob der Pfarrer von Hopsten hervor, nicht Worte sondern Liebenswerke seien die eindringlichsten Beweise und auf dem Gebiete dieser socialen Leistungen werde wie ein protestantisches Mitglied des Parlamentes geäußert habe, der Wettkampf zwischen protestantischem und katholischem Glauben sich fortan zeigen. Und diesen Beweis der Welt zu geben, seien wir Katholiken schuldig. In dem oben erwähnten Schreiben an das hessische Ministerium betheuert der Bischof in der eindringlichsten Form: „das Großherzogthum ist doch wahrlich sehr arm an Häusern für Arme und Kranke und insbesondere für Erziehung verwahrloster Kinder. Man weiß diese in der That gar nicht unterzubringen und nimmt sie oft schlechten Eltern weg, um sie noch schlechteren Pflegeltern zu übergeben. Es wird ja geradezu ein Gelderwerb mit den armen Kindern getrieben und die Pflegeltern wollen an dem geringen Kostgelde noch einen Profit machen. Welch' eine Pflege muß das sein.

Zu Neustadt im Odenwalde nahm er selbst am 24. August

*) Briefe S. 342.

1856 die Weihe des 2. Marienhauses für katholische Waisenmädchen vor. Durch ein freigebiges Vermächtniß der Fürsten Sophie von Löwenstein im Betrage von 35,000 Gulden, sowie durch die großmüthige Unterstützung der ganzen Diöcese durch eine jährliche Collecte und sonstiger Wohlthäter war er im Stande, gleich im ersten Jahre 37 Kinder unter der Leitung von 4 Schwestern aus dem Mutterhause zu Finthen aufzunehmen. Für hülfsbedürftige Kinder weiblichen Geschlechtes in der Diöcese sollte nach dessen Statuten (Ausschreiben vom 7. Januar 1858) das St. Marien-Waisenhaus eine Zufluchtsstätte in solcher Ausdehnung werden, als es die Mittel der Anstalt gestatten. Es sollten also in der Regel nur arme Kinder Aufnahme finden, welche bei ihren Eltern die gehörige Pflege und Erziehung nicht erhalten können und Waisenkinder. Diese sollen unentgeltlich verpflegt werden, solche dagegen, deren Erziehung Gemeinden und sonstigen Anstalten obliegt oder, welche Vermögen besitzen, sollen nach späteren Bestimmungen ein Kostgeld von 200—300 M. entrichten. Das Haus will den Kindern die Stelle des elterlichen Hauses ersetzen, sorgt für ihre Verköstigung und Pflege, für den Schul- und Religionsunterricht, sowie für Unterweisung in allen ihren Verhältnissen entsprechenden weiblichen Handarbeiten und in Führung der Haushaltung. Und Gottes segnende Hand ruhte sichtbar auf dem Unternehmen, an dem der Gründer mit ganzer Seele hing.

Durch verschiedene Erweiterungen, welche die stets steigende Zahl der Kinder nöthig machten, durch Hinzufügung einer Kapelle und Abrundung des um das Haus liegenden Areals ist nunmehr in dem waldigen Mümlingthale am Fuße des Breuberges ein so stattlicher Bau für die Waisenmädchen und ein so treffliches Mutterhaus für die Eltern- und Heimathlosen geschaffen, daß man leicht begreift, wie die dort erzogenen Kinder noch mehr, als es selbst beim elterlichen Hause der Fall ist, ein Heimweh darnach ihr Leben lang bewahren. Auch den Bischof selbst schien alljährlich ein Heimweh nach seinem Marienhaus zu befallen; wenn er nach Vollendung seiner Visitations- und Firmungsreisen im Spätherbste noch einen oder andern freien Tag erübrigte, so wurde derselbe gewiß seinem Neustadt und dem gleich zu erwähnenden Klein-Zimmern gewidmet. Der Besuch gehörte in jedem Jahre zu den glücklichsten Tagen, die er in seinem Oberhirten-Amte verlebte.*)

*) Worte des Bischofs aus dem Hirtenbriefe über Gründung eines Knabenrettungshauses für die Diöcese Mainz. S. 7.

Bei Gelegenheit des am 24. August v. J. gefeierten 25jährigen Jubiläums ging von dem Verwaltungsrathe des Hauses ein Bericht in die Oeffentlichkeit aus.*) Darin heißt es u. A. seit der fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit des Waisenhauses erhielten mit Ab- und Zugang 718 Mädchen Erziehung, Unterricht und Pflege, nicht mitgezählt diejenigen Kinder, die nur ganz vorübergehend in der Anstalt waren. Die abgegangenen Zöglinge sind theils in das elterliche Haus zurückgekehrt, theils auch in einen Dienst getreten. Sehr viele der früheren Zöglinge, welche in allen Ländern Europas, ja sogar in Amerika und Australien leben, stehen mit der Oberin der Anstalt in regem Briefwechsel. Sie betrachten die Oberin als ihre Mutter, holen sich in wichtigen Anliegen bei ihr Rath und freuen sich, ihre alte Heimath St. Marien bisweilen besuchen zu können, was namentlich die in der Nähe wohnenden ehemaligen Zöglinge wenigstens einmal im Jahre zu thun pflegen. Ein Theil der älteren Zöglinge ist bereits verheirathet und bringt zum Besuche der geistlichen Mutter den einen oder andern jungen Sprößling mit. Eine nicht unbedeutende Anzahl der Mädchen, welche dem Waisenhaus ihre Erziehung verdanken, hat sich dem Lehr- und Erziehungsfache gewidmet; einige derselben sind Ordensschwestern geworden und haben nun Gelegenheit, auf die vollkommenste Weise Gott dasjenige zurückzuerstatten, was er ihnen einst in St. Marien zu Theil werden ließ.

Gegenwärtig befinden sich in der Anstalt unter der liebevollen und opferwilligen Leitung von 7 Schulschwestern 141 Zöglinge. Alle Jahre am Maria Himmelfahrtsfeste werden in allen Pfarrkirchen der Diöcese für das Haus freiwillige Beiträge gesammelt. Daß die Katholiken mit Freuden solch edles Werk ihres Oberhirten anerkannten und auf seine Absichten eingingen, bewies gleich die erste Collecte des Jahres 1858, welche 1327 Gulden ergab, was bei der geringen Zahl wohlhabender Katholiken nicht wenig sagen will. Auch die Regierung hatte nicht umhin gekonnt, der Gründung durch Verleihung der Corporationsrechte vom 13. Mai 1857 ihre Bestätigung zu verleihen, und die edelmüthige Frau Großherzogin Mathilde wandte dem Hause 1000 Gulden zu.

Nicht so leicht wie das Mädchen-Waisenhaus sollte indeß das Knaben-Rettungshaus erstehen. Daß ein solches und vielleicht noch mehr noth thue, verhehlte Bischof v. Ketteler sich nicht. „Arme

*) Das St. Marien-Waisenhaus bei Neustad im hessischen Odenwald.

Knaben, sagt er darüber in dem zuletzt genannten Hirtenbriefe, lassen sich in Häusern, wo sie untergebracht werden noch weniger für allerlei Familienbedürfnisse brauchen, wie die Mädchen. Sie sind deßhalb bei gefühllosen Pflegeeltern einer noch härteren Behandlung ausgesetzt. Außerdem bedarf der Knabe in ganz besonderer Weise einer liebevollen Pflege, wenn sein Herz nicht von Jugend auf abgestoßen, hart, selbstsüchtig, ja menschenfeindlich werden soll. Ein Knabe aber, der in unsittlichen Verhältnissen unter unsittlichen Vorbildern aufwächst, ist gewißermaßen von Kindheit auf an Leib und Seele vergiftet. Wie viele Knaben befinden sich in diesen Verhältnissen!"

Aus Dankbarkeit für das segensreiche Wirken des Bischofs in Stadt und Diöcese hatte man bei der besonders geeigneten Veranlassung der ersten Volksmission in der Stadt Mainz schon im Januar 1852 in der Stadt Listen mit freiwilligen Beiträgen für ein Rettungshaus in Umlauf gesetzt. Man wollte auf diese Weise, wie die erste öffentliche Anregung lautet: einen Lieblingswunsch dieses wahrhaft apostolischen Mannes fördern, nämlich ein Asyl für verwahrloste Kinder, ein Institut dieser großen und liebreichen Seele ebenso würdig, als für die Stadt ein dringendes Bedürfniß. Am 26. Januar jenes Jahres sprach Medicinalrath Dr. Gröser als Führer der Deputation, die dem Bischof den Dank der katholischen Stadtbevölkerung aussprechen sollte, zum Schlusse seiner entschiedenen Rede:*) Hochwürdigster Herr! Als wir, von diesen Gesinnungen (des Dankes) erfüllt, beriethen, wie wir dieselbe auf eine augenfällige Weise beurkunden könnten, da schwebten Sie uns vor und schienen uns zu sagen: Weg mit den Eitelkeiten der Welt, die geringste gute That ist besser, als der glänzendste Fackelzug, der vorgeschlagen wurde; und wir folgten Ihrer Eingebung und steuerten — ein jeder nach seinen Kräften — bei zur Unterstützung der Anstalt für verwahrloste Kinder. In wenigen Tagen werden wir die Freude haben, das Ergebniß dieser Sammlung Ihren Händen zu überreichen, und bitten Sie schon jetzt, in derselben ein Merkmal unseres aufrichtigsten Dankes und unserer treuesten Liebe und Ehrerbietung gegen Sie genehmigen zu wollen."

Sichtlich ergriffen, nahm der Bischof das Geschenk, welches sich beiläufig auf 2000 Gulden bezifferte, entgegen, indem er hervorhob, wenn man ihm eine rechte Freude habe bereiten wollen, so hätte dieses auf keine andere Weise und besser geschehen können, als

*) Mainzer Journal.

durch Förderung eines Instituts, das von so unberechenbarem Nutzen sei und ihm so sehr am Herzen liege.

Die Sammlungen wurden ununterbrochen fortgesetzt und Hoch und Nieder steuerte bei. Kaiser Ferdinand und Kaiserin Maria Anna von Oesterreich, zu deren Kenntniß die fürsorglichen Absichten des Mainzer Bischofs gelangt waren, stellten 1200 Gulden zur Verfügung, eine gleiche Summe die Kaiserinwittwe Carolina Augusta, die Fürstin Löwenstein 4500, Gräfin Hahn-Hahn 9367, Kaufmann Moufang 1200, die Diöcese durch Collecten bis 1866 bereits 22,160 Gulden, in dem ersten Jahre erbrachte die Hauscollecte in der kleinen Diöcese 3270 Gulden, so daß innerhalb weniger Jahre 40,000 Gulden in den Händen des Bischofs lagen.

In der aus etwa fünfhundert Seelen bestehenden Dieburger Filialgemeinde Klein-Zimmern wurde also ein altes herrschaftliches Haus nebst großen Oekonomiegebäuden und 24 Morgen Feld käuflich erworben, und am 25. October 1864 nach feierlicher Einweihung des Hauses, dasselbe unter dem Schutze des h. Joseph dem neuen Zwecke übergeben. Dieser ist aber zunächst, allen armen Knaben der Diöcese die nöthigen Bildungsmittel zu bieten, an Knaben, denen der Tod die Eltern geraubt, Elternstelle zu vertreten, bemittelten Eltern aus dem Handwerker- und Bauernstande, die ihren Kindern für ihren späteren Lebensbedarf eine gute Ausbildung geben wollen, auch hierfür eine ausreichende Befriedigung zu geben; es soll das Haus mit einem Worte eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für Knaben sein, die im weiteren Sinne zu dem Arbeiterstande gehören, zu allen jenen Ständen, die sich durch Arbeit ernähren müssen. Arme Knaben sollen ganz oder theilweise umsonst aufgenommen werden, Knaben bemittelter Eltern gegen ein Kostgeld, welches alle ihre Auslagen deckt (100 Gulden).

Der anfängliche Grundbesitz reichte aber nicht aus, um den Zöglingen, welche bald auf ein halbes hundert stiegen, das richtige Bild einer alle Zweige der Landwirthschaft umfassenden mustergiltigen Oekonomie vor Augen zu stellen. Als sich deshalb im Jahre 1866 die Gelegenheit bot, ein neues benachbartes Gut von 120 Klaftermorgen Ackerfeld und 15 Morgen Wiesen, zugleich mit stattlichen Oekonomiegebäuden dazu zu erwerben, übernahm der Bischof dasselbe, allerdings nicht ohne langes Bedenken, für die hohe Kaufsumme von 92,000 Gulden. So ist die Anstalt denn zu einer Ausdehnung gelangt, die allen Bedürfnissen der ganzen Diöcese auch für die Zu-

kunft genügt. Die darauf ruhende Schuld war allerdings noch Zeitlebens ein Kind schwerer Sorgen für den Gründer. Was er selbst ersparen konnte, das Honorar, welches die literarischen Erzeugnisse für ihn abwarfen — für das Jahr 1867 belief sich die persönliche Beisteuer des Bischofs auf 3245 Gulden — Schenkungen, kurzum Alles gehörte dem St. Josephshause in Klein-Zimmern. Die Freude des Bischofs hätte man sehen müssen, wenn er wiederum einige tausend Gulden abtragen konnte! Eine der freigebigsten Helferinnen hierbei war unbezweifelt Gräfin Ida Hahn-Hahn; sie gab, nach Abzug des geringen Bedarfs für ihren eigenen Unterhalt, jährlich ihre bedeutende Apanage und sämmtliches Honorar ihrer Werke, Summen von durchschnittlich 5000—6000 Gulden das Jahr.

Haushälterisch und väterlich zugleich verlässigte sich der Bischof jeder Zeit über das Gedeihen der Anstalt, Fleiß und Führung der Kinder, ihre Kost und Kleidung. Bei seiner jährlichen Anwesenheit entging nichts seiner Aufmerksamkeit; der Hausrath, Garten und Feld, Viehstand, Ackergeräthe, Alles wurde bis in's Kleinste persönlich gemustert. „In der St. Josephs-Anstalt", beginnt ein Aufruf vom 18. September 1876 an die Pfarrer, „wo sich gegenwärtig 85 Knaben befinden, fehlen, wie ich mich dieser Tage persönlich überzeugt habe, an dem nöthigen Inventare etwa 90 warme doppelte Decken, 200 Betttücher und eben so viele Hemden. Daß aber in unserer Anstalt das Nothwendige den Kindern reichlich und gut gereicht werden muß, versteht sich von selbst. Ich theile daher diese Bedürfnisse unserer Diöcesan-Anstalt den hochw. Herrn Pfarrern mit und bitte, aber nur diejenigen unter ihnen, welche helfen können, ohne daß es ihnen lästig fällt, mir für diesen Zweck einen Beitrag zu geben." Die Bitte war nicht vergeblich, man wußte ja bereits längst die Wohlthat der Anstalt zu würdigen; es liefen so reichliche Gaben an Naturalien und Geld ein, daß sie die Erwartungen des Bittstellers „weit übertrafen*)".

Bei solchem Interesse begreift es sich, wie der Bischof in Klein-Zimmern sich wie zu Hause fühlte und jedes Kind dort ihn als seinen zweiten Vater verehrte. „Einige freie Tage benutze ich, schreibt er aus Klein-Zimmern am 25. September 1866 seiner Schwester Gräfin Merveldt**), um noch bei meinen lieben Buben zu sein. Daß ich durch diese Anstalt es ermöglichen kann, unter so angenehmen

*) Vergl. Kirchliches Amtsblatt 1876 Nr. 8, und 1877 Nr. 5.
**) Briefe S. 345.

Verhältnissen freie Zeiten auf dem Lande zuzubringen, ist für mich von Werth. Außerdem macht mir die Anstalt außerordentliche Freude und nur die Schuldenlast trübt sie etwas; doch da wird der hl. Joseph gewiß auch noch helfen. Möge Gott nur geben, daß es mit den Kindern so fortgeht. Du kannst dir nicht denken, was es für gute, aufrichtige, fromme und fleißige Kinder sind. Du hättest gewiß großes Wohlgefallen an der ganzen Anstalt, und ich hoffe sehr, sie dir einmal zeigen zu können". Ein anderes Mal theilt er ihr mit:*) „Morgen gehe ich mit dem ganzen Domcapitel zum Theater nach Klein-Zimmern, wo die Buben ein Stück aufführen. Wäret Ihr doch dabei!"

Seit achtzehn Jahre blüht nunmehr die St. Josephs-Knaben-Anstalt zu Klein-Zimmern unter einem geistlichen Rector und einigen Brüdern, die sich freiwillig dem schweren Berufe widmen. Sie zählt eben über 80 Zöglinge, würde aber eben so leicht die doppelte Zahl aufweisen, wenn die finanzielle Lage es ermöglicht hätte, noch mehr ganz, oder beinahe ganz arme Knaben gegen kleinere Vergütung aufzunehmen. Manche Schüler haben als Handwerker, wie Schreiner, Schneider, Schuhmacher, Schlosser die angehende Lehre im dortigen Hause genossen und sehen es für eine Ehrensache an, durch gelegentliche kleine Geschenke von Arbeiten ihrer eigenen Hände ihre innige Dankbarkeit auszudrücken: sehr viele stehen in der Oekonomie und Gärtnerei, die sie in der Anstalt sehr rationell praktisch erlernt haben**) bereits als selbstständige Meister oder hoffnungsvolle Gesellen da. Wie viele junge Leute aber aus verkommenen oder vernachlässigten Verhältnissen, die später unfehlbar der Gesellschaft zur Last gefallen und selber körperlich und geistig zu Grunde gegangen wären, dem St. Josephshause ihre Rettung, und ihr späteres Lebensglück verdanken, läßt sich wohl andeuten, aber nicht in Zahlen berechnen.

Zu bedauern bleibt nur noch, daß es dem hochverdienten Begründer des Hauses, trotz seiner Bemühungen, nicht gelungen ist, demselben Corporationsrechte Seitens der Regierung zu erwirken und es dadurch als Diöcesananstalt möglichst sicher zu stellen. So kommt es, daß diese Anstalt mit ihren noch heute nicht unbedeutenden hypothekarischen Schulden und bei den jährlichen Ausgaben, die wegen der vielen unbemittelten Zöglinge durch die regelmäßige Ein-

*) Briefe S. 467.

**) Die St. Josephs-Anstalt trug bei verschiedenen landwirthschaftlichen Ausstellungen in Darmstadt, Frankfurt, Dieburg, u. a. selbst erste Preise davon und bei gelegentlichen Visitationen auch von Seiten großherzoglicher Regierungsbeamten ernteten Schule, Werkstätte und Oekonomie alles Lob.

nahme nicht stets gedeckt werden können, heute noch eine Erbschaft bildet, reich an Sorgen wie an Segen. Indeß tritt der liebevolle Erbe, Dombecan Dr. Heinrich, auch hier ganz in die Fußstapfen des Erblassers und hofft, gewiß nicht vergebens, daß die Diöcesanen jährlich besonders am weißen Sonntage, als am Tage der ersten hl. Communion der Kinder, der Collecte für das St. Josephshaus freigebig eingedenk bleiben und auch sonst milde Hände sich finden, um zur Krönung des schönen bischöflichen Werkes beizutragen.

V. Bemühungen für den Handwerkerstand und Dienstboten.

Die Bauhütte, „Organ des Vereines der deutschen Freimaurer", brachte am 8. October 1864 einen angeblichen Bericht über eine donnernde Predigt des Bischofs Ketteler gegen den „verdammten und verfluchten Freimaurer-Orden", gehalten vor Personen fast ausschließlich des niederen Standes, Schiffern, Arbeitsleuten und Bauern. Der Berichterstatter glaubte den großen Trumpf auszuspielen, indem er wegwerfend bemerkte: Als ob dem Freimaurerbunde für seine Mitgliedschaft an Schiffsknechten, Tagelöhnern und Bauern, gelegen wäre. Ihm erwiedert der Bischof*) „Wir können nicht aussprechen, wie uns diese Aeußerung tief verletzt und empört hat. Das ist der praktische Gegensatz zwischen Freimaurerthum und katholischer Kirche. Wir bekennen mit Jubel und mit Freude, daß uns an jedem Schiffsknecht, Tagelöhner und Bauer so viel gelegen ist, wie an jedem Fürsten und Könige, daß wir die Menschenwürde hoch über allen Unterschied setzen, der sonst die Menschen trennen kann, und daß wir eine Denkweise nur unaussprechlich beklagen können, die den reichen Fabrikanten höher schätzt als den armen Bauern".

Und in der That war ihm, der so antwortete, kein Stand zu gering, daß er ihm nicht seine ganze Aufmerksamkeit und thätige Liebe zugewandt hätte. Kolping, der sich bei der Mitwelt in den Herzen vieler Tausenden von Gesellen und Meistern ein lebendiges Denkmal errichtet hat und dem die Nachwelt, so lange sie nicht entartet, dankbar sein wird, hatte bei der Generalversammlung der katholischen Vereine zu Mainz am 8. und 9. October 1851 hinreißende Worte der Empfehlung für katholische Gesellenvereine gesprochen. „Ich, der ich selbst ein Handwerker war, betheuerte er gegen Schluß der zweiten Rede, will nichts anders, als nach meinen schwachen Kräften da-

*) Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein? S. 95.

zu beitragen, daß die Familien der ehrbaren Handwerker glücklich und zufrieden werden. Und kann ich auch nur ein paar Dutzend Handwerksburschen zu diesem Glück verschaffen, dann bin ich herzlich froh und will für diesen Gewinn gern ein paar Jahre in's Fegfeuer." Sobald er geendet hatte, bestieg Bischof von Ketteler die Tribüne, und nach Mittheilung des Unglücks, welches durch den während der Versammlung im Saale entstandenen blinden Feuerlärm hervorgerufen worden war, schloß er mit bewegter Stimme: *) „Wir wollen den Eindruck der Rede unseres guten lieben Freundes, der hier eben gesprochen hat, mit uns nach Hause nehmen; er hat so liebevolle Worte zu unserm Handwerkerstande gesprochen, daß es mich wirklich auf das Innigste gerührt hat. Gott der Herr gebe seinen Segen, daß seine Worte auf furchtbaren Boden gefallen sind und gute Früchte bringen."

Einen Monat später, am 16. November 1851, traten auf directe Anregung des Bischofs 35 Gesellen zu einem Vereine zusammen, und am 17. December jenes Jahres wurde der Mainzer katholische Gesellenverein durch den Vorstand des Cölner Vereins in den Rheinischen Gesellenbund aufgenommen. Unscheinbar und wegen der eigenthümlich zerfahrenen Verhältnisse des Mainzer Handwerkerstandes nur mühsam wuchs die junge Pflanzung. Aus dem bescheidenen Local im bischöflichen Seminar wanderte man im nächsten Frühjahre in einen gemietheten Saal (Nillius) über und führte den Verein am 24. October desselben Jahres durch sein erstes Stiftungsfest in der Liebfrauenkirche in die Oeffentlichkeit ein. Der Bischof richtete, im Anschluß an das von Kolping soeben veröffentlichte: „Für ein Gesellen-Hospitium," rührende und erschütternde Worte an die Gläubigen. Die alten Familienbande zwischen Meister und Gesellen, auf welche Vater und Mutter beim Abschiede des in die Fremde hinausziehenden Sohnes sonst ruhig vertrauen konnten, seien, Dank der Herrschaft des Unglaubens, zerrissen. Dafür sei jetzt der Geselle durch den bloßen Erwerb an den Meister gebunden und der Meister benutze den Gesellen wiederum nur zu seinem Erwerb. Durch die paar Worte des vierten Gebotes, angewendet auf das Verhältniß von Meister, Geselle und Lehrling, habe die geschmähte Vergangenheit eine Aufgabe vollkommen gelöst, vor der jetzt aller Witz der Aufklärung zu Schanden werde. Aber so etwas könne nicht auf einmal umgestaltet und

*) Verhandlungen der fünften General-Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands. S. 138.

durch Mandate oder Gesetze herbeidecretirt werden. Der Gesell sei und bleibe vorerst außer der ihm zum Ekel werdenden Werkstätte auf die Straße oder in's Wirthshaus gebannt und finde deßhalb von dem Augenblicke an, wo er das mütterliche Haus verlassen, mehrere Jahre hindurch die ganze Zeit seiner Wanderschaft nirgends einen Ruhepunkt, wo er im eigentlichen Sinne zu Hause sei, und müsse früher oder später dem allgemeinen Druck des ungeheuren Verderbens erliegen. Der Gesellenverein sei ein offenbar von Gott gesegnetes Ersatzmittel, um einen solchen Ruhepunkt, den allen Menschen nothwendigen äußeren Halt zum Guten zu gewähren.

Ohne Unterlaß pflegte der Bischof den Gesellen-Verein mit größter Sorgfalt. Nicht genug, daß er sich bemühte, tüchtige Geistliche als Präsides auszuwählen, daß er bei Gelegenheit kirchlicher und weltlicher Feste des Vereins sich stets persönlich betheiligte, den Tüchtigsten Preise mit aussetzte und eigenhändig überreichte, ließ er sich stets eingehend über den Stand des Vereines Bericht erstatten, empfahl dessen Bestreben durch Wort und Schrift. Seinem Eingreifen gelang es bald auch in Darmstadt, Bensheim, Bingen, Offenbach Gesellenvereine ins Leben zu rufen; ihnen galt auf den Firmungsreisen jedesmal auch sein Besuch. Durch ein Schreiben des Ordinariats vom 12. December 1856 wird allen Geistlichen empfohlen, nach Kräften bemüht zu sein, die Gründung und Erhaltung der Gesellenvereine zu fördern und der Unterstützung aller Katholiken zu empfehlen. Zu dem Ende sollen die in die Fremde ziehenden junge Handwerker auf den Verein aufmerksam gemacht, zum Eintritt dringend angehalten und an die Adresse des betreffenden Vereinspräses angewiesen werden.

Mit welch' dankbaren Gefühlen gegen Gott und gegen viele wohlthätige und opferwillige Menschen feierte der Oberhirt am 20. November 1876 das fünfundzwanzigste Stiftungsfest des Vereins zu Mainz in dem neuen stattlichen Hause in der Spritzengasse mit! „Viel Segen haben diese fünfundzwanzig Jahre dem Gesellen-Vereine gebracht. O wie herrlich, wenn unser Mainzer Gesellen-Verein in den folgenden fünfundzwanzig Jahren sich so weiter entfalten würde, wie dies bisher der Fall war!“ konnte der bischöfliche Festredner damals in Wahrheit ausrufen. *)

Wem aber war, abgesehen von Gottes Hilfe, ein solcher Erfolg zunächst zuzuschreiben? Dem Bischofe, der sich gleich von Anbeginn als

*) Predigten des Hochw. Herrn Wilhelm Emanuel Bischof von Mainz 2. S. 42 ff.

Protector mit seinem Namen und seinem ganzen Einflusse an die Spitze der Gesellen stellte, laut auf ihre Bedürfnisse hinwies, weitere und einflußreiche Kreise von der Nothwendigkeit und Möglichkeit der Neugestaltung des Handwerkerstandes überzeugte.

Gleich bei der ersten Vorstandssitzung am 20. November 1850 bemerkt das Protokoll, daß „dem Präses durch Vermittelung des Herrn Domprädendaten Dr. Heinrich 50 Thaler aus der Hand des hochwürdigsten Herrn Bischofs für den Verein zugestellt wurden." Von da an bis zu den letzten Lebensjahren ist alljährlich ein nicht unbedeutender Posten unter den Einnahmen des Hauses als „Geschenk Sr. bischöflichen Gnaden" aufgeführt. Die ersten den Gesellen zur Lesung gebotenen Blätter, wie das „Münster'sche Sonntagsblatt", das „Missionsblatt von Dülmen" wurden aus der bischöflichen Kasse bezahlt. Andere gute Zeitungslektüre ist dem Gesellenhause bis zuletzt durch das Bischofshaus geboten worden. Zu Verloosungen des Vereins gab der Protector Beiträge und mehr als einmal die ersten Treffer.

Als bei der Vorstandssitzung am 11. Januar 1864 für Einrichtung und Ausstattung des Hauses eine Anzahl Rechnungen angemeldet wurden, zu deren Deckung keine Geldmittel flüssig waren, überwiesen — sagt das Protokoll — Se. bischöfliche Gnaden dem Verein die Summe von 500 Gulden, um der Verlegenheit zu steuern. Einen Monat darauf, am 23. Februar, wird die Frage erörtert, ob es im Interesse des Gesellenvereins liege, einen Flügelbau gegen die Straße hin aufzuführen, um dem Lese-Verein, sowie den eigenen Zwecken des Gesellenvereins Localitäten zu schaffen, welche genügenden Raum bieten. Während der Schutzvorstand nicht darauf eingehen zu sollen glaubt, erklärt sich der Bischof gegen jede Veräußerung von Terrain und verbindet damit zugleich die Versicherung, für Beschaffung der zur Deckung des um Ostern fälligen Bautermins fehlenden Gelder Sorge tragen zu wollen.

Dem gegenwärtigen verdienstvollen Diöcesanpräses, Pfarrer Klepper von St. Peter zu Mainz, legte er in dem betreffenden Anstellungsdecret es ans Herz, nach den Bestimmungen und dem Geiste der Statuten, den Gesellen wahrhaft ein Vater zu sein und bemerkte, daß er (der Bischof) nicht zweifele, derselbe werde bei seiner Liebe zu den Gesellen*) diese Stelle mit demselben Eifer wahrnehmen, wie er bereits für die hiesigen Gesellen gewirkt habe.

*) Der Präses war selbst früher Tünchergeselle und als solcher Mitglied des hiesigen Gesellenvereins.

In Würdigung der Verdienste des Bischofs konnte der erwähnte Präses am Tage des 25jährigen Bischofsjubiläums dem Protector in Wahrheit die Versicherung aussprechen, daß „während die Arbeiter aller Parteien Ew. bischöflichen Gnaden wegen der Theilnahme in Wort und Schriften für die Interessen und die Rechte der Arbeiter hochachten, wir, der Gesellenverein, Sie nicht blos hochachten, sondern mit kindlicher Liebe lieben". In derselben Gesinnung schrieb der Vorstand in das Sitzungs-Protokoll vom 15. Juli, zwei Tage nach dem Tode des Bischofs: die Mitglieder des Gesellenvereins werden alle diesem ihrem hohen Gönner, dem sie die Gründung, das Wachsthum und Gedeihen des Vereins an erster Stelle zu verdanken haben, die letzte Ehre erweisen.

Gestützt auf solche segensreiche Erfahrungen wünschte er in ähnlicher Weise auch den Lehrlingen zu helfen. Da das Gesellenhaus, trotz seines geräumigen Neubaues für dieselben keinen Platz bot und andererseits eine Trennung der beiden Häuser in mancher Hinsicht empfehlenswerth schien, so wurde beständig die Erwerbung eines eigenen Lehrlingshauses im Auge behalten. Erst kurz nach dem Tode des Bischofs ging der Wunsch in Erfüllung. Heute steht in der Bauerngasse ein bescheidenes, aber ökonomisch eingerichtetes Haus, in welchem vorläufig gegen dreißig Lehrlinge Kost und Logis, über hundert dagegen ein Heim haben, wo sie, unter Aufsicht eines Geistlichen, an den Sonn- und Feiertagen in Ernst und Scherz sich erbauen und erholen. Wenn alljährlich am Stiftungsfeste der Gründer und Wohlthäter des Hauses gedacht wird, so steht des seligen Bischofs Name an erster Stelle.

„Weniger bekannt und besprochen (als das der Gesellenhäuser) — heißt es in dem Hirtenschreiben des Jahres 1859 über die Hauptbedürfnisse der Diöcese — ist das Bedürfniß von Versorgungsanstalten für arme D i e n s t m ä d c h e n und andere ledige Personen des weiblichen Geschlechtes, in denen sie bei anhaltender Kränklichkeit und im Alter ein gesichertes, sorgenfreies Unterkommen finden können. Ein Blick auf die wirklichen Verhältnisse zeigt uns den großen Nutzen solcher Anstalten. Nur wenige arme Mädchen sind als Dienstboten, Näherinnen u. s. w. im Stande, so viel von ihrem Verdienste zu ersparen, daß sie davon im Alter sorgenfrei leben können. Sie vermögen dies um so weniger, da sie ihre Verdienste oft mit armen Eltern theilen müssen. Arme Dienstmädchen haben daher die trostlose Aussicht, entweder der dürftigen Armenpflege in ihrer, ihnen oft

durch lange Abwesenheit ganz entfremdeten Heimath in der Zeit des Alters und der Arbeitsunfähigkeit anheimzufallen, oder aber sie sind gezwungen, für ein anderes Unterkommen zu sorgen, was dann so oft eine Quelle unbedachter Verbindungen, leichtfertiger Ehen und sündhafter Verhältnisse wird. Diese Uebelstände soll nun eine Versorgungsanstalt beseitigen und sie würde daher nicht nur eine große Wohlthat für wirklich hilflose Personen sein, sondern auch dadurch, daß sie allen noch gesunden und arbeitsfähigen Personen in den bezeichneten Verhältnissen für die Zeit der Noth ein sicheres Unterkommen in Aussicht stellte, ein Schutzmittel der Tugend und Sittlichkeit werden. Ich lege deshalb den Wunsch der Gründung dieser Anstalt insbesondere christlichen Frauen und Jungfrauen an's Herz, die das Verlangen haben, armen Mitschwestern eine große Wohlthat zu erweisen."

Einige Dienstmädchen in Mainz gingen alsbald auf die liebevollen Pläne des Bischofs ein und legten ihre Ersparnisse von dritthalb hundert Gulden in seine Hand, eine Wohlthäterin gab 500 Gulden. Im Vertrauen auf den Segen der seitens armer Dienstmädchen ersparten Kreuzer und jenes Geschenkes glaubte der Oberhirt das Unternehmen nicht mehr verschieben zu sollen. Unter dem 25. October erließ er die Statuten des Maria-Hilf-Vereins, trug allen Pfarrern auf, sie in ihrer Gemeinde zur Kenntniß zu bringen und den Verein zu empfehlen. Zweck desselben ist nach § 1 Unterstützung braver hilfsbedürftiger lediger Frauens-Personen durch jährliche Vertheilung von Prämien; Errichtung von Versorgungshäusern, theils zur Aufnahme hilfsbedürftiger Mitglieder des Vereins, theils zur Aufnahme bemittelter Personen, welche gegen eine Pension eintreten wollen. Der monatliche Beitrag von 50, beziehungsweise 40 Pf., Geschenke und Vermächtnisse werden zu je einem Drittel zur Gründung und Unterhaltung des Versorgungshauses, zu einer bestimmten Zahl Prämien von jährlich 60, bez. 48 Mk., zum Vermögen der Anstalt verwendet. Den Centralvorstand bilden der Bischof als Vorsitzender, vier Beiräthe und zehn angesehene Frauen der Stadt Mainz. Als der Vorsitzende den ersten Jahresbericht versandte, bemerkte er, daß der Verein ein Vermögen von beinahe 2000 Gulden gesammelt habe und in 54 Pfarreien bestehe. Das sei zwar ein kleiner, aber immerhin erfreulicher und wirksamer Anfang.

Heute nach zwanzigjährigem Bestande hat der Maria-Hilf-Verein ein Vermögen von 36,093 Mk., von welchen 10,872 Mk.

zur Gründung des Versorgungshauses gutgeschrieben sind. An Prämien wurden n den lctzten Jagren jährlich an 800 Mark vertheilt.

Enge verwandt in seinem Ziele, wenn auch nur beschränkt auf die Stadt Mainz, sollte sein das Haus für dienstlose Mägde bei den armen Schwestern vom hl. Franziscus in Mainz. Dasselbe wurde im December 1855 ins Leben gerufen, um „weiblichen Dienstboten für die Zeit, da sie ohne Platz und Arbeit sind, einen Aufenthalt zu gewähren, der sie vor Gefahren sichern kann, denen solche Personen zumal in großen Städten sich ausgesetzt finden. Die Schwestern versprechen den im Hause sich aufhaltenden Mädchen ein reinliches Obdach und Lager, eine einfache und billige Kost, dieselben, so lange sie im Hause sind, mit Arbeit zu beschäftigen und durch Beispiel und Belehrung zur treuen und eifrigen Erfüllung ihrer Standespflichten zu ermuntern. Wiederum war es der väterlich für alle besorgte Bischof, der die Angelegenheit betrieb, dieselbe in amtlicher Weise der Pfarrgeistlichkeit des Bisthums und auch den Nachbardiöcesen empfahl, wobei er überhaupt die seelsorgliche Thätigkeit der Ortsgeistlichen hinsichtlich der in die Stadt ziehenden Dienstmädchen als keine geringe darstellte.*)

Noch in den letzten Jahren und Wochen des Lebens beschäftigte ihn der Stand dieses durch Verlegung des Franziskanerinnen-Klosters einstweilen suspendirten Dienstmädchenhauses auf das Lebhafteste und er drängte beständig auf die Wiedereröffnung, holte sich über das Gedeihen ähnlicher Häuser in Cöln und Aachen noch eingehenden Bericht ein. Es freut uns, anfügen können, daß gegenwärtig dieses Werk ächt socialer Natur wieder in Angriff genommen wird.

Bei einem anderen Anlaß hat sich der edle Verstorbene mit eben so vieler Wärme als Anwalt und Fürsprecher der erkrankten Dienstboten, ortsfremden Handwerksgesellen und Taglöhner gezeigt. Ein Commissionsbericht des Gemeinderaths von Mainz im Jahre 1864 beantragte, von der Regierung die Verordnung zu erwirken, daß sämmtliche in Mainz in Arbeit stehenden ortsfremden Personen durch regelmäßige Entrichtung ihrer Beiträge an die Kasse des städtischen Hosspitals sich für den Fall ihrer Erkrankung Aufnahme und Verpflegung in dieser Anstalt zu sichern verpflichtet seien, als Bedingung ihrer Aufnahme oder ihres Aufenthaltes in hiesiger Stadt; womit selbstverständlich gesagt ist, daß außer den Verheiratheten und Verwittweten,

*) Ausschreiben des Ordinariats vom 24. Januar 1856.

die im Erkrankungsfalle sichere Pflege zu Hause finden, Niemand durch etwaige Verträge mit einer Privatanstalt von dieser Verpflichtung befreit sei." Damit würde hauptsächlich dem Vincenzspital ein schwerer Schlag versetzt worden sein. Sogleich griff der Bischof zur Feder und veröffentlichte, allerdings ohne ausdrückliche Namensnennung, einige treffliche Artikel im Mainzer Journal.*) Sein wohl begründetes Urtheil faßt er am Schluß in den Worten zusammen: wir glauben unsere Ansicht, daß der Antrag an sich ungerecht ist, daß er eine durch Nichts gerechtfertigte Beschränkung der persönlichen Freiheit der ärmsten Klasse der Bevölkerung enthält, und daß er endlich Lasten, die rechtlich der Stadt obliegen (ihre eigenen Kranken zu versorgen), ohne alles Recht auf fremde Arbeiter und Dienstboten legen würde, hinreichend erwiesen zu haben. Wir hoffen daher, daß der Gemeinderath ihn nicht adoptiren wird. Jedenfalls können wir erwarten, daß die Staatsregierung eine Maßregel nicht sanctionirt, die so sehr mit dem Rechte und dem Interesse des ärmeren Volkes in Widerspruch steht."**)

Die Worte schlugen ein, der Antrag wurde begraben, und die betreffenden Volksklassen haben bis zur Stunde ihre Freiheit, sich im Krankheitsfalle verpflegen zu lassen, wo und wie sie wünschen, dem Bischofe mitzuverdanken.

VI. Auf dem Gang durch die Diöcese.

Ein Mann, mit einem solchen Auge und Herzen für die gesellschaftlichen Mißstände innerhalb der verschiedenen Volksklassen und von so praktischem Sinne zur Hebung derselben geleitet, konnte auch auf den Visitations-Reisen, welche er alle drei Jahre durch die einzelnen Gemeinden seines Sprengels unternahm, diese Natur nicht verläugnen.

Es wird berichtet, er habe, da er noch Regierungs-Referendar in Münster war, stets mit Begeisterung von der Stellung eines Landraths gesprochen und sich als sein Ideal gedacht, in einer derartigen Stellung einmal recht viel zur Hebung des Wohlstandes und des Volkswohles überhaupt wirken zu können***). Bei den ersten Besuchen im Rodgau in der Gegend von Ober- und Niederroden fiel dem Bischof

*) Separat herausgegeben unter dem Titel: Beleuchtung des gemeinderäthlichen Commissionsberichtes über die Verhältnisse des Vincenz-Hospitales zu den ortsfremden und den städtischen Hospizien. Mainz, Sausen 1864.

**) A. a. O. S. 16.

***) Regensburger Marienkalender 1878.

die Oede der Gegend und der sehr beschränkte Theil der angebauten Gemarkung auf. Man erklärte ihm, daß es hauptsächlich an den nöthigen Meliorationsmitteln fehle. Da machte er den Vorschlag, man möge es einmal mit Lupinencultur versuchen, die sich in Westfalen in ähnlichem Boden sehr bewährten. Durch Vermittelung seines Bruders Wilderich, der selbst ein tüchtiger Landwirth war, wurde die Saat besorgt und sie hat von da an wesentlich das Fruchterträgniß und die Cultur im Rodgau steigern geholfen. In einigen Gemeinden, wie Mosbach, bringen die großen Staatsdomainen, in einer einzigen Pächterhand vereinigt, große Uebelstände für die Eingesessenen mit sich. Der Zustand zwingt sogar viele zur Auswanderung, da sie bei der schon zu weit gehenden Zerstückelung der Felder, kein Eigenthum für sich mehr erwerben können. Mehrmals hat der Verstorbene in zuständigen Kreisen die Sachlage angeregt und eingehender besprochen. Er war der Ansicht, daß Verpachtung der Domainen an die Gemeinde als solche und den Verhältnissen entsprechende Parcellirung und Ueberlassung derselben an die einzelnen Bürger das wohlthätigste Verwaltungssystem derselben sei. So komme der Gewinn der Gesammtheit und nicht einzelnen Privaten zu gut und die Seßhaftigkeit werde zusehends fortschreiten. Er selbst beabsichtigte, einen Bericht darüber, namentlich unter Hinweis auf gleiche Anträge in Preußen, an die erste Kammer zu senden und ließ sich zu dem Ende von der Behörde in Mosbach ein genaues Verzeichniß der bezüglichen Liegenschaften anfertigen.

Große Freude bekundete er auch öffentlich, wenn die Haltung der Schulkinder an Sauberkeit und Ordnung zugenommen und hauptsächlich durch den wohlthätigen Einfluß der Schulschwestern oder anderer Kräfte die früheren abstoßenden Erscheinungen verschwunden waren. Man kennt doch — rief er einmal seiner Begleitung zu — dieses H. kaum mehr wieder, so hat es sich verändert: früher schmutzige, vernachlässigte Kinder mit zerrissenen Kleidern, jetzt lauter reinliche und prächtige Knaben und Mädchen, und auch die Frauen und Männer haben zu ihrem Vortheil gewonnen. Ich glaube, die liebevolle Anleitung unserer Schwestern hat nicht wenig dazu beigetragen. Kleine bescheidene Arbeiterfamilien in einem zweckmäßig eingerichteten Häuschen mit Gärtchen und einigen Morgen Acker, die sich allmälig immer weiter emporgearbeitet hatten, besaßen seine ganze Sympathie und Anerkennung.

„Auf meinen vorjährigen Rundreisen, beginnt des Bischofs vorletzter Hirtenbrief von 1876, habe ich öfters von dem Verhältnisse gesprochen, in

welchem die christlichen Tugenden zum Wohlstand des Volkes stehen. Ich habe mir vorgenommeu, was ich hierüber in einigen Gemeinden gesagt habe, in diesem Hirtenbriefe für Euch alle eingehender zu behandeln." Er zeigt dann, wie ohne Religion und Sittlichkeit für die Mehrzahl der Menschen, für das eigentliche Volk kein allgemeiner Wohlstand möglich ist, wie dagegen die christlichen Tugenden denselben befördern. Bei dem Kirchen- und Schulvorstande, den er stets persönlich sprach, erkundigte er sich theilnahmsvollst nach dem wichtigsten Ereignissen, die für die Gemeinden von Nutzen oder Schaden gewesen und gab nicht selten sehr nützliche Winke.

Den Spar- und Darlehenskassen galt überall seine Nachfrage. Ihre Förderung empfahl er, wo er es für dienlich hielt, bei seinem herzlichen Abschiedsworte des Nachmittags der versammelten Gemeinde Wo er in einer sonst nicht wohlhabenden Gemeinde eine große Summe von Jahreseinlagen antraf, war ihm dies Grund genug, die Summe öffentlich zu nennen und seine herzliche Freude über solch sparsamen Sinn auszusprechen. Einer in seinen Augen nicht gerechtfertigten Vertheilung von Ueberschüssen gewisser Sparkassen für fernstehende Zwecke konnte er kein Verständniß abgewinnen, da er meinte, der Reingewinn aus den Pfennigen der Dienstboten und Handwerksleute gehöre, abgesehen von gemeinsamen Bedürfnissen, die sonst durch Steuern zu decken wären, den Einlegern selbst und nich Turnvereinen oder sonstigen Schaustellungen einiger Privaten.

Für die Arbeiterfamilien, welche in Bezug auf Wohnungs-Verhältnisse leider oft der Speculation der Häuserbesitzer, oder der herzlosen Fürsorge der Fabrikherren überantwortet sind, wollte Bischof von Ketteler, der in Mainz selbst, namentlich aber in der Fabrikgegend um Offenbach, die Dinge eingehender untersuchte, gegen Ende der sechziger Jahre wohlfeile und gesunde Wohnungen beschaffen und zu dem Zwecke vorläufig in Mainz einen Verein gründen. Ich fordere, schließt der nicht veröffentlichte bischöfliche Aufruf, alle auf, denen Gott es möglich gemacht hat, in guten gesunden Wohnungen zu leben, durch reiche Gaben mitzuhelfen, um auch ihren armen Brüdern diese Wohlthat zu verschaffen. Wegen Mangel an Theilnahme blieb der Entwurf damals liegen. Während des Concils hat Domcapitular Dr. Haffner das Projekt solcher Wohnungen für Offenbach in einem Schreiben an den Bischof nach Rom berührt. Wie flammt die alte Begeisterung plötzlich in ihm auf! „Wenn ich zurückkomme, will ich das Projekt aus ganzer Seele unterstützen. Gestern hatte

ich noch Gelegenheit, über die Bedeutung ähnlicher Unternehmungen zu sprechen. Ich brachte nämlich den Nachmittag in der über allen Ausdruck schönen Villa Spithövers zu. Dort hat dieser Mann, der im Jahre 1841 als Handwerksbursche mit 1 Franken in der Tasche in Rom seinen Einzug hielt, jetzt sich eine Villa eingerichtet, die der Lage, der Aussicht und der Größe nach nur wenigen nachsteht. Ich fand dort dem berühmten Herrn Mame aus Tours, der in seinen Papierfabriken und Buchbindereien an 3000 Arbeiter beschäftigt und diese große Arbeitermasse ganz im Geiste eines christlichen Familienvaters behandelt. Er legt jetzt für sie eine Arbeiterstadt an, und was er von der Einrichtung dieser Wohnungen mir erzählte, hat mich unendlich interessirt. Hätte ich doch einen solchen Mann in Offenbach! Ich bin allmälig zu alt, um für die Lösung der socialen Probleme im christlichen Sinne große Versuche zu machen, wie ich sie im Kopf und Herzen trage. Ich überzeuge mich nur immer mehr davon, daß dieses eine der großen und herrlichen Aufgaben der Zukunft sein wird, so wenig es bisher verstanden wird. Wo ich für den Rest meines Lebens Gelegenheit habe, irgend ein Stückwerk dieser großen Angelegenheit zu fördern, wird es immer zu meiner größten Befriedigung gereichen. Meine ganze Seele hängt an den neuen Formen, die die alten christlichen Wahrheiten in der Zukunft für alle Verhältnisse des Menschgeschlechtes schaffen werden, während mich nichts mehr erschlafft und so recht eigentlich an der Seele flügellahm macht, als das Treiben aller jener, die von dieser Gotteskraft der Kirche nichts wissen wollen." *)

Nachschrift.

Ein deutscher Staatsmann hat vor nicht gar langer Zeit den Vertretern der katholischen Grundsätze und Entwürfe auf socialem Gebiete vor versammeltem Hause zugerufen: Worte haben wir nun genug von Ihnen gehört, aber Werke auf socialem Gebiete haben wir von ihnen noch zu erwarten. Wäre jener Staatsmann nicht eine zu hohe Person, so könnte uns die Lust anwandeln, ihm ein Exemplar der Brochüre zuzusenden. Es könnte der Erfolg der Lektüre vielleicht das Bekenntniß sein: Allerdings, Bischof von Ketteler hat für die sociale Frage nicht bloß Worte, sondern Werke aufzuweisen.

Uebrigens hat Bischof Ketteler auch auf die allgemeinen leitenden Ideen in der socialen Frage, die nunmehr in allen Kreisen als

*) Briefe S. 411.

brennende behandelt wird, längst hingewiesen und dieselben aufs Klarste und Schärfste in seinen Schriften dargelegt. Wir werden auf diese literarische Thätigkeit in einer späteren Brochüre ausführlich zurückkommen und glauben dies um so mehr thun zu müssen, da die Grundsätze, welchen er huldigt, von der einen Seite einer unfruchtbaren und längst überwundenen Resignationsdoctrin beschuldigt, auf der anderen des offenkundigen Liebäugelns mit revolutionärem Socialismus nach den Plänen Lassalles geziehen werden. Eine schlichte und rechte Würdigung wird unseres Erachtens jedem beweisen, wie der gleich erfahrene wie unerschrockene Bischof von Mainz auch hier die rechte Mitte innehält, wie er weder den Reichen schmeichelt, noch die Armen verhetzt, weder der Kirche, noch dem Staate zu viel oder zu wenig Antheil bei der Lösung zuerkennt. Um einseitig zu sein, dazu fehlten ihm ebenso die Schranken des Ignorirens und der Vorurtheile, wie die Stacheln der Leidenschaften und des Parteigeistes. Ihm gilt des alten Römers Wort: *)

Non civium ardor prava iubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

---

*) Horat. III. 3.